

Quer durch die  
**Mandschurei**

in den Kämpfen  
gegen China 1900/01.



Feldzugserinnerungen und Erzählungen

von

**Alexander Wereschtschagin.**

Aus dem Russischen

von

**Ulrich,**

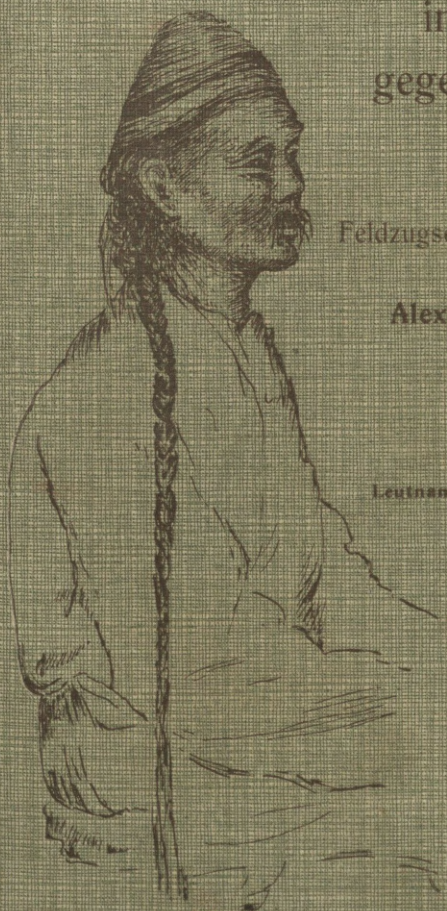
Leutnant im Inf.-Regt. Freiherr von Sparr  
(3. Westf.) No. 16.

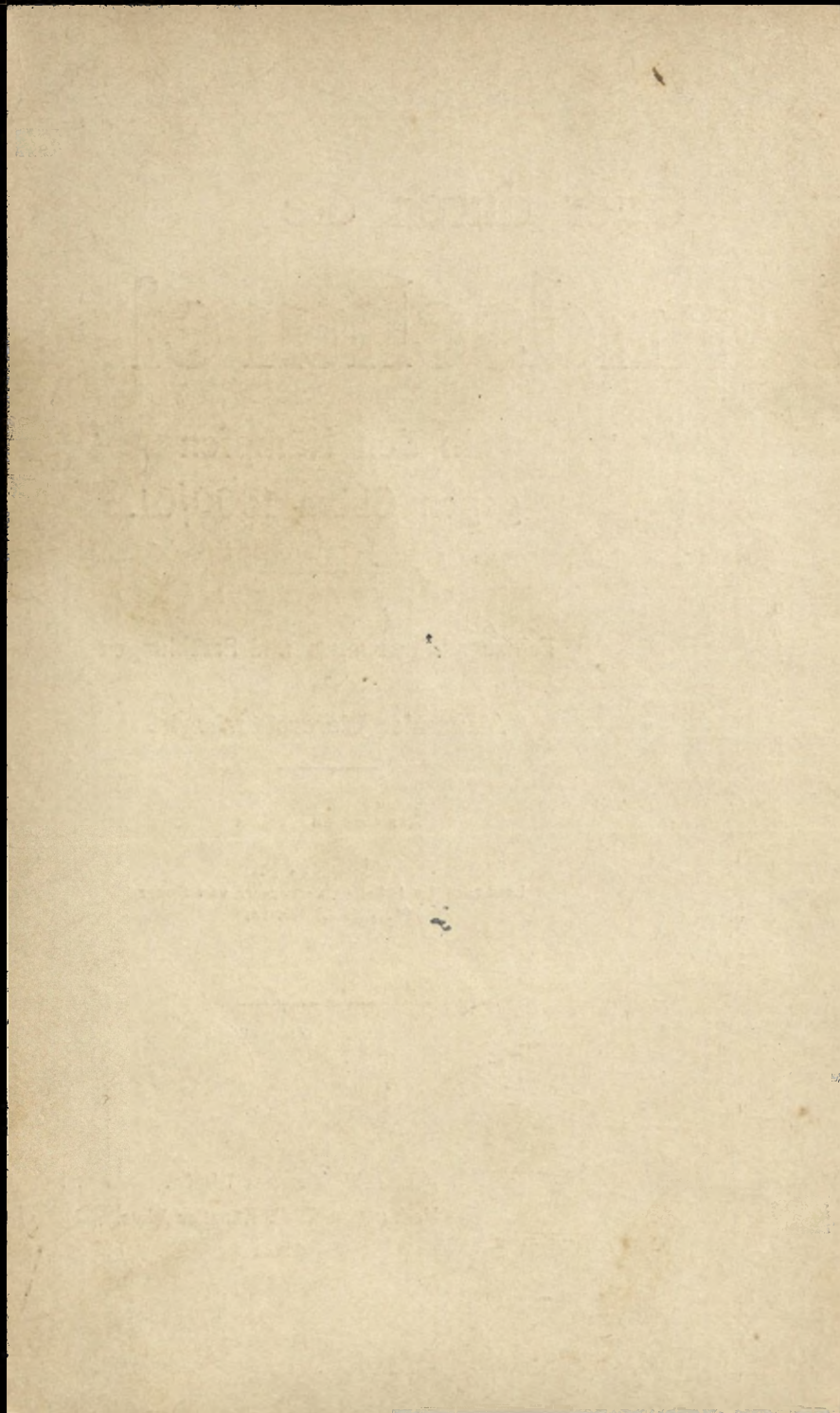


Mülheim am Rhein.

Verlag von C. G. Künstler Wwe.

1903.





~~7929~~

Umschlag  
mit

# Quer durch die Mandschurei

in den Kämpfen  
gegen China 1900/01.

Feldzugserinnerungen und Erzählungen

von

Alexander Werschitschagin.

Aus dem Russischen  
von

Ulrich,

Leutnant im Infanterie-Regiment Freiherr von Sparr  
(3. Westf.) Nr. 16.



GARNISONS-BIBLIOTH

\*  
ZU KRAKAU

Wülheim am Rhein.

Verlag von C. G. Künstler Wwe.

1903.

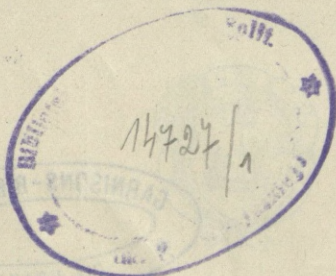
P  
7  
~~7929~~

355.9 (323.32)

5582.



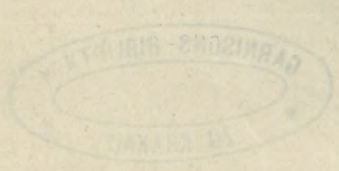
~~6585/11~~



Bereschtschagin,  
**Quer durch die Mandchurei**  
in den Kämpfen gegen China 1900/01.



THE UNIVERSITY OF CHICAGO  
CHICAGO, ILL. 60607  
1954





### 1. Von Petersburg nach Irkutsk.

Am 30. Juni 1900 bestieg ich in Moskau einen Wagen der sibirischen Eisenbahn, um nach Chabarowsk zu fahren. Ich war zur Verfügung des Generalgouverneurs des Amurgebietes nach China kommandiert; ich kannte den General Grodekow schon von dem Feldzuge gegen die Tschinggen im Jahre 1881: Er war damals der Chef unseres Generalstabes. Obgleich die Unruhen in Peking bereits begonnen hatten und die Gesandtschaften schon belagert wurden, war von kriegerischen Unternehmungen in der Mandchurei noch nichts zu hören. Ich hatte den hehlichen Wunsch, dieses sagenhafte Sibirien einmal kennen zu lernen, mit seinen wilden Völkerstämmen, mit den unermesslichen Wäldern und zerrissenen Klüften, den Baikalsee und die Schilka zu sehen, den Amur, ja, auf der mandchurischen Eisenbahn zu fahren und vielleicht bis zum Gestade des Stillen Ozeans vorzudringen. Mit einem Wort — ich wollte das Leben im Daljnij Wostok, im fernen Osten, aus eigener Anschauung beurteilen können.

Ein Hauptvorteil der sibirischen Eisenbahn ist der, daß man, ohne umzusteigen, direkt bis Irkutsk fahren kann — etwa 6000 Werst.

Mit mir zusammen fuhr ein General mit seiner Frau und etwa 10 Offiziere, zum größten Teile aus dem Generalstabe. Bald waren wir untereinander bekannt ge-

worden; hierzu half noch besonders der gemeinsame Mittagstisch, zu dem wir uns alle zur festgesetzten Zeit versammelten.

„Ein Tag und eine Nacht gibt 24 Stunden“, sagt das Sprichwort. Auf das Leben in einem Zuge der sibirischen Bahn paßt es ganz besonders. In 24 Stunden durchheilt man eine ungeheure Strecke. Schon dehnen sich endlich die Steppen von Samara vor den Blicken aus. . . Dort ist Ufa, dort der Ural.

Es ist morgens. Die ersten Sonnenstrahlen leuchten soeben über die Berge. Ich gehe in den Speisewagen. Es ist niemand darin. Alles schläft noch. Nur ein verschlafener Kellner geht um die Tische herum und wischt sie mit seinem Staubtuche ab. Ich setze mich an das Fenster und genieße die schöne Natur. Wie herrlich ist die Gegend von Slatoust! Die reine Schweiz, Felsen, Wälder, plötzlich leuchtet aus den dunklen Stämmen eine smaragdgrüne Wiese heraus und weit hinten blickt silbern die Flut eines Sees herüber.

Endlich wurde auch Slatoust mit seinen Kirchen und Kapellen am Fuße des Gebirges sichtbar. Auf dem Bahnhof werden in kleinen Buden die Erzeugnisse dortiger Handwerker feilgeboten: Tischmesser, Gabeln und andere Kleinigkeiten. Mein Reisegefährte in demselben Wagen, ein ehrwürdiger, schon ergrauter Herr in grauem Gehrock und Strohhut, kauft mit großem Eifer verschiedene Kleinigkeiten, schmiedeeiserne Körbchen, Statuetten, Messer und ähnliches.

Nach einigen Stunden sind wir in Tscheljabinsk. Noch einmal fängt hier die Lauferei meines alten Herrn an, und die Hände voll steinerner Vasen, Kästchen, Linten- und Sandfässer, Produkte aus Zekatrinenburg, kommt er zurück. Eine Unmenge verschiedener Gegenstände aus einer Art Stein, „steinerner Flachs“ genannt, werden hier angeboten. Auch an Tscheljabinsk

fahren wir vorüber. Die Landschaft verändert ihr Gepräge. Die endlose Steppe von Barabasch hatte begonnen. Sie zieht sich hunderte von Werst ins Land. Hier hatten die Erbauer der Bahn schon nicht mehr nötig, sich mit Dynamit einen Weg durch den Felsen zu bahnen, wie bei Slatoust, und für eine Werst 100 000 Rubel aufzuwenden. Auch die Steppe ging vorüber, und wir kamen in die Wälder. Taiga und immer wieder Taiga. Wie es in ihrem Innern aussieht, weiß ich nicht, doch was man von der Bahn aus sehen konnte, war nicht gerade sehr anziehend. Bisher hatte ich mir vorgestellt, daß die Taigen Sibiriens von vielhundertjährigen Wäldern gebildet werden. Doch man sieht nur einen dünnen Fichtenwald, dann und wann mit Zitterpappeln untermischt. Nur von Zeit zu Zeit finden sich schöne Laubwaldungen.

In der Nähe einer kleinen Station, deren Namen ich mir nicht gemerkt habe, erhoben sich dichte Rauchwolken. Weite Waldflächen brannten. Zeitweise war der Rauch so stark, daß es unmöglich schien, weiter zu fahren. Rechts und links neben dem Schienenweg loderten die Flammen. Nur einzelne Baumriesen waren von dem Brande verschont worden und wiegten ihre Wipfel in stolzer Höhe, als ob sie um ihre Einsamkeit trauerten.

Weiter und weiter braust der Zug, vorbei an den kleineren Stationen und nur an den größeren Halt machend. Neben den Stationen sind einfache Holzstische aufgeschlagen, hinter denen kleinrussische Einwanderer Milch, gebratene Fische, Kalbfleisch, Brot und andere Erwaren verkaufen.

Im Zuge spricht man von den Ereignissen in China. Die verschiedensten Vermutungen werden laut: Was, wie und warum. Niemand weiß etwas Bestimmtes. Die Zeitungen treffen mit immer größerer Verspätung ein. Ueberall suchen wir die Post aufzutreiben. Auf einer

Station verbreitet sich das Gerücht, die Chinesen hätten Blagowestschensk erobert. Niemand schenkte dieser Nachricht Glauben, doch wurden einige Passagiere, besonders die verheirateten, recht kleinmütig. Doch da ist endlich auch eine Zeitung.

„Nein! Was für eine Torheit! Am Tage Blagowestschensk anzugreifen! Eine Stadt von 30 000 Einwohnern“ — ereiferte sich ein Hauptmann des Generalstabes, der im Speisewagen saß. Er hielt diese neueste Nachricht gedruckt in seinen Händen.

„Wie? Was? Lesen Sie vor! Wie ist das gekommen?“ fragt man von allen Seiten. Der Hauptmann liest laut vor, wie die Chinesen von dem Orte Sachaljanje aus das Feuer auf Blagowestschensk eröffnet haben. Die Erläuterungen und Vermutungen nehmen kein Ende. Man vermutet sogar, daß Irkutsk selbst gefährdet ist. An diese letzte Nachricht glaubt natürlich niemand. Trotzdem entspann sich eine heftige Debatte hierüber.

Es ist 9 Uhr abends. Der Speisewagen ist erleuchtet. Der eine liest Zeitungen, der andere trinkt Thee. An drei Tischen wird Whist gespielt. Ich setze mich an einen Tisch heran und sehe dem Spiele zu. Von Zeit zu Zeit blicke ich auch zum Fenster hinaus. Im Halbdunkel der Nacht fliegen tiefe Waldschluchten und ungangbare Tälgen an meinen Augen vorbei, als ob es ein Zauberpiel wäre. Und ohne, daß ich es will, kommen mir die Gedanken: „Vor noch nicht allzulanger Zeit eilte nur der Wolf und der Fuchs durch diese Wildnis! Bären hausten in ihren Höhlen und der heimtückische Luchs lauerte auf seine Beute. Grunzend suchte der Keiler mit seiner Rotte Zuflucht unter der schützenden Eiche, um Mast für seine Friischlinge zu finden. Und jetzt jagt der Zug durch dieselben Gegenden, von Zeit zu Zeit die schweigenden Wälder mit seinem schrillen Pfiff erfüllend.“

Es ist 1 Uhr nachts. Der Whist ist zu Ende, man geht zum Hazardspiel über. Einige Verständigere gehen schlafen. Ein stattlicher Oberleutnant der Infanterie mit einem vernarbtem Hieb auf der Wange hält die Bank. Die Waffentröcke sind aufgeknöpft. Mit tiefer Bassstimme fragt er seine Partner. Sie werfen ihm die Karten zu. Ein blutjunger Leutnant mit krausem, rabenschwarzem Haar springt vom Stuhle auf und ruft: „Hundert Rubel auf die 5.“

Herr Leutnant, Sie spielen recht gewagt. Wollen Sie denn so weiterspielen? Und wie wollen Sie an das Ziel Ihrer Reise gelangen?“ fragte ich ihn. —

„Herr Oberst, ich bekomme in Sretjensk noch 540 Rubel Reisegeld. Das hat nichts zu sagen! Ich komme schon hin“, lächelte er. Die Passagiere trennen sich. Im Zuge wird es still.

## 2. Von Irkutsk nach Sretjensk.

Irkutsk ist eine geräumige Stadt. Die Straßen sind breit und es gibt schöne Gebäude aus Stein. Die Stadt zieht sich am rechten Ufer der Angora hin. Die Strömung dieses Flusses ist reizend schnell und sein Wasser außerordentlich kalt, sodaß es nicht gut sein soll, darin zu baden. Der Bahnhof liegt auf dem entgegengesetzten Ufer. Gegen Mitternacht fuhr ich allein weiter. Am Morgen sehe ich aus dem Fenster — langsam windet sich der Zug an dem linken Flußufer hin, das zahllose Krümmungen macht. Der Bahndamm ist so schmal, daß es vom Fenster aus scheint, als ob wir im Wasser führen. Je weiter wir kommen, um so höher werden die Berge und schließlich erblickt man von der Höhe eines Felsens den Baikalsee. Bei Gott, ein herrlicher Anblick! Der 60 Werst breite See liegt ruhig und glatt wie ein Spiegel. Dank der hohen Ufer ist seine ganze Breite

zu übersehen. Seine Länge ist nicht zu erkennen, da er sich in der Ferne im blauen Frühnebel verliert. Der berühmte Eisbrecher „Baikal“ war nicht in Tätigkeit — er wurde, wie gewöhnlich, repariert und lag seitwärts vor Anker, während die Passagiere durch die Dampfer des Kaufmanns Sjemtschinoff befördert wurden. Dieser Ehrenmann macht sich die günstige Gelegenheit zunutze und schröpft uns unbarmherzig. Ich bezahlte für ein Bud (40 Pfund) Bagage 50 Kopeken bei einer Strecke von nur 60 Werst. Die Einrichtungen — Dämme und Landungsbrücke — sind wahrhaft großartig, und ich habe noch nie wieder Balken von solcher ungeheurer Dicke gesehen. Sie sind mit entsprechend massiven Klammern befestigt und scheinen für Jahrhunderte erbaut zu sein. Der Landungssteg erstreckt sich weit in den See hinein, und man kann ruhig darauf spazieren gehen. Die Natur ist entzückend schön, die Luft wunderbar rein. Es ist ein Genuß, hier zu stehen und das herrliche Panorama zu betrachten. Senkrecht steigen die mächtigen, unwegsamen Gebirgswände aus dem Wasser auf, nicht der schmalste Streifen eines Ufers liegt zu ihren Füßen. Die Tiefe des Sees muß ungeheuer sein. Und gerade hier soll bekanntlich die Bahn um den Baikalsee geführt werden. Ein großartiges Werk menschlichen Erfindungsgeistes!

Ich gehe auf die Landungsbrücke. Posten mit geladenem Gewehr stehen darauf, und zwischen diesen Posten zur Zwangsarbeit Verurteilte mit ihrem armseligen Hausgerät. Männer, Weiber und Kinder. Ein Mann mit schwarzem, struppigem Bart in einem grauen, groben Kittel mit einer Mütze aus gleichem Stoff geht, mit seinen Ketten klirrend, auf eine bleiche, junge Frau zu. Auf ihren Knien liegt ein Kind. Schweigend nimmt er es auf seine Arme, herzt und küßt es, und legt es dann wieder nieder. Die Posten wehren ihm nicht.

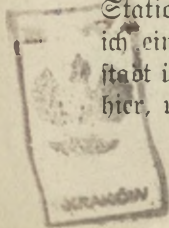
überhaupt benahmen sich, soviel ich gesehen habe, die Soldaten den Gefangenen gegenüber sehr entgegenkommend, und kein einzigesmal habe ich ein Schimpfwort gehört.

Über den Baikalsee fuhren wir in vier Stunden. Von dort bis nach Sretzensk sind es noch etwas mehr als 1000 Werst. Ringsum Wald und immer wieder Wald. Doch sind auch hier die Wälder in keinem guten Zustande, da sie durch die häufigen Brände meilenweit zerstört werden. Plötzlich halten wir kurz vor der Station „Chinesische Furt“. — Was hat das zu bedeuten? — Alles eilt zum Zugführer. An einem Abhang hat sich ein großer Erdblock gelöst und ist auf die Schienen herabgestürzt. In der heißen, sengenden Sonne arbeiten etwa 200 Chinesen mit blauen Pluderhosen bekleidet. Ihre nackten, schwarzbraun glänzenden Rücken blenden das Auge. Alle haben lange, schwarze Böpfe, die bei einigen auch um den Kopf zusammengeschlungen sind. Die Soldaten, die sich in unserem Zuge befanden, waren ausgestiegen, zu den Chinesen herangetreten, sprachen und scherzten mit ihnen. Einer nimmt einem Chinesen einen Spaten ab und zeigt ihm, wie er arbeiten soll. Dieser lacht von ganzem Herzen, reißt seinen breiten Mund auf und zeigt eine Reihe blendend weißer Zähne.

Wir fahren weiter. Noch immer lassen die Soldaten die Chinesen nicht in Ruhe und machen ihnen verschiedene Zeichen mit den Händen. Fene wieder lachen und winken mit den Spaten.

### 3. Von Sretzensk nach Pokrowki.

Ich hatte kaum erwartet, daß Sretzensk eine richtige Station, geschweige denn eine Stadt sei. Dagegen fand ich eine Niederlassung vor, die manche russische Kreisstadt übertrifft. Alles, was man wünscht, bekommt man hier, um gar nicht von den seidenen Waren zu reden.



Es ist der 15. Juli, der Tag des heiligen Wladimir. Die Hitze ist groß. Ich lasse mich auf einer Fähre über die Schilka setzen und begeben mich zu Fuß zum Hafen. Am Billetschalter wurde mir erklärt, daß morgen der Dampfer nach Blagowestschensk abgehen sollte, also am 16. Juli, wann wir aber von Blagowestschensk weiterfahren könnten, dies sei unbekannt, da die Verbindung in Chabarowsk nicht frei ist. Von Nigum aus, unweit Blagowestschensk, schossen die Chinesen auf unsere Dampfer.

Rings um den Hafen herrscht reges Leben: Truppen, Armeematerial, Rekruten, noch in ihren heimatischen Trachten, Waffen, Munitionskästen und anderes. Alles dies wurde angefahren, abgeladen und auf die Schiffe verfrachtet. Zu diesen Arbeiten hatte man gegen 200 Ansiedlerfamilien nötig gehabt. Ein Teil von diesen war in das Innere Sibiriens gegangen, andere waren in die Heimat zurückgekehrt, andere wieder waren in Sretzensk geblieben, da sie nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten. Es herrschte mit einem Worte ein buntes Durcheinander. Ich ging einmal durch die Stadt, kaufte verschiedenes für die Reise ein und kehrte auf den Dampfer zurück. Außer mir fuhren noch 15 Offiziere mit, alle nach verschiedenen Städten: nach Chabarowsk, Nikolsk, Ussurisk, Wladiwostok, Port Arthur usw. Einige hatten auch ihre Gattinnen mitgenommen. Der erste Tag vergeht, der zweite bricht an, es ist jedoch nichts über die Abfahrt des Dampfers zu hören. Alle Postfächer, welche wir mitnehmen sollten, waren auf der Landungsbrücke aufgestapelt worden, versiegelt und mit Ketten verschnürt, die fast allen Platz wegnahmen. Posten wachten scharf darüber, daß niemand zu nahe heranging. Wie es hieß, befand sich in den Paketen für mehrere Millionen Rubel Papiergeld, das für die Kasse in Chabarowsk bestimmt war. Wie,

werden wir denn noch immer nicht abfahren? Ich werde mich erkundigen. Es stellt sich heraus, daß die Postbehörde sich nicht entschließen kann, eine so wertvolle Sendung ohne militärische Bedeckung abzuschicken, und sie hat deshalb den den Truppentransport leitenden General um wenigstens eine halbe Sotnie gebeten. Der General will die Bedeckung jedoch nicht bewilligen, und so warten und warten wir. Die Offiziere vertrieben sich die Zeit mit Kartenspiel. Sie hatten sich dazu ein Eckchen in der oberen Kajüte ausgesucht, wo der Wind angenehm hindurchwehte und die unerträgliche Hitze milderte. Ich sehe, ihre Damen sind auch dabei. Sie sind alle sehr lustig. Agenten der Dampfergesellschaft, Offiziere, Ingenieure, alles hat sich am Spieltisch vereinigt. Das Geld geht von einer Hand in die andere. Lange beobachtete ich sie. Schließlich legte ich mich schlafen. Am anderen Morgen gehe ich hinauf und finde sie noch immer beim Spiel, doch sind es nur noch fünf, die ausgehalten haben: zwei Damen, ein Agent, mein Freund, der Leutnant K., ein großer, brünetter Offizier mit einer Brille, und noch ein anderer Offizier. Der Leutnant K. hatte alles verloren, doch war er deshalb nicht schlechter Laune. Auch die Damen hatten verloren, nur der Agent hatte gewonnen, weshalb er sie denn auch alle mit Sekt bewirtete.

Die Schilka imponiert durch ihre massigen Felsenufer. Wenn man auf dem Strome fährt, so kommt einem unwillkürlich der Gedanke: wenn nur kein Unglück passiert, denn bei diesen steilen Ufern kommt kein Mensch an das Land. Man würde rettungslos wieder zurückfallen. Auch fällt die gleichmäßige Gestalt der Ufer auf. Dicht hinter der Stadt liegt ein mir bekannter Felsen. Gestern war ich auf einem Regierungsdampfer hinausgefahren, um den Sprengungsarbeiten mit Dynamit zuzusehen, die zur Anlage einer Seeres-

straße hier vorgenommen werden. Soeben war der Befehl aus Petersburg eingetroffen, von Gretjensk nach Pokrowki längs des Ufers einen Weg zu bauen, koste es, was es wolle. Dieser Befehl war veranlaßt durch die traurige Tatsache, daß die Schilka im Sommer sehr leicht wird, und da keine festen Landstraßen vorhanden sind, so ist jede weitere Verbindung abgeschnitten. Am Abend vor meiner Abreise fuhr der General N., welcher zur Leitung des Truppentransportes hierher kommandiert war, hinaus, um der Sprengung der Felsen zuzusehen, wozu er mich liebenswürdigerweise ebenfalls eingeladen hatte. Mit jeder Entladung des Dynamits stürzten große Felsblöcke in den Strom, was auf den Kapitän unseres Dampfers einen sehr unangenehmen Eindruck machte. Er knurrte vor sich hin: „Hier kann man schon so kaum vorbeikommen, nun werden noch Felsblöcke auf den Grund geworfen, damit gar keine Durchfahrt mehr da ist!“ Tatsächlich rollten alle Steine von den steilen Felsen in den Fluß und versperren ohne Erbarmen das Fahrwasser. Das Schauspiel, wie der Felsen gesprengt wurde, war sehr schön und interessant.

Unser Dampfer, mit dem wir nach Pokrowki fahren sollten, war zwar klein, aber sehr gemütlich. Wir richteten uns recht behaglich ein. Zwei Kajüten wurden den Damen überlassen. Eine Amerikanerin fuhr mit uns, eine junge Blondine, sehr lustig und gesprächig. Sie fuhr nach Schanghai, um dort mit ihrem Manne zusammenzutreffen.

Mittags. Furchtbare Hitze. Da Ebbe war, fuhr der Dampfer sehr vorsichtig. Ich stehe an Deck und freue mich der Landschaft. Wie zwei riesige Wände erheben sich zu beiden Seiten die felsigen Ufer. Ihre Höhen sind hier und da leicht bewaldet. Die Krümmungen des Flusses sind teilweise so stark, daß er sich zu einem See erweitert. Die Wasserfläche ist spiegelglatt. Nur einige

schneeweiße Wogenkämme verraten, daß dort unter dem Wasser Klippen sein müssen, an denen der Strom sich laut brausend bricht.

„Fünf Fuß!“ ruft monoton der Matrose an der Spitze des Schiffes und wirft dabei eine Stange aus, die mit schwarz-weißen Ringen von je Fußbreite versehen ist — der Fußstock. Unser Kapitän, ein kleiner, stämmiger, noch junger Mann mit glattrasiertem Gesicht, steht auf der Kommandobrücke und blickt und lauscht wachsam um sich. Wieder kommen wir an eine Biegung heran. Die Strömung ist äußerst schnell, und schon in einer Minute kann man auf eine Klippe geschleudert sein.

„Viereinhalb, viereinhalb“ — ruft der Matrose und sieht nach dem Kapitän.

„Vier Fuß, vier Fuß“ — ertönte nochmals seine Stimme.

„Stopfen“ — kommandiert der Kapitän durch das Sprachrohr dem Maschinisten. Zwei Seeleute drehen mühsam das Ruder herum. Wir machen beinahe kehrt und kommen schließlich mühsam an der gefährlichen Stelle vorüber. Wir atmen auf. Ich gehe über das Verdeck nach der Spitze des Schiffes. Hier hatte sich zwischen dem Gepäck und dem Handkoffer der Reisenden unsere Gesellschaft zusammengefunden, Oberst N. vom Generalstab, ein kleiner, breitschultriger, massiger Mensch, wie die Ufer der Schilka. Neben ihm hatte es sich die Amerikanerin recht bequem gemacht. Sie hatte ein weiches Kissen unter den Kopf gelegt, die Füße in einen Reisesack gesteckt, und fächelte sich nun eifrig mit einem Fächerchen Luft zu, um das erhitzte Gesicht abzufühlen.

Man hört die bekannte Stimme des Obersten. Die Amerikanerin gibt ihm englischen Unterricht. Gut, gut! So vertreiben sie sich wenigstens die

Zeit. Die Amerikanerin fächelt sich weiter mit dem Festschen, wie mit einem Fächer, Luft zu.

Und dabei nebenan die unheimlichen Felsenuser, die gurgelnden Stromschnellen und Untiefen. Gegen abend wehte Brandgeruch vom Lande herüber. In der Ferne erhob sich eine dicke Rauchwolke. Wieder ein endloser, hunderte von Werst zerstörender Waldbrand. Wo diese Brände beginnen und wo sie enden, das weiß Gott.

Nach etwas mehr als 24 Stunden kamen wir wohlbehalten in Bogrowki, einem kleinen Dörfchen, an. Hier begann bereits der Amur — bei dem Zusammenfluß der Schilka und des Argun. Von hier aus fahren Dampfer von bedeutend größerer Konstruktion. Wir fahren noch an demselben Tage weiter nach Wlagoweschtschensk.

#### 4. Von Bogrowki nach Wlagoweschtschensk.

An vielen Stellen ist der Amur so verzweigt, daß es schwer ist, seine Ufer zu unterscheiden.

„Was ist das hier — der Amur oder ein Nebenarm?“ — frage ich den alten Lotjen. Dieser sitzt schweigend auf dem Bänfchen neben dem Steuerrad und zeigt nur von Zeit zu Zeit durch eine Handbewegung dem Steuermann an, nach welcher Seite er zu lenken hat.

„Ein Seitenarm!“ murmelt er und ist schon wieder in seine Beschäftigung vertieft. Von diesen Armen gibt es eine endlose Menge. Der Amur ist mit den verschiedenartigsten großen und kleinen Inseln bedeckt. Das Wunderbarste an diesem Strome aber ist die Verschiedenartigkeit seiner Ufer. Das russische Ufer, das linke, ist mit wenigen Ausnahmen unbewohnt und unzugänglich. Nur selten sieht man hier eine Niederlassung oder ein Dorf und dabei nur dürres Weideiland und dürftige Felder.

Den ganz entgegengesetzten Charakter zeigt das rechte, chinesische Ufer, obgleich auch dieses stellenweise wild und zerklüftet ist. Hier sieht man üppige Wiesen, deren Erträge jedoch anscheinend niemand ausnützt. Nirgends waren Heuschaber oder Heuhaufen zu sehen. Wenn auch der vergangene Sommer durch den Krieg sehr beunruhigt war, so hätte man doch, wenn überhaupt hier das Heu geerntet wurde, irgend welche Ueberreste aus früheren Jahren gesehen. Doch nichts von alledem. Immer wieder Steppe und Einsamkeit. Nur ein einziges Mal konnten wir vom Dampfer aus einen Chinesen erkennen. Er lief schnell am Ufer entlang, bald in hohem Grase verschwindend, bald wieder sichtbar werdend. Seine Erscheinung war so unerwartet und eine so große Seltenheit, daß alle Passagiere ihn beobachteten, bis er den Blicken entschwand.

Von einer Station aus, deren Name mir entfallen ist, überholten wir häufig Truppentransportdampfer. Es waren Schiffe mit 2 Berdecks, in Amerika erbaut, mit einem Triebrad, welches sich unter dem Hinterteil befand.

Was sind das für Dampfer? Wohin fahren sie, und wer befehligt die ganze Flottille? Diese Fragen legten wir einander vor. Als wir einmal hielten, um Holz zu verfrachten, erfuhren wir, daß es das Detachement des Generals Kennenkampf sei. Er hatte den Auftrag, das rechte Ufer vom Feinde zu säubern, sich dann mit dem Detachement Gribzki so schnell als möglich zu vereinigen und mit ihm zusammen Nigun zu nehmen, das die Chinesen noch immer besetzt hielten, und wo sie unsere Dampfer nicht vorüber ließen. Wir biegen um einen Felsvorsprung und haben eine weite Wasserfläche vor uns. Ein herrliches Schauspiel bietet sich meinem Auge. Der Amur hat sich außerordentlich verbreitert. Weit, weit erglänzt die blaue Fläche des Stromes, und auf

dieser blauen Fläche folgten in langem Zuge Dampfer auf Dampfer, alle blendend weiß, hinter sich am wolkenlosen Himmel eine Rauchsäule zurücklassend. Ohne Fernglas konnte man mit dem bloßen Auge erkennen, daß dies alles Truppentransportschiffe waren. Soldaten in weißen Drillströcken oder in Hemdsärmeln. Ich beginne zu zählen, wieviel Dampfer es im ganzen sind. Ich zähle 12. Wenn auf jedem von ihnen nur 400 Mann untergebracht sind, so ist der Transport doch 5000 Mann stark.

Da wird von einem Dampfer ein Signal gegeben. Die ganze Flottille dreht bei, und wir steuern am chinesischen Ufer entlang. Ich sage „wir“, weil unser Dampfer, um Gefahren zu vermeiden, sich den Militärschiffen angeschlossen hatte. Wir gehen gerade einem hohen Felsen gegenüber vor Anker, auf dessen schwindelnder Höhe es unsere Kosaken schon verstanden hatten, ein kleines Kreuz anzubringen. Als wir landeten, war Kennenkampfs Detachement schon nicht mehr zu sehen. Er suchte den Gegner auf. Ich gehe an Land. Welch üppige Kräuter und Gräser. Ich verschwand vollkommen darin. Und wie herrlich es duftet, einfach wunderbar.

Wir warteten Kennenkampfs Rückkehr nicht ab, sondern stiegen auf den Dampfer und fuhren weiter. Als wir schon nicht mehr weit von Blagowestschensk entfernt waren, bemerkten wir einen roten Widerschein am Himmel. Das chinesische Dorf Sachaljanje brannte lichterloh, das Blagowestschensk gegenüber liegt. Die Chinesen hatten von hier aus auf Blagowestschensk geschossen, und das Dorf war von den unsrigen völlig zusammengeschoffen und dann in Brand gesteckt worden.

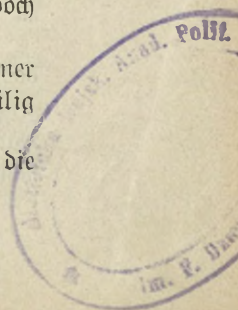
## . 5. Blagoweschtschensk.

Soeben hatte unser Dampfer am Quai angelegt, als ein ganzes Bataillon Soldaten zum Übersegen heranzugehen kam. Ich begleitete dieselben nach Sachaljanje. Hier hatte sich das Detachement *Kennenkampf* bereits eingerichtet. Im Halbdunkel sah ich, vom hellen Widerschein des brennenden Dorfes beleuchtet, Gruppen von Offizieren und Soldaten. Mit besorgten Mienen standen sie zusammen, da sie nicht wußten, wohin man sie führte und wie diese Expedition endigen würde. Über die chinesischen Truppen wurden die widersprechendsten Gerüchte laut. Die einen behaupteten, daß die Chinesen erbärmliche Feiglinge seien und nicht dem geringsten Ansturm unserer Truppen standhalten könnten, andere wieder behaupteten im Gegenteil, daß sie sehr ausdauernde Gegner seien, und daß Chinesen, wenn die Kosaken versucht hätten vom Pferde aus sie niederzuhauen, sich zu Boden geworfen hätten, sodaß der Kosak sie mit dem Säbel nicht erreichen konnte. Dann aber hätten sie, auf dem Rücken liegend, die Kosaken vom Pferde herabgeschossen.

Es ist morgens. Wir begeben uns alle auf die Suche nach einem freien Hotelzimmer. Ich hatte das Glück, ein recht schönes, in unmittelbarer Nähe des Hafens, zu finden, und siedelte alsbald dorthin über. Das Zimmer kostete täglich 5 Rubel. Man redete in der ganzen Stadt nur von der Ertränkung der chinesischen Einwohner Blagoweschtschensk im Amur. Trotzdem sich dies schon vor drei Wochen abgespielt hatte, sprach man doch davon, als ob es gestern erst geschehen sei.

Ich sitze im allgemeinen Versammlungszimmer meines Hotels und frühstücke. Eine Droschke fährt eilig vor und ein Polizeioffizier steigt aus.

„Es wäre eigentlich interessant, mit ihm über die



Katastrophe zu sprechen“ — denke ich bei mir — „ich werde mich mit ihm bekannt machen.“ Ich gehe auf ihn zu und stelle mich ihm vor. Wir begrüßen uns. Ich lade ihn auf mein Zimmer ein und wir unterhielten uns.

„Sagen Sie doch, bitte, wer hat eigentlich befohlen, daß sie ertränkt werden sollten?“

„Daß sie ertränkt werden sollten, hat niemand befohlen“, — entgegnet ruhig mein vis-à-vis und trinkt sein Glas Limonade aus. Vom Militärbevollmächtigten war mir befohlen worden, alle Chinesen zu sammeln und sie längs des Ufers nach Werchne-Blagowestschensk zu treiben, wo der Amur schmaler ist und sie dort in Kähnen auf das andere Ufer überzusetzen. Ich befahl dem Polizeiwachtmeister, diesen Befehl auszuführen. Dieser nahm 60 Kojaken, trieb an Chinesen zusammen, was er finden konnte, Kähne jedoch fanden sich nicht. Also wurden sie ins Wasser getrieben, da sich aller eine Panik bemächtigt hatte.“

„Wieviel mögen wohl Ihrer Ansicht nach im ganzen ertrunken sein?“

„O, das werden sehr viele sein, denn sie folgten sich in drei Transporten“ — erklärt mir mein neuer Bekannter. Dies war alles, was ich von ihm erfahren konnte. Am demselben Abend ging ich nach dem Dampfschiffshafen, um mich zu erkundigen, wann der nächste Dampfer nach Chabarowsk ginge. Hier setzte ich mich auf ein Bänkchen und begann, mich mit dem Billetverkäufer, einem liebenswürdigen, ehrbaren alten Herrn, zu unterhalten.

„Sehen Sie dort jenes große steinerne Gebäude, das unserer Reederei gegenüberliegt?“ — sagt er und zeigt mit der Hand dahin. — „Die ganze erste Etage war ein chinesisches Warenlager. Sein Besitzer, ein wohlbeleibter Greis, trieb hier sein Geschäft schon seit

30 Jahren. Er war sehr reich, Millionär, dabei ein guter Mensch und erließ uns Russen jährlich eine Menge Schulden. Ich war als Nachbar mit ihm befreundet. Als nun die Kosaken begannen, die Chinesen aus ihren Häusern zu treiben, wurde auch er herausgeholt. Er, als angesehenener Bürger, war nicht gewöhnt, mit Prüffen traktiert zu werden. Alle Leute in der Stadt achteten ihn hoch, denn er setzte sehr viel Geld um. An jenem Tage war eine furchtbare Hitze. Mein Chinese kann nicht mehr weiter, er ist außer Atem. Als er mich sah, lief er auf mich zu, mich zu umarmen und umklammerte meine Kniee. „Zwan, Zwan!“ schreit er, „rette mich!“ — Er zog seine Brieftasche hervor. — „Hier“, sagte er, „sind 100 000 Rubel, nimm sie für dich, aber rette mich!“ Ich aber mußte ihm entgegen: „Ich bin ja nur ein einfacher Mann, was kann ich denn für dich tun!“ Da schlägt ihn ein Kosak mit der Peitsche über den Rücken und treibt ihn vorwärts. Nachher habe ich ihn nicht mehr gesehen. Der Kassierer erzählte dies alles in so schlichtem Tone und so einfach, daß mir auch nicht der Schatten eines Zweifels an seinen Worten kam. Mit einem Male stand mir dieser dicke Chinese mit im Sonnenbrande gerötetem Gesicht, schweißtriefend, vor Augen, in blauweidenem Gewande, von den Kosaken mit Peitschenhieben vorwärts getrieben. Freilich, es ist etwas Ungeheures — Tausende von friedlichen Menschen zu vernichten. Die einen sagen, es wären nur 3000 gewesen, andere versicherten mich, daß gegen 10 000 ertrunken seien. Vielleicht kommt später einmal die Wahrheit ans Licht — Gott weiß wann. Doch man muß sich auch in die Lage der Russen versetzen. Die Hälfte der Bevölkerung Wladoweschtschensks bestand aus Chinesen. Blökölich beginnt man vom entgegengesetzten Ufer aus zu schießen. Und wer schießt? Ihre Brüder und Glaubensgenossen. Also richtet sich der Haß des

Volkes begreiflicher Weise gegen sie. Alle Leute sind davon überzeugt, daß zwischen diesen und jenen Chinesen eine Verabredung, ein Bündnis besteht, die Russen zu vernichten. Dabei waren außer einem Reservebataillon fast gar keine Truppen da, ebenso keine Geschütze. Das ist doch zu verstehen, daß alle Russen bei Beginn der Beschießung Blagowestschensk zur Kommandantur strömten und um Waffen baten und gleichzeitig forderten, die Chinesen auf das andere Ufer zu befördern. Als sie sie aber am Ufer zusammengetrieben hatten und sich nirgends Mittel zum Übersetzen fanden, da war es doch ganz natürlich, daß die Katastrophe entstehen mußte, die dann auch wirklich entstand.

Mit seinem Quai macht Blagowestschensk einen sehr schönen Eindruck, ebenso hat es schöne Boulevards und breite, gerade Straßen. Einige Gebäude erinnern in ihrer Pracht an den Njewski in Petersburg.

Am 22. Juli gegen Mittag stehe ich am Ufer und sehe, wie sich das Volk aus der ganzen Stadt nach dem Hafen drängt. „Was gibt es denn?“ frage ich jemand. — „Nigun ist erobert!“ — ruft er erfreut. — „Aus Nigun ist ein Dampfer angekommen!“ Und wirklich rauchte mitten auf der Flut des Amur ein Dampfer. Sein Oberdeck war mit verschiedenfarbigen, chinesischen Flaggen geschmückt. Immer dichter scharte sich das Volk am Hafen zusammen. Mühsam nur kann die Polizei die Massen zurückhalten. Endlich legt der Dampfer an, und ich sehe auf seinem Verdeck mehrere schwere, alte, chinesische Kanonen, die vor kurzem von unseren Truppen erobert sind, sowie gegen hundert verschiedenartige alte Gewehre stehen. Außerdem flatterten eine Menge Flaggen, Feldzeichen und Fahnen im Winde. Im hellen Sonnenschein bot dies alles von der Höhe des gewundenen Felsenufers aus ein schönes Bild. Die Freude der Bevölkerung war groß.

## 6. Von Wladoweschtschensk nach Chabarowsk.

Am 24. Juli traf sich unsere ganze Gesellschaft auf dem Dampfer wieder und wir fuhren weiter. Das russische Ufer ist immer das gleiche, arm und unwirtlich — während das chinesische im herrlichsten Grün prangte. Anscheinend muß es dort Heu in endloser Menge geben. Nur eines ist ein Unglück — es gibt keine Hände, es zu ernten. Nirgend war auch nur eine einzige chinesische Fasanse zu sehen. Nur hier und da leuchteten glimmende Wachtfeuer herüber. Prächtige, schattige Eichen, dunkle Birken, Wallnuß, Eschen- und Ahornestrüpp, schlank, hohe Cedern — bald einzeln, bald in Gruppen — vervollständigten das liebliche Bild.

Schon ist es beinahe einen Monat her, daß ich Petersburg verlassen habe, und noch habe ich außer Arbeitern keinen Chinesen gesehen.

Es ist früher Morgen. Ich gehe hinauf auf das Verdeck. Die Sonne sandte ihre ersten Strahlen über den Horizont. Auf dem Dampfer schläft noch alles. Nur der Führer des Schiffes, ein großer, magerer Mann mit fuchsroten Augenbrauen, ging am Maschinenraum auf und ab in einer schwarzen Litewka, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt. Ich begrüße ihn. Der Dampfer gleitet lautlos durch die spiegelglatte Fläche, leichte Wellen hinter sich aufwerfend. Wir kommen an einem reichen, chinesischen Dorfe vorbei. Es liegt dicht am Ufer. Deutlich kann man von dem hohen Verdeck aus die wohlhabenden Fansen und Scheunen erkennen. Eine Menge Getreide- und Strohhaufen, Holzvorräte und andere Sachen. Das Dorf ist anscheinend soeben von seinen Bewohnern verlassen worden, und eine Menge Haustiere, wie Pferde, Kühe, Kälber, Hammel und Schweine weiden im Dorfe und in seiner Umgebung. Am Ufer sind etwa 20 Zei-

chen und Flaggen in verschiedener Farbe an langen Stangen aufgehängt, alle mit irgend welchen Aufschriften. Was sie bedeuten sollen, weiß man nicht. Am wahrscheinlichsten ist, daß die Bewohner damit andeuten wollten, die Russen möchten ihr Dorf schonen und es nicht verwüsten. Und wozu konnte denn auch so eine Grausamkeit dienen? Einwohner waren nicht da, sie waren geflüchtet, ihr Anwesen und ihre Habe der Willfür der Russen überlassend. Wenn es nicht anders geht, so soll man ruhig nehmen, was zur Verpflegung der Truppen nötig ist, doch soll man die Häuser schonen und das, was sich in ihren Mauern befindet.

„Wie meinen Sie, Herr Kapitän! Sollen wir uns nicht ein paar solche Fahnen mitnehmen? Dort diese rotweißen sind sehr schön!“ Er stimmt mir zu. Der Dampfer hält und setzt ein Boot aus. Vier Matrosen legen sich kräftig in die Riemen, und schon sind sie am Ufer angekommen. Schon nach zehn Minuten kehrten sie mit ihren Trophäen zurück. Allerdings muß ich gestehen, daß, während die Matrosen die Fahnen abbanden, ich fortwährend fürchtete, es möchte eine Salve aus dem Dorfe krachen. Doch alles ging glücklich vor sich. Nach einer knappen Stunde legen wir an unserem Ufer bei einer Kosakenstaniza an, um Holz einzunehmen. Zu mir kommt in Uniform mit gelbem Kragen, den Säbel umgeschnallt, ein schön gewachsener, großer Mann mit blondem, langem Vollbart — der Stanizenhetman.

„Herr Oberst! Gestatten Sie uns Kosaken, nach Nikanka zu reiten (so hieß das reiche, chinesische Dorf) — um uns unser Teil zu holen!“ — bittet er flehentlich. — „Wird es verbrannt, so hat keiner etwas davon, weder Sie, noch wir. Meine Kosaken würden sich schon darüber freuen. Das letzte Jahr ist ja so schwer für uns gewesen. Alle sind sie in den Krieg gezogen und niemand

ist da, das Feld zu bebauen. Nur die Frauen und kleinen Kinder sind zu Hause geblieben."

"Ich bin nicht der Kommandierende!" entgegnete ich ihm. „Du wirst schon besser tun, dem General Rennenkampf entgegenzureiten, der uns mit seinem Detachement folgt. Er kann dann entscheiden, wie er will.“

Später zeigte es sich, daß der Hetman mit seinen Worten völlig Recht gehabt hatte. Das Detachement war kaum an Land gegangen, da loderte Nifanka an allen vier Ecken auf, zugleich aber mit dem Dorfe verbrannten alle Vorräte. Und warum mußte dies sein? Es nützte weder den Chinesen noch den Russen . . .

Schnell fahren wir weiter. Mit der Strömung fährt unser Dampfer 25 Werst in der Stunde. Ich hatte vergessen zu erwähnen, daß an der Schilka wie am Amur längs des Ufers an bekannten Stellen Signal-Laternen aufgestellt sind. Nach diesen Laternen steuern die Lotsen.

Der Amur ist ein schöner und majestätischer Fluß. Sein Spiegel mochte sich auf 10 Werst ausbreiten. Seine blaue Flut vergoldet die Sonne, sie spiegelt sich in ihr und läßt ihre Strahlen über die Wellen spielen. Die Amerikanerin in weißem Kleide mit Strohhut und weißem Schleier geht in frohem Gespräch mit den Offizieren auf dem Deck auf und ab, sie scherzen, lachen und plaudern zusammen. Ich setze mich auf das Bänkchen beim Lotsen und freue mich über die Natur. Doch was ist das da vorn? Einige dunkle Punkte werden im Wasser sichtbar. Sie kommen näher und näher. Ihre Zahl wird immer größer, sie sind immer deutlicher zu erkennen.

„Ein Chineser!“ raunt mir halblaut der alte Steuermann zu, in ebenso gleichgültigem Tone, als ob es sich um einen Mummenschanz handelte. Trotz seiner vorge-

rückten Jahre verfügt er noch über einen beißenden Spott. In der dunklen Nacht erkannte er immer zuerst die Signallaternen, und so sehr ich mich auch bemühte, ihm zuvorzukommen, es war nicht möglich. Über das runzelige Gesicht des Alten mit dem spärlichen, dunkelbraunen Schnurrbart fliegt ein spöttisches Lächeln, als ob er sagen wollte: „Lohnt es denn überhaupt, sich um solche Kleinigkeiten zu kümmern!“ Der Lotse hatte sich nicht getäuscht. Schnell überholte der Dampfer den Ertrunkenen. Naht, rotbraun, mit herabhängenden Armen und gespreizten Beinen schwamm er, das Gesicht nach unten gekehrt, als ob er über etwas nachdächte. Die Leiche war furchtbar angeschwollen. Die Extremitäten waren weiß wie Kalk. Da kam er in eine Welle des Dampfers, noch einmal hebt er sich aus dem Wasser empor, dann verschwindet er.

Nach diesem Chinesen wird ein zweiter, ein dritter sichtbar und da, in der ganzen Breite des Amur, trieben Ertrunkene hin, wie wenn sie unseren Dampfer verfolgten. Alle Passagiere waren aus den Kajüten geeilt, um dies seltene Schauspiel zu sehen. In meinem Leben werde ich dasselbe nie mehr vergessen. Augenscheinlich waren dies dieselben Unglücklichen, welche bei Maaoweschtschensk ertrunken waren. Sie hatten die übliche Zeit am Grunde verbracht und waren nun in die Höhe gekommen.

„Meine Herren, sehen sie doch dort am Ufer! Alles Chinesen!“ ruft ein lustiger, blonder Leutnant in flachfarbenem Hausrock, die Augen zum Schutz gegen die Sonne mit der flachen Hand bedeckend. Das linke Ufer des Amur bildete hier eine breite, flache Sandbank. Hier waren die Ertrunkenen angeschwemmt worden.

„Theodor W., geben Sie mir mein Fernglas!“ sage ich einem meiner Bekannten, Oberstleutnant R., dem ich vor kurzem das Fernglas des Generals gegeben hatte.

Es war ein vorzügliches Glas. Mein Freund hört nicht, er steht wie angewurzelt und blickt unausgesetzt hinüber.

„Geben Sie es mir, bitte, ich will auch etwas sehen“, wiederhole ich.

„Ich kann nicht, ich zähle gerade, wieviel dort sind“, sagt er kurz, offenbar unwillig, daß ich ihn so in seiner Beschäftigung gestört habe.

„130, 131, 132!“ zählte er halblaut. Doch die Sandbank zieht sich immer weiter und dicht am Wasser umgibt sie, wie eine lange Schnur, die dunkelrote Reihe von Leichen. Weit und breit war die Luft verpestet und unwillkürlich drückten wir unsere Taschentücher an die Nasen.

„Bitte, zum Frühstück!“ rief der Kellner, der die Treppe heraufgekommen war, in glänzendem Frack und als Zeichen seiner Würde die Serviette unter den Arm geklemmt. Das Publikum geht auseinander. Mir ist es nicht nach Frühstück zu Mute. Jenes entsetzliche Bild dort und der widerliche Geruch hatten mir jeden Appetit genommen. Ich bleibe an Deck und beobachte das Schauspiel weiter. Die Spitze des Dampfers stößt auf einen Leichnam und schleuderte ihn mit einer Welle weit beiseite. Um den Kopf hat sich ein leinenes Tuch geschlungen, wahrscheinlich ist es die Schürze des Toten. Das muß ein Gärtner gewesen sein, denke ich bei mir. — In Blagoweschtschensk waren ja alle Gärtner Chinesen! Unter dem Leintuch sieht ein langer, schwarzer Zopf hervor, der an den nassen Schultern kleben geblieben ist. Der Leib ist von den Fischen angefressen und sieht aus, wie eine große, glänzende Wunde. Es ist schwer, auch nur annähernd genau zu sagen, wieviel Leichen wir an jenem Tage überholt haben. Doch, da wir an einer einzigen Stelle 150 zählten, muß man wohl annehmen, daß es nicht wenig waren.

Wir legen an, um Holz einzunehmen. Ein Chinese wurde an das Ufer getrieben. Ich nehme meinen Apparat und will ihn schnell photographieren. Doch schon ist es zu spät; der Leichnam wird von einer Welle weitergespült und verschwindet. . . .

### 7. Chabarowsk.

Endlich sind wir in Chabarowsk. Es ist Nacht. Wir gehen an Land und zerstreuen uns auf der Suche nach Hotels. Ich fahre nach dem Offizierkasino.

8 Uhr morgens. Schleunigst ziehe ich meine Paradeuniform an, um mich bei dem Truppenbefehlshaber zu melden. Man sagt, daß bei ihm sehr zeitig Vortrag ist. „Was für ein Wechsel“, denke ich, „muß mit ihm vorgegangen sein.“

Im Feldzuge gegen die Tschinzen, genau vor 20 Jahren, war er überhaupt nicht wach zu bekommen. Plötzlich fällt mir eine längst vergessene Szene ein. Es war in Bami. Ungefähr Mittag. Eine furchtbare Hitze. Nur wenige Schritte von meinem Zelte, dicht an einem Bache, war das Zelt des Stabschefs Nikolaus Swanowitsch Grodeko aufgeschlagen. Ich höre seine zornige Stimme. Er zankt mit seinem Burschen, daß dieser ihn nicht zur rechten Zeit geweckt hat.

„Aber ich habe doch geweckt! Herr Oberst sind nur nicht aufgestanden!“ versichert dieser Weinerlich.

„Du lügst, du hast mich nicht geweckt! Du hast mich nicht am Kopf geschüttelt!“ schreit ihn Grodeko kurz an und zieht sich eilig an. Er ist überzeugt, daß Skobeleff schon mehrere Male nach ihm geschickt hat.

„Ich habe geschüttelt! Bei Gott, ich habe am Kopfe geschüttelt!“

„Hast du mich auch an den Füßen gezogen?“

„Sawohl, ich habe gezogen“. — Der Bursche be-

kreuzigt sich und der Chef des Stabes scheint sich etwas zu beruhigen

Jetzt ist nun plötzlich dieser selbe Nikolai Zwanowitsch Grodeko nicht mehr einfacher Oberst, sondern der erhabene General-Gouverneur Sibiriens, und er nimmt seine Vorträge in aller Frühe entgegen. Ich zog mich an und ging auf die Straße.

„Was, Sie wollen sich schon melden?“ murmelt mir Oberst G., der mit mir in einem Zimmer übernachtet hatte, mit verschlafener Stimme zu. Er reibt sich die Augen und blinzelt mich an. — „Ich habe hier Gott sei Dank keine Verpflichtungen. Ich fahre direkt nach Port Arthur“. Er dreht sich auf die andere Seite und schläft ruhig weiter.

Der Wagen, mit einem Paar kleiner sibirischer Pferde bespannt, erwartete mich schon an der Rampe. Die Wohnung des Höchstkommmandierenden lag nur wenige Schritte vom Kasino entfernt. Beide Gebäude liegen auf einer Höhe am Ufer des Amur. Man hat von hier aus eine entzückende Aussicht. Silbern blickt von links der breite, ruhige Ussuri herüber, der hier in den Amur mündet. Dieser, als ob er sich ärgerte, daß der Ussuri sich an ihn herandrängen will, wendet sich in scharfem Bogen rückwärts, sodaß man von weitem den Eindruck hat, als ob hier drei mächtige Ströme sich vereinigten. Ich konnte mich gar nicht von diesem herrlichen Bilde losreißen. Wohl kaum an einer anderen Stelle der Erde wird man eine solche Wassermasse majestätischer Ströme beisammen sehen. Ich fahre bei Grodeko vor. Der Posten präsentiert. Ein Kosak mit gelbem Besatz an der Mütze nimmt mir den Mantel ab.

„Ist der General schon aufgestanden?“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

Ich trete in das Empfangszimmer ein. Ein Diener in einem Uniformrock, von stattlichem Aussehen, mit

dem Stanislauskreuz um den Hals, begrüßt mich höflich, fragt nach meinem Namen, schreibt ihn auf und geht dann fort, um mich anzumelden. Schon nach wenigen Minuten meldet er mir: „Der Herr General läßt bitten!“ Ich trat in ein geräumiges, helles Arbeitszimmer.

„Ei, ei! Ich bin gar nicht gewöhnt, Sie in der Adjutantenuiform zu sehen! Die Tscherkesska der Kosaken stand Ihnen besser!“, mit diesen Worten begrüßt mich Brodeko aufs herzlichste. Er war zwar ziemlich stark und auch grau geworden, doch machte er noch einen jugendfrischen Eindruck.

„Nun, Gott sei Dank, geht der Feldzug gut von statten: Chailar, Agun, Bizikar, Chuntschun sind erobert. Nur Inguta und Girin sind noch übrig geblieben. Inguta wird bald gestürmt werden, Girin müssen wir einstweilen noch lassen. Wir werden wahrscheinlich einen Winterfeldzug haben,“ so erzählte mir der Oberkommandierende und ging dabei mit mir im Zimmer auf und ab. Er war sehr besorgt und beschäftigt. Als ich mich von ihm verabschiedete, lud er mich aufs freundlichste ein, täglich zu ihm zum Frühstück und Mittagessen zu kommen.

Chabarowsk ist, wie Moskau, auf einer Reihe von Hügeln, gelegen. Die Stadt ist noch ganz jung. Vor kaum 20 Jahren lag hier nur eine Kosakenstaniza, Chaberowka genannt. Ein alter Ansiedler aus damaliger Zeit, Wassily Feodorowitsch Aljusein, nennt die Stadt jetzt noch bei ihrem Kosakennamen. Dieser alte, ehrbare, im Kampf gegen die Chinesen ergraute Kosak von herkulischer Gestalt erzählte mir sehr interessant von jenen Zeiten, als sich die ersten Ansiedler hier niederließen.

„Vor etwa 40 Jahren kam ich mit meinem Bruder hierher. Damals standen nur zwei ärmliche Hütten hier. Dort, an jener Stelle, habe ich einen Tiger geschossen“,

jagte er mit seiner dünnen, etwas belegten Stimme und zeigt mit der Hand aus dem Fenster. Wassilij war mit der Zeit Asthmatiker geworden. — „Hier, wo jetzt mein Haus steht, war alles Wald. Mit meinem Bruder habe ich erst alles ausgerodet und dann unser Häuschen erbaut. Es war viel Arbeit: Wald mußte gefällt, die Baumstümpfe und Wurzeln ausgegraben und fortgeschafft werden. Wir gingen auf die Jagd und fingen Fische.“ — Jetzt besitzt dieser Pionier von Chabarowsk Millionen und gilt als der reichste Mann in der ganzen Gegend.

Drei Tage nach meiner Ankunft erhielt ich den Befehl, mich sofort nach der chinesischen, vor kurzem von unseren Truppen erstürmten Stadt Chuntschun zu begeben.

Wo liegt Chuntschun? Und wie kommt man dahin? Das waren die Fragen, die mich am meisten beunruhigten. Gleichzeitig freute ich mich, daß ich nun endlich eine wirkliche Chinesenstadt kennen lernen sollte. Die Chinesen sollte ich zu Gesicht bekommen, ihre Sitten und Gebräuche kennen lernen: Ihr Familienleben, ihre Speisen, ihre Trachten, aber vor allem werde ich für mich auch chinesische Raritäten und Altertümer kaufen. Nur, wie soll man dahin kommen? Da half mir der Chef des Garnisonstabes, ein kleiner, untersehter, glattrasierter Mann, beim ersten Eindruck rauh und unliebenswürdig, in Wirklichkeit aber ein guter Mensch, Andrej Nikolagewitsch S.

„Sehen Sie hier!“ jagte er und zeigte auf die Karte. „Sie fahren bis Wladiwostok, von dort durch den Meerbusen von Posjet, nach Posjet. Weiter auf der Poststraße nach Nowokijewsk, es sind dies nur 12 Werst. Von Nowokijewsk bis zu unserem, russischen Chuntschun sind kaum 25 Werst. Hier steht unser Grenzkosakposten. Dann, nach weiteren 30 Werst, kommen Sie

nach dem chinesischen Chuntschun, wo unser Detachement unter Führung des Obersten Orloff steht.“ So erklärte mir S. Als ich mich mit ihm unterhalte,, sehe ich, daß man mir das Reisegeld schon angewiesen hat. Ich hatte den Empfang im Quittungsbuch nur noch zu bescheinigen, dann konnte ich fahren. Dies that ich auch. Am Abend vor meiner Abreise erhielt ich noch die Weisung, mir einen Diener aus dem Offizierkasino für den Weg mitzunehmen, den Gemeinen Zwan, als persönliche Ordnonanz.

Der kleine, bartlose, untersezte Kosak war gutmütig, ehrlich und willig, aber grob und ungeschliffen.

#### 8. Von Chabarowsk nach Chuntschun.

Am 8. August, früh am Morgen, fahre ich mit meinem Zwan nach dem Bahnhof. Auf der Ussuribahn verkehren sehr bequeme Züge mit Buffets. Diese Restaurationswagen verkürzen die Zeit während der Fahrt in der angenehmsten Weise. Auch sind die Speisen viel genießbarer, als auf den Stationen. Hier muß man in aller Eile etwas herunterschlingen, man verbrennt sich den Mund, muß nehmen, was man bekommt, ohne wählen zu können, ob es schmachhaft, genügend durchgebraten, oder gar etwa verdorben ist. Im Buge ist das ganz anders. Alles ist mit der größten Bequemlichkeit und dem größten Komfort eingerichtet. Man kann sitzen, so lange man will, niemand treibt einen. Ich verstehe nicht, warum diese großen Speisewagen nicht auch in Rußland eingeführt werden. Entweder befürchtet die Eisenbahnverwaltung eine Schädigung der Interessen der Bahnhofrestaurationen, oder sie hat andere Gründe. Ich kann jedenfalls rückhaltlos versichern, daß ich nirgends so bequem gereist bin, wie in Sibirien, und zwar besonders auf der Transkaspibahn.

In unserem Zuge waren die beiden letzten Wagen gestopft voll chinesischer Arbeiter. Bei den unruhigen Zeiten hatten sie allerort die Arbeit niedergelegt und reisten nun nach Hause, in die Heimat. Ich gehe an den einen Wagen heran und betrachte sie. Sie waren alle mit dunkelblauen Kutten und ebensolchen Bluderhosen bekleidet. Die meisten hatten keinerlei Kopfbedeckung. Ich hatte Gelegenheit, mir einmal genau anzusehen, wie sie ihre Frisur machen. Die Hälfte des Kopfes rasieren sie. Verwundert betrachte ich sie, aber auch sie sehen mich mit nicht geringer Neugierde an. Anscheinend schätzen die Chinesen am Menschen besonders ein behäbiges Äußere, so sahen sie denn auch ehrfurchtsvoll auf meine nicht unscheinbare Figur. Sie fuhrten dritter Klasse. Sie unterhielten sich in ihrer unverständlichen Muttersprache und hielten sich, mehr als nötig, fern. Besonders unangenehm war mir ein ganz bestimmter Geruch, der von ihnen ausging. Dieser Geruch verfolgte mich durch die ganze Mandschurei. Ich glaube, daß derselbe sich dadurch erklärt, daß in China die Arbeiterbevölkerung ein besonderes Kraut, was sie Tscherejschma nennen (etwa dem Faulbaum entsprechend,) iszt.

Der Zug setzt sich in Bewegung. Ich gehe in den Speisewagen, lasse mir ein Glas Thee geben und sehe zum Fenster hinaus. Kurz hinter Chabarowst beginnen Sümpfe, junges Unterholz auf welligem Gelände, dazwischen die Stümpfe gefälltter Baumriesen. Später jedoch kommen Felder und Wiesen, dann Kosakenstanizen, Gehöfte und Dörfer. Da die hiesigen Ansiedler hauptsächlich aus dem Gubernement Pultawa, Kiew und Tschernigoff stammen, so ist der Charakter ihrer Gebäude ganz kleinrussisch, und beim Anblick der Dörfer glaubt man sich in die Ukraine versetzt. Auf den Stationen hört man ausschließlich kleinrussisch sprechen.

Am anderen Tage, gegen Mittag, kommen wir in

Nikolsk-Ussurisk an. Ich muß mich hier beim Gouverneur der Primorskaja Oblastj (Küstengebiet), General Tsch., melden. Nikolsk ist noch ebenso jung wie Chabarowsk und ist noch nicht so ausgebaut, wie es eigentlich sein könnte. Wenn man durch die Stadt fährt, sieht man nur kleine Gebäude, wie Kartenhäuser. An vielen prangten japanische und chinesische Aushängeschilder. Bald preist sich ein japanischer Schneider, eine japanische Wäscherin, bald ein Friseur an. Chinesische Aufschriften befanden sich nur an Warenhäusern. General Tsch., ein schlanker, repräsentabler Herr, empfängt mich sehr liebenswürdig und lädt mich zum Mittagessen ein. Nach dem Mittagessen, an dem etwa 20 Offiziere teilgenommen hatten, sprach ich mit ihm über die Katastrophe von Blagoweschtschenst, und erst aus meinem Munde erfuhr er zum ersten Male von diesem Unglück. Dabei war seitdem beinahe ein Monat vergangen. Es ist das ein Beweis dafür, wie langsam hier die Nachrichten weiterdringen und noch dazu, was für Nachrichten.

Am anderen Morgen fahren wir weiter nach Wladiwostok. Das erste, was mir an der grauen Wand des Bahnhofsgebäudes in die Augen fällt, ist die vieljagende Inschrift: „Von Petersburg 9889 Werst“. Diese Zahl ist wahrscheinlich nach der neuen mandschurischen Linie berechnet, denn über Chabarowsk ist es bedeutend weiter. Es ist ein schwüler Tag. Der Himmel ist bewölkt. Duster und unfreundlich liegt der Meerbusen vor mir. Hoch über den Ufern sind die gewaltigen Forts zu erkennen; die Flaggen der Festung wehen herüber, düster schimmern die Mauern der Kasematten und unheimlich schauen die Mündungen der Geschütze herab. Auf der Rhede wimmeln eine Unmasse Arbeiter herum, hauptsächlich Japaner. Chinesen sieht man wenig. Sie haben sich alle in ihre Heimat zurückgezogen. Ich bin der Ansicht, daß sie weniger aus patriotischen Gefühlen die

Arbeit bei uns niedergelegt haben, sondern daß sie mehr der Schrecken über die Mordtat von Blagowestschensk vertrieben hat.

Ich gehe auf die Rhede. Eine Menge Rähne harrt der Passagiere. Ich setze mich in einen, mein Zwan mit den Koffern setzt sich neben mich und ein behender Japanner steuert unseren Kahn, auf dem Rücksitze stehend und mit einer Art Steuerruder rudern, schnell nach dem Dampfer Nowik, welcher den Verkehr mit Posjet versieht. Aus Erfahrung fürchtete ich die Seekrankheit. Unterwegs hatte man mir erzählt, daß die Nowik stark schlingert und daß bei nur wenig bewegter See fast alle Passagiere seekrank werden. Sobald ich daher auf dem Dampfer angekommen war, suche ich mir einen bequemen Platz aus und richtete mich ein. In der Mitte des Dampfers stehen oben auf dem Deck zwei Bänke, auf einer von ihnen strecke ich mich aus und erwarte die Abfahrt. Der Dampfer pfeift, kurz darauf zum zweiten Male und gemächlich setzt er sich in Bewegung. Eine Unmenge Schiffe liegen im Hafen vor Anker, darunter auch unser Panzerkreuzer „Rossija“. Ein mächtiges, ganz weiß gestrichenes Schiff. Da der Kreuzer soeben eingelaufen ist, ertönen von ihm Salutschüsse. Bewundernd sehe ich um mich und denke bei mir: „Das sind also die Wogen des Stillen Ozeans. Eine so weite Strecke habe ich von Hause zurückgelegt! 10 000 Werst!“

Vor meiner Abreise aus Chabarowsk riet mir Grodeko, bei der Einfahrt in den Hafen von Posjet auf den im Felsen ausgehöhelten, mächtigen Doppeladler zu achten.

„Sie müssen ihn unbedingt sehen! Es ist äußerst interessant. Die Spannweite seiner Flügel ist 30 Fuß. Und dabei erscheint er garnicht besonders groß, wenn man darunter hinwegfährt.“

Das Meer war ruhig. Das Schiff schaukelte fast

gar nicht. Zufrieden liege ich auf meiner Bank und genieße den Anblick des Ufers. Zu mir setzt sich ein dicker Herr in grauem Gehrock mit weißer Reife-  
mütze. Die Hosens hat er in seine Lackstiefeln gesteckt. Auf der weißen Weste prangt eine dicke, goldene Kette, an der ein goldenes Verloche hängt, aus schwerem, reinem Golde.

„Sie handeln anscheinend mit Goldsachen?“ frage ich ihn und deute auf das Verloche. „Ist das sehr teuer?“

„Mich kostet es 20 000 Rubel,“ antwortet mir mein Reisegefährte, und über sein sonnenverbranntes, runzeliges Gesicht mit dem struppigen Bart gleitet ein bitteres Lächeln.

„Ich war hier, um Goldminen auszubeuten. Für meinen Anteil mußte ich 20 000 Rubel bezahlen und alles, was ich wiedererhalten habe, ist dieses Verloche. Auf dem ganzen erpachteten Gebiet wurde kein Gold mehr gefunden!“ und traurig ließ er mich das Verloche befühlen.

„Sind Sie hier ansässig?“

„Ja, ich handle mit Ochsen. Doch da haben wir nun den Chinakrieg, und nirgends gibt es mehr Vieh zu kaufen. Wladiwostok leidet sehr unter dem Mangel an frischem Fleisch. Für ein Stück Vieh, das vor dem Kriege 50—60 Rubel kostete, zahlt man jetzt 100.“

Aufmerksam betrachtet mein Genosse das Ufer.

„Sehen Sie dort? Das ist das Gut von Jankowski. Der Staat hat ihm die Insel unentgeltlich überlassen. Er hat dort einen Hof gebaut und ein Gestüt eingerichtet. Es läßt sich nichts sagen, er hat gute Pferde. Er bekommt dafür 200—300 Rubel.“

Der Himmel hatte sich aufgeklärt und die Sonne beschien die Gegend. In weiter Ferne schimmerten weiß die Häuser von Posjet, ein hübscher Anblick vom Dampfer aus.

„Bitte, sagen Sie mir doch, wo der in den Felsen gemeißelte Adler ist!“ frage ich meinen neuen Bekannten. Dieser hatte zu meinem Bedauern noch nichts von dem Kunstwerk gehört. Zufällig wußte es einer von den Passagieren und zeigten ihn mir. Hoch über der Stadt ist der Adler angebracht, in halber Höhe des Berges in den weißen Felsen gemeißelt. Im Volke geht der Aberglaube, daß einst Väterchen Jar fuhr und fuhr, als er aber bis an diesen Punkt der Erde gefahren war, sagte er: „Bis hierher und nicht weiter! Alles bis hierher ist mein Land, das übrige aber soll den Chinesen gehören!“ und unter diese Worte setzte er sein Siegel. Zum Zeichen dessen aber ist der Doppeladler in den Felsen gemeißelt.

Pozjet ist malerisch am Strande gelegen. Es ist eine sehr schöne Stadt. In ihrer Umgegend wohnen Koreaner, welche alle möglichen Lebensmittel in die Stadt liefern, wie Gemüse, Fische und ähnliches. Mir sagten besonders die hiesigen Austern zu, die sich vorteilhaft von denen des Schwarzen Meeres unterscheiden. Sie sitzen zu mehreren Muscheln an den kalkigen Felsen, sind sehr schwer zu öffnen, und man kann sich an ihren scharfen Rändern sehr leicht schneiden.

Ich bestieg eine Postkutsche und fuhr nach dem Städtchen Nowokijewsk, etwa 12 Werst. Auch Nowokijewsk hat schöne Gebäude aufzuweisen und macht von weitem den Eindruck eines sauberen, schönen Städtchens. Die Häuser sind sämtlich aus Stein und haben Dächer aus Eisen. Das schönste darunter, ein zweistöckiges Gebäude, mit großem, schattigem Garten, bewohnt der hiesige Grenzkommissar. Es ist schon von weitem zu erkennen. Garnisonältester war hier ein Leutnant, ein artiger gewandter, junger Offizier. Trotz seiner jungen Jahre waltete er vorzüglich seines Amtes.

„Herr Oberst, Sie werden bei mir übernachten. Mor-

gen fährt Hauptmann B. auch nach Chuntschun; Sie können dann zusammen fahren," erklärte er mir. So tat ich denn auch. Am Morgen ging ich mit ihm zum Zeitvertreib durch das Städtchen.

„Wissen Sie was? Wir werden bei den Chinesen zu Mittag essen. Es ist hier ein gutes Restaurant. Ich esse ziemlich oft dort," schlägt der Leutnant vor.

„Vortrefflich! Das macht mir viel Vergnügen!" entgegnete ich.

„Nun, dann wollen wir Ihnen vorher schreiben, damit das Essen um 12 Uhr bereit ist." Er geht in einen Laden, schreibt ein paar Zeilen und kommt dann wieder.

„Doch nun kommen Sie mit. Ich werde Ihnen einen chunchufischen Chinesen zeigen, der der Schrecken unserer Koreaner war, auf ihren Gütern raubte und mordete; jetzt sitzt er hinter Schloß und Riegel." Ich hole mir schnell meinen photographischen Apparat, dann gehen wir zusammen nach einem kleinen steinernen, eisenbergitterten Häuschen. Es war die Hauptwache. Als die Wache uns sah, trat sie ins Gewehr; der Wacht-habende kam mir entgegen und meldete.

„Vorwärts, führe den Chunchusen vor, zeige ihn uns!" befiehlt der Leutnant. Nach einem Augenblick führen die Soldaten einen jungen Burschen, mit Bluse und weiten Hosen bekleidet, vor. Nur mühsam konnte er die Füße bewegen, da er in Ketten gelegt war. Sein Haar war schwarz und struppig, die Augen klein und flink, unruhig sehen sie nach allen Seiten.

Ich mache von ihm eine photographische Aufnahme, dann wird er wieder zurückgeführt.

„Dieser eine, unscheinbare, widerliche Mensch hat ganze Dörfer in Angst und Schrecken versetzt. Die Koreaner sind nämlich furchtbare Feiglinge und sie brachten ihm alles, was er nur forderte."

„Und was wird mit ihm geschehen?" fragte ich.

„Er ist noch nicht verurteilt! wahrscheinlich wird er gehängt.“

Wir gingen zum Essen. Wir treten in den Hof eines kleinen Häuschens ein. Etwa 15 Chinesen sind mit allerlei Arbeit beschäftigt. Der eine macht Zimmermannsarbeiten, ein anderer gräbt mit dem Spaten, ein dritter spaltet Holz. Ein jugendlicher, hübscher Chinese empfängt uns und führt uns in einen besonderen Raum. Es war ein kleines, äußerst gemütliches Zimmer. Rings an den Wänden entlang ziehen sich Ruhebänke, mit prachtvollen, gestickten Decken und Polstern belegt. Im Winter können diese Ruhebänke von außen mit heißer Luft geheizt werden; man nennt sie dann „Kana“. Die „Kana“ ist ein unbedingtes Zubehör zu jedem chinesischen Hause. Sie dient ihm gleichzeitig als Stuhl, Bett und ersetzt auch den Ofen. Ich sehe mich um. Jeder Schritt bietet mir hier eine Fülle des Interessanten. Mitten im Zimmer stand ein hübscher, roter Tisch. Der Wirt legt eine Tischdecke darauf und beginnt dann, uns die verschiedenen Gerichte in Porzellantassen zu servieren. Als Zutat gab es Essig. Das Brot war in Form von Oblaten gebacken, in runden Kügelchen und völlig ohne Salz. Der erste Geng war Kohl — ähnlich unserem Blumenkohl, dann kleingeschnittene Gurken. Gebackenes Huhn, ebenfalls kleingeschnitten, wie überhaupt alle Fleischspeisen in dieser Form, ohne Knochen, gereicht werden, da die Chinesen den Gebrauch von Messern beim Essen nicht kennen. Viertens kalte Essigsauce. Fünftens: gekochtes, etwas angeröstetes Schweinefleisch mit „Trepanga“, eine Seewasserpflanze und ebensolchem Kohl. Siebentes: gewiegttes Schweinefleisch, geröstet. Achters: Schweinebraten mit Sauce. Neuntens: Meergras mit Sauce. Zehntens: Krabben. Elftens: Pilze. Zwölftens: gehacktes Schweinefotelett und zum Schluß eine vorzügliche Schweinefleischsuppe. Alles war sehr schmackhaft

und gut. Ich bedauerte nur, daß ich die Reichhaltigkeit der Speisefarte nicht geahnt und mich deshalb gleich besonders an die ersten Gänge gehalten hatte, sodaß ich die folgenden Platten kaum anrühren konnte.

Mit Sonnenaufgang war ich wieder auf den Beinen. Ich schickte einen Soldaten nach der Poststation, damit es mit den Pferden etwas schneller gehen sollte. Bald erscheint auch der Wagen des Hauptmann B. und bald darauf er selbst. Doch da kommt auch die Postkutsche. Ich setze mich mit dem Hauptmann zusammen in den einen Wagen, in den anderen kommen die Burschen, und wir fahren ab.

Terentij Danilitsch, so hieß der Hauptmann, war mir ein sehr interessanter Reisegefährte. Klein, mager, mit einem großen Schnurrbart, war er sehr beweglich und schwieg nicht eine Minute, erzählte die ganze Zeit lang. Er hatte eine rauhe, tiefe Stimme. Wir sprachen hauptsächlich über den Sturm auf Chuntschun, an welchem er teilgenommen hatte.

„Und dann Koslowskij,“ knurrt er in seinen Bart, ohne mich anzusehen, und lehnt sich tief in den Wagen zurück. — Er ruft dem Führer eines Jagdkommandos zu: „Zeigen Sie uns einmal, Herr Leutnant, wie man eine Fasanerie stürmt!“ (Hierbei ahmt er mit Füstelstimme Koslowskij's Tonfall nach.) „In seiner Unerfahrenheit stürmt der Leutnant direkt gegen das Hofstor an. Von drei Kugeln durchbohrt, sinkt er zu Boden, ebenso fallen sein Wachtmeister und sechs Kosaken. Der Wachtmeister war so ein frischer, junger Mann! Schade, sehr schade um ihn!“ erzählt mir der Hauptmann und schüttelt traurig mit dem Kopfe.

„Warum aber stürmt er auch direkt darauf los! Das heißt ja, in sein eigenes Verderben laufen, das hätte er doch auch wissen können!“ fährt er knurrig und mißgestimmt fort. „Man hätte nur ein paar Kanonenschüsse

in die Fänge zu senden brauchen, und alle Chinesen wären geflohen. Sehen Sie nun, wieviel Leute nutzlos geopfert worden sind. Natürlich immer der Generalstab.“ — Hauptmann B. liebte den Generalstab nicht.

„Wann war das? Noch vor der Eroberung von Chuntschun?“

„Ja, natürlich! — Wir hatten den Fluß noch nicht einmal überschritten. Aber wir kommen noch daran vorbei, dann werde ich Ihnen die Fänge zeigen.“

Die Straßen waren leidlich gut, wenn auch der Boden durch den Regen stark aufgeweicht war. Wir überholen und treffen eine Unmasse koreanischer Ochsenwagen. Die Zugochsen waren nicht besonders groß, dagegen sehr stark gebaut und ganz vorzüglich dressiert, die Karren waren zweirädrig. Die Koreaner selbst hatten eine ganz originelle Tracht. Weiße Kittel, auf dem Kopfe einen Hut aus weißem Mouffelin mit breiter Krämpe. Der Zopf war in einem Knoten zurückgefämmt und im Nacken in Flechten zusammengebunden. Die Koreaner sind ebenso wie die Chinesen, alle brünett. Eine ganze Menge von ihnen arbeitete an der Ausbesserung des Weges nach Chuntschun. Sie arbeiten beinahe lächerlich faul. So stößt einer von ihnen mit dem Fuß einen Spaten in die Erde. Zwei andere haben Stricke an den Griff des Spatens gebunden und ziehen nun daran, fest davon überzeugt, daß sie dadurch die Arbeit bedeutend erleichtern. Der Boden besteht aus schwarzer, mit Lehm vermischten Erde und ist an sich schon sehr locker. Die Koreaner bringen zu dreien höchstens eine Handvoll Erde auf den Spaten.

Wir nähern uns Russisch-Chuntschun. Es besteht aus einigen Häusern, darunter ein ziemlich geräumiges aus Holz erbautes, für Durchreisende, auch sieht man schon die Grundmauern einiger Gebäude aus Ziegelsteinen, Balken und andere Baumaterialien liegen herum. Von

hier ist es nur noch wenige Werst bis zur Grenze. Wir fütterten die Pferde, nahmen selbst einen kleinen Imbiß und fuhren weiter. Ich treibe zur Eile. Ich habe den lebhaften Wunsch, möglichst bald die chinesische Grenze zu überschreiten. Wir sind an der Grenze. Endlich bin ich nun in China. Die Natur ist genau dieselbe wie vorher. Dieselben Berge und Hügel, mit frischem Grün bedeckt, dazwischen Gaine und Wälder.

„Sehen Sie dort, links vom Wege, eine Fausse! Das war der für die Kosaken so verhängnisvolle Ort,“ erklärt mir Hauptmann B. „Von dort aus haben sie auf uns geschossen. Nun, dafür ist aber auch keiner von ihnen lebend herausgekommen, wir haben sie alle hüßen lassen. Dort rechts ist ein Impan, wo der Batteriechef Postnikoff seinen Tod fand. Da sind auch Kreuze! Wieviel sind es denn? Ich glaube 6!“ — er beginnt zu zählen.

„Wir wollen doch, bitte, einmal halten. Ich möchte aussteigen und mir die Stelle näher ansehen.“ Ich gehe den kleinen Hügel hinan und sehe ein viereckiges Gehöft vor mir, etwa 50 Schritt im Quadrat, von einer niedrigen, teilweise zerstörten Lehmmauer umgeben. Dies war der unglückliche Impan.

„Als wir hier angekommen waren, begannen die Chinesen, uns zu beschießen. Postnikoff kam mit einer Batterie herangefahren und galoppierte direkt auf den Impan los. Gleichzeitig versuchten unsere Soldaten unter Führung des Hauptmanns Drosdoff die Fausse selbst in Brand zu stecken, in welcher der Gegner sich festgesetzt hatte. Soeben begannen die Flammen aufzulodern, da krachte aus der feindlichen Stellung ein Granatschuß! — Die Granate krepierete und verwundete Postnikoff mit einem Sprengstück tödlich.“ So erzählte mir mein Begleiter. Wir gehen auf den Impan zu. Nach dreißig Schritt stoßen wir auf die unbeerdigten Leichen

der Chinesen. Ich zähle zwanzig. Die bleichen Schädel, von Hunden und Raubtieren abgenagt, schauten unheimlich aus dem Haufen von Leichen heraus. Es zog mich jedoch nach dem Tsimpan selbst. Ein großer Hof, in dem allerlei Hausgerät bunt durcheinander liegt: Tische, angefohlte Balken, Ziegelsteine und verschiedene chinesische Kleidungsstücke.

„Hier ist Postnikoff gefallen!“ erklärte mir Terentij Danilowitsch. Ich bleibe stehen, sehe mir dies ganze fürchtbare Bild der Zerstörung an, und meine Nerven beginnen zu beben. Die Schädel zeigen die Zähne. Aus der Erde ragt eine halb abgenagte, bleiche Totenhand heraus. Rings herum liegen blaue und gelbe chinesische Sacken mit verschiedenen Aufschriften. „Man kann nichts dazu sagen, denn wir sind in Feindesland,“ denke ich bei mir. Die chinesischen Truppen sind nicht zersprengt und vernichtet, sondern nur zurückgewichen. Folglich können sie in jedem Augenblick da erscheinen, wo man sie am wenigsten vermutet. Hinter jedem Hügel hervor, aus jedem Wäldchen können sie auf uns schießen, und vielleicht liegt auch mein Schädel bald ebenso unbestattet, wie diese hier.“ Mit einem Gefühl des Ekels verlasse ich den Tsimpan und wir fahren weiter. Die Berge verlieren sich und wir fahren durch eine weite, offene Ebene.

„Sehen Sie dort rechts den dunklen Punkt? Das ist das Nordfort, weiter links das Südfort,“ fährt mein Reisegefährte in seiner Erzählung fort. So sehr ich mich auch bemühe, ich kann nichts erkennen.

„Dort ist Chuntschun! Unsere Lagerzelte sieht man schon weiß schimmern — dort, auf dem Berge!“ — er zeigte mit der Hand in die Richtung. In der Ferne, tief im Grün der Wiesen, am Horizont, wurden tatsächlich einige Gebäude sichtbar. Hinter ihnen, auf einem Berge, lag unser weißes Zeltlager. Wir nähern uns Chuntschun immer mehr. Am Wege liegt eine kleine, sehr

schöne, chinesische Kapelle. Ich bin neugierig, zu sehen, wie sie eingerichtet ist. Wie ein Spielzeug! Ein gemustertes Dach mit bunten Ziegeln! Ein hübscher Anblick. Doch wir haben keine Zeit, uns aufzuhalten und sie zu betrachten. Die Sonne sinkt schon und wir müssen uns beeilen. Ich hatte nämlich ein Telegramm erhalten, in welchem mir mitgeteilt wurde, daß die Chinesen sich besonders in den Getreidefeldern und Gräben verborgen hielten und daraus schossen. Wir durften deshalb nicht allzu sorglos sein. Wir fahren über die Chuntschunka. Den Verkehr vermittelt eine Fähre. Einige Soldaten ruderten uns schnell auf das andere Ufer hinüber. Ein Turm von wunderbarer Schönheit stand vor uns, weiter zogen sich lange Mauern hin. In mir regt sich das lebhafteste Interesse, alles dies in der Nähe zu sehen und zu betrachten, welche Kostbarkeiten an den Wänden dort hängen mögen. Jede Gefahr ist vergessen! — „Vorwärts, vorwärts!“ rufe ich dem Rutscher zu. Die Straße führt links an der Stadt vorbei. Anfangs fahren wir durch eine dunkle Allee uralter, mächtiger Bäume, die einen imposanten Eindruck macht. Schon schimmern die Mauern der Stadt hindurch. Da sind wir auch schon an dem Turme. Unten befindet sich ein halbkreisförmiges Tor. Diese Mauern, das Tor und der ragende Turm erinnerten mich lebhaft an den Kreml in Moskau mit dem Iwan Belikij. Wir fahren an der Mauer entlang, durch die Vorstadt, wie sie auch in Moskau noch zur Zeit der Tartarenkämpfe hieß. Doch was dahinter liegt, ist interessanter. Ein prachtvoll ausgestattetes Götzenbild steht in der Kapelle. Ein kahnförmiges Dach ist über ihm angebracht mit schön nach oben gebogenen Enden. Zu dem Götzenbilde führt eine Reihe mächtiger Säulen mit Kapitälern, die aus Metall getrieben sind. Hoch oben an der Decke sind Zierkästen in der Form von Taubenschlägen angebracht. Alles dies ist mit Schnitzwerk schön

verziert. Je weiter wir kommen, um so mehr staunen wir. „Was werden wir erst in der Stadt zu sehen bekommen?“ denke ich bei mir. Doch bald sollte ich sehr enttäuscht werden. An einer Stelle war eine Bresche in die Mauer gelegt und ich sah nichts als Ruinen. Ich erhebe mich im Wagen, um mich umzusehen — nur die Schornsteine und einige angebrannte Balken sind stehen geblieben. Ein trostloser Anblick. Anscheinend haben unsere Truppen hier tüchtig Arbeit gehabt. Man teilt mir mit, daß die Stadt auf Befehl des russischen Regierungskommissars eingeäschert ist. Aber wenn man die ganze Stadt niederbrannte, so muß man doch auch eine Absicht dabei gehabt haben? Während ich noch diesen Gedanken nachhänge, fahren wir in das Lager ein. Wunderbar! Als ich aus der Ferne das russische Heerlager sah, ergriff mich daselbe, längst vergessene Gefühl, das ich einst in den Feldzügen gegen die Türken und gegen die Tefinzen verspürt hatte, wenn ich von einem weiten Patrouillenritt zurückkehrte. Mit einem Male kam Ruhe und Selbstvertrauen über mich. In erster Linie entsprang dies natürlich aus dem Bewußtsein, hier im Schutze unserer Macht zu sein, die mich nicht im Stiche lassen wird, denn nur 2—3 Werst von hier waren schon Leute erschossen worden. Die Chinesen kennen keine Schonung. Lebend suchen sie die Feinde zu fangen, um sie unter fürchterlichen Qualen am Bivackfeuer zu rösten. Wie ich hörte, gab es eine Menge Beispiele dafür. Die Umgegend von Chuntschun wimmelte damals von chun-chufischen und zersprengten chinesischen Truppen.

### 9. Chuntschun.

Die Sonne war bereits im Sinken, als wir in das Lager einfuhren. Ein bunt bewegtes Bild bot sich unseren Blicken. Unten am Fuße der Berge, in der

Ebene, war das Lazarett aufgeschlagen, auch stand hier der Wagenpark und die Küchen. Die Zeit zum Tränken der Pferde und zum Abendessen war gekommen. Aus den Küchen stiegen Dämpfe auf. Das Wiehern der Pferde und Menschenstimmen wurden hörbar. Hornisten und Musiker hatten sich irgendwo im Freien zusammengefunden und spielten nun ihre Weisen. In den Feldschmieden wurden Pferde beschlagen; das Hämmern der Schmiede war weithin zu hören. Die Gestalten von Soldaten in weißen Hemdsärmeln sah man bald in der Öffnung der Zelte erscheinen, bald wieder darin verschwinden. Weiter oben in halber Höhe des Berges, standen auf der rechten Flanke in langen Reihen unsere Geschütze. Es war die sechste Gebirgsbatterie. Dunkel heben sich unter den Geschützen die Reihen der zusammengekoppelten Pferde ab. In der Mitte des ganzen Lagers bivakierte die Infanterie, das ostsibirische Schützenregiment. Wie mit dem Lineal ausgerichtet, zogen sich die langen Zeltreihen dahin. In der Mitte dieses Infanterielagers wieder befand sich das geräumige Zelt des Regimentskommandeurs; daneben die Fahne des Regiments und eine dunkle Kiste, die Kasse. Davor hielt ein Posten Wache. Obwohl ich zum ersten Male hier war, war mir dies alles doch schon von früher her bekannt. Weiter entfernt, hoch oben auf dem Berge, in der linken Flanke, konnte man die Kavallerie erkennen. Einen Kavalleristen sehe ich reiten, er hat noch zwei Pferde am Bügel, mit denen er zur Tränke reitet. An Sitz und Haltung erkannte ich sofort den Kosaken. Eine Kosakensotnie hatte dort ihre Zelte aufgeschlagen.

Wir steigen aus unserem Wagen aus und gehen nach unserem Zelte, das dicht neben dem des Regimentskommandeurs liegt. Ich lasse mein Gepäck abladen, säubere mich einigermaßen vom Staube, lege die Schärpe und den Säbel an und gehe, mich beim Oberst Erloff zu mel-

den. Er war ein stattlicher Mann in den vierziger Jahren, mit langem Schnurrbart. Im Feldzuge wird man schnell bekannt. Ich erklärte ihm den Zweck meines Kommens, dann gingen wir zusammen in das Offizierskasino. Hier lernte ich beinahe alle Offiziere des Detachements kennen. Alle waren so nett und liebenswürdig zu mir, daß ich mich bald wie zu Hause fühlte. Besonders gefiel mir ein Oberleutnant Wassilij Somitsch. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, welchen Spezialauftrag er hatte. Ich freundete mich sehr schnell mit ihm an. Er war ein voller, kräftiger Mann von beinahe 50 Jahren. Er trug einen kleinen Schnurrbart, einen Kneifer und langes Haar, durch das er sich fast unausgesetzt mit der Hand fuhr. Sein Zelt stand nur einige Schritte von dem meinen entfernt.

Es begann zu dämmern und wurde kühl. Ein wunderbarer Duft strömte von den Wiesenkräutern aus. Der Hornist bläst das Locken zum Zapfenstreich. Undeutlich heben sich am Berge die Umrisse der Musiker ab. Ernst und harmonisch erklingt: „Ich bete an die Macht der Liebe.“ Die Soldaten treten vor den Zelten an.

„Vater unser!“ — dringt das monotone Murmeln des Gebets bis zu meinen Ohren. Wo habe ich nicht überall das Gebet auf den Lippen unserer Soldaten gehört! An der Donau, an den Ufern des Marmarameeres und in Rußland an den Grenzen von Persien. Jetzt — an den Ufern der Chuntschunka, nicht weit von den Fluten des Stillen Ozeans. Und vielleicht sitzen in der Nähe in den Getreidefeldern und Gräben Chinesen und lauschen dem Gebet der Russen und ihrem Gesang. „Welchen Eindruck mag es wohl auf sie machen?“ — denke ich so bei mir.

„Gewehr ein!“

Das Lagerleben verstummt.

Nur vereinzelt stehen sich die ersten Strahlen der



aufgehenden Sonne über die Gipfel der Berge und schauen neugierig auf die Ebene herab. Am Abend vorher hatte ich mich mit Wassilij Fomitsch verabredet, am Morgen in aller Frühe nach der Stadt zu reiten, zu sehen, was von ihr noch stehen geblieben war, und gleichzeitig die Getreidemagazine zu besichtigen, die von unserem, hierher entsandten Intendanten angelegt waren. B-skij schläft noch. Zum Schutze gegen die Fliegen hatte er seinen Kopf in einen Schleier eingehüllt und gab so nicht das geringste Lebenszeichen von sich. Mir war es unverständlich, wie man so eingehüllt schlafen kann, daß auch nicht eine Mücke durchdringen kann. Das Zelt ist geräumig und hell. Ich liege auf dem Bett und blicke über das Lager. Gestern abend in der Dunkelheit konnte man ja nur wenig unterscheiden. Dort unten zieht sich der weite Tjupan mit seinen hohen Mauern hin. Über ihm weht die russische Flagge. Wahrscheinlich liegt dort irgend ein Truppenteil. Die Artillerie führte die Pferde zur Tränke. Unter den Hunderten von Hufen erhob sich dicker Staub. Ein Teil der Soldaten ist in Hemdsärmeln, ein Teil in übergeworfenen Mänteln; sie waschen sich und machen sich um die Zelte zu schaffen. Ich höre ihre Stimmen und ihr Lachen. Das Lager wird lebendig. Die Küchen werden geheizt und überall steigen Rauchsäulen auf. An unserem Zelte vorbei läuft ein Burjsche mit einem Samowar in den Händen und einem Theefännchen auf einem Tablett.

„Mitjenka!“ — höre ich die Stimme von Wassilij Fomitsch. Ich sehe, wie ein verschlafener Soldat mit aufgedunsenem Gesicht, in einem roten Wollhemde, das er flüchtig in die schwarzen Hosen gestopft hat, zu seinem Zelte eilt. Später reizte mich die Anrede Mitjenka immer, weil der Burjsche diesen Rosenamen gar nicht verdiente. Er war unhöflich gegen seinen Herrn, schlief

oft auf seinem Bett, wusch sich mit seiner Seife, benutzte seine Kämme und war überhaupt sehr wenig zurückhaltend. Wenigstens erzählte mir mein Zwan so. Ich springe von meinem Bett auf und ziehe mich an. Schon lange wartete Zwan auf mich, um mir das Waschzeug zu reichen. Nachdem ich meinen Thee getrunken habe, sehe ich mich um, und da bringt man auch schon die Pferde, für meinen Begleiter ein graues Infanteriepferd, für mich das Pferd eines gefallenen Kosakenwachtmeisters. Dies ging einen sehr freien Trab, so daß ich es immer benützte, wenn ich nach Chuntschun ritt. In Begleitung zweier Kosaken reiten wir den Berg herab nach der Stadt. Trotzdem ich wußte, daß Chuntschun eingeseichert worden war, hegte ich doch noch die leise Hoffnung, ob nicht vielleicht doch ein kleiner Teil unversehrt geblieben wäre, so daß ich mir wenigstens eine ungefähre Vorstellung machen konnte, wie es eigentlich in einer Chinesenstadt aussähe. Gleich hinter dem Lager begannen Felder, welche mit einer Art Hirse, Tschumisa genannt, bestanden waren. Es ist dies eine besonders bemerkenswerte Getreideart. Ihre Ähre ist zwischen 12 bis 25 Zentimeter lang, rund, wollig und voll kleiner, goldgelber Körner. Die Pflanze ist äußerst fruchtbar. Später im Herbst fuhr ich mit einem Beamten der russisch-chinesischen Bank, einem Engländer Cambel, nach Girin. Zum Zeitvertreib begannen wir auszurechnen, wieviel Körner wohl in einer Ähre sein mögen. Wir pflückten eine ab und zählten und zählten, zählten bis 3000, dann hörten wir auf — das genügte. Man bereitet aus der Frucht eine sehr schmackhafte Grütze. Unsere Soldaten mochten sie zwar nicht, da sie unseren Hirsebrei vorzogen, doch habe ich sie immer sehr gern gegessen. Immer weiter reiten wir durch diese Felder. Das Land ist vorzüglich bearbeitet. Das Getreide steht rein, ohne Unkraut, etwa 1½ Meter hoch. Teilweise ist

es schon reif, die Ähren begannen ihre Köpfe zu neigen. „Doch was ist das da für eine Pflanze?“ Gestern abend in der Dunkelheit habe ich sie gar nicht bemerkt. Sie ist  $2\frac{1}{2}$ —3 Meter hoch. Ein Rosak kann sich leicht mit seinem Pferde darin verbergen.

„Wassilij Fomitsch! — rufe ich — was ist dies für eine Pflanze?“

Das ist der sogenannte Gauljan. Die Chinesen gewinnen aus ihm Schnaps, man kann es auch als Pferdefutter benutzen.

Ich betrachte die Pflanze näher. Sie ähnelt in ihrer Ähre unserer Hirse, nur ist sie bedeutend größer, auch dunkeler und fester. Ihr Stengel ist ähnlich dem der türkischen Bohnen. Ebenso fest und dick, nur bedeutend höher. In diesem Gauljan, denke ich bei mir, kann man sich leicht verstecken. Eine ganze Division kann darin verschwinden, ohne daß jemand etwas davon merkt. Zur Rechten, hinter den Getreidefeldern, wurden einige Janjen und schöne Impans sichtbar, die wie durch ein Wunder der Zerstörung entgangen waren. Ihre Häuschen, mit den verschörkelten Ziegeldächern, blickten heiter über die Mauern herüber. Von Zeit zu Zeit wurden auch kleine Gökentempel und Grabsteine sichtbar. Doch da sind wir auch in der Stadt. Leider sind es nur noch Ruinen. Die Stadt ist nicht mehr. Vielleicht finden wir etwas, wenn wir weiter reiten. Vorsichtig treten die Pferde über die verkohlten Balken, Ziegeln, Steine, verschiedene eiserne Gerätschaften, Haken, Töpfe und verschiedene landwirtschaftliche Hausgeräte. Den ganzen Weg entlang, zu beiden Seiten, ragen die ausgebrannten Umfassungsmauern der Häuser. An manchen Stellen ist auch von ihnen keine Spur mehr geblieben, und es wird für den ehemaligen Besitzer schwer sein, seine Heimstätte wiederzufinden. So weit das Auge reicht, überall schwarze Trümmer und Ruinen.

Schon reiten wir etwa eine Werst durch die Stadt und noch kann ich mir keine Vorstellung davon machen, was eigentlich eine Chinesenstadt ist.

„Um Gottes willen, was ist denn dies da?“ — rufe ich unwillkürlich. — In diesem Augenblick erinnere ich mich des Anblicks der Ruinen des uralten Serax, die ich vor einem Jahre im Transkaspischen Gouvernement gesehen hatte. Ich hatte diese Trümmer damals aufmerksam beobachtet, mich an den teilweise noch erhaltenen, schön gebrannten Kacheln und Ziegeln erfreut und wunderte mich, wie der Gegner so grausam und herzlos hätte sein können, ein ganzes Volk mit seiner Kultur zu vernichten und ein blühendes Land auf Jahrhunderte in eine trostlose Wüste zu verwandeln. Und wie hoch stehen wir über jenen Barbaren? Tausende von Jahren sind vergangen, der Mensch aber ist dasselbe, herzlose Raubtier geblieben.

„Hier wurde ein Vorratskeller gefunden! Es ist einfach unglaublich, wieviel von den verschiedenartigsten Gegenständen hier gefunden wurden. Ich habe alles in die Niederlage der Intendantur schaffen lassen“ — erzählt mir lebhaft Wassilij Fomitsch und macht am Rande der tiefen, mit gewölbten Kellern versehenen Grube Halt. Rings herum lagen die mannigfaltigsten Gebrauchsgegenstände verstreut: Bänder, Gürtel, Körbchen, chinesische Mützen, Schuhe, Schnüre und anderes. Wir reiten weiter. Überall liegen Kochkessel, Blechbüchsen, ganze Ballen von Salz, gepreßten Bohnen, die als Pferdefutter bestimmt sind, gemahlener Mais und Hirse herum. An einigen Stellen rauchten die Brandstätten noch und ein heißer Brandgeruch ließ unsere Augen tränen. Eisernes und kupfernes Küchengerät, sowie solches aus Porzellan lag bunt durcheinander. Einige Schalen deuteten auf Toilettegegenstände für Damen.

„Und Schweine giebt es hier, überall Schweine! Sie

sind schwarz mit ganz spitzen Schnauzen. Wilde Eber!“ ruft der Oberleutnant und zeigt mit seinem Degen auf sie.

„Wassilij Fomitsch, sehen Sie doch diese hübsche Tasse.“

„Das ist garnichts! Es kommt schon noch besser. Ich weiß ein Haus, wo ich wunderschöne Tassen gesehen habe: Ich werde es Ihnen zeigen!“ — ruft er mir selbstbewußt zu, ohne sich umzudrehen. Dabei klirren unter den Hufen unserer Pferde alle möglichen Gegenstände aus Ton, Porzellan, Holz und Zinn.

Wir nähern uns einem Stadttor. Es ist vollkommen unverfehrt geblieben. Es ist ein hoher, mächtiger Bogen ohne Türme. Über dem Bogen erhob sich ein Turm mit leichtgeschwungenem Ziegeldach, an den Ecken mit verschiedenen Verzierungen und Glockentürmchen geschmückt. Beim Wehen des Windes erschallten die Glöckchen leise. Wieder erinnerte mich dieser Torbogen an den Kreml. Derselbe Stil. Ja, ich fand sogar eine Tür, die vollkommen einer solchen in Moskau glich, schwarz, mit Eisen beschlagen und als Bierat die runden Köpfe der Nägel gruppiert. Am Tor stand unser Posten. Neben ihm liegen einige chinesische Sachen, die besten anscheinend, die er hat finden können: ein schwarzseidener Schlafrock, zwei Porzellanschüsseln, u. a. Wir waren gerade an dem Tor vorbeigeritten, als das Pferd Wassilij Fomitschs zur Seite springt, hinter der eingestürzten Mauer einer Fausse hervor springen zwei Koreaner, mit Säcken beladen, und laufen, was ihre Füße sie tragen können.

„Greife sie! Halte sie!“ — ruft mein Oberleutnant. Die Kosaken setzen ihnen nach. Von Zeit zu Zeit tauchen die schwarzen Köpfe der Flüchtlinge, mit den im Nacken in Flechten zusammengebundenen Köpfen, zwischen den niedergebrannten Häusern auf. Es war schwer, sie zu

erreichen. Wie Katzen sprangen sie über die Trümmer, Gruben und Mauern. Für einen Kosaken auf seinem Pferde war dies viel schwieriger. So entkamen sie denn auch.

„Wir müssen sie haben, sie werden gehängt!“ — ruft Wassilij Fomitich dem Posten aufgebracht zu. Sein Kneifer war ihm heruntergefallen, die Mütze ins Genick gerutscht.

Wir reiten an ein schönes chinesisches Privathaus heran. Ich bin entzückt. Endlich habe ich das gefunden, was ich so lange und mit so großer Ungeduld ersehnt habe. Es war der Palast des Fudutun von Chuntschun. Wenn das Gebäude auch sehr gelitten hatte, so waren doch die Umfassungsmauern gut erhalten. Wir springen von den Pferden und gehen hinein. Das Tor wird von mächtigen Holzsäulen getragen, die zum Schutze gegen Fäulnis auf Steine gestellt sind. In ganz China habe ich diese Art, Säulen aufzustellen, beobachtet. Der Chinese ist sehr sparsam und gibt lieber einmal mehr aus, als daß er den Balken verfaulen läßt, um ihn dann durch einen neuen zu ersetzen. Die Säulen und das Tor sind mit mannigfaltigen goldenen Aufschriften bedeckt. Auch die Pilaster und Kapitäle sind in gleicher Weise geschmückt. Einige Verzierungen und Schnitzereien sind so schön und kunstvoll, daß ich sie am liebsten mitgenommen und in eines unserer Kunstgewerbemuseen geschickt hätte. Wir betreten den quadratischen Hof. Ringsum elegante Gebäude. Die Mauern sind aus grauem Ziegelstein. Die Dächer sind alle in demselben Stil gehalten, aus Ziegeln, mit den gleichen verschnörkelten Verzierungen, wie Hunde, Drachen und andere Tiere. An den Wänden ziehen sich Vasreliefs entlang, welche Menschen, Tiere und auch Landschaften darstellen. Der Hof ist schön gepflastert, ebenso wie ein zweiter, in dem zu meiner Verwunderung ein furchtbares Chaos

herrscht. Dem Eingang gegenüber erhebt sich ein prachtvoller Tempel, mit einem höchst originellen Dach, Türmchen, Säulen und allen möglichen vergoldeten und bemalten Verzierungen. Ich trete ein — eine Unmenge Gözenbilder aus Ton, vergoldet und verziert, liegen in buntem Gemenge auf dem Boden, umgestürzt, die Füße nach oben gefehrt. Köpfe, Arme und Füße sind abgeschlagen. Die Gesichter verstümmelt. Die Fische sind umgestürzt und selbst der Boden ist aufgewühlt. Man kann sehen, daß hier nach vergrabenen Schätzen gesucht worden ist. Der Tempel war in zwei Teile geteilt. In einem derselben fand ich zu meiner Freude noch drei ziemlich gut erhaltene Gözenbilder, wenn auch die Gesichter etwas gelitten hatten. Da ich meinen photographischen Apparat bei mir hatte, machte ich eine Aufnahme von ihnen. Wir gehen weiter. Wieder ein sehr schönes Tor und wieder ein kleiner gepflasterter Hof. Hier fand ich einige geräumige Zimmer. Rechts hatte der Fudutun gewohnt, daneben seine Frauen, da hier alle möglichen weiblichen Toilettegegenstände umherlagen: Kämme, Scheren, Schuhe und Tücher; links befand sich die Bibliothek und Kanzlei des Fudutun. Haufenweise lagen hier chinesische, auf dünnes, gelbliches Papier gedruckte Bücher umher. Ich fand auch einige Briefe, die nach der Handschrift von unserem Grenzkommissar Smirnoff aus Nowosijewsk herrühren mußten. Ich gehe mit Wassilij von Zimmer zu Zimmer und betrachte alles auf das sorgfältigste. Ich sehe mir alles mit lebhaftem Interesse an. Jeder Schritt zeigt mir neue Wunder. Was ist dies? Wozu das? Welchem Zweck dient jenes? — frage ich unaufhörlich. Mein Begleiter erklärt mir alles. Er hatte alles schon vorher gesehen und sich durch einen Dolmetscher erklären lassen. Und was lag nicht alles hier herum. Offenbar hatten die unsrigen die Bewohner überrascht. Wie alles

lag und stand, hatten sie es verlassen. Ja, sogar die Speisen in den Schüsseln waren stehen geblieben.

Aus dem Palast des Fudutun begaben wir uns zu unserem Intendanten. Er wohnte nicht weit, in einem kleinen Häuschen mit drei Zimmern und einem besonderen Hofe, mit breiten Ruhebänken. Mir gefielen besonders die Schränke an den Wänden, schön mit Gold beschlagen, und mit goldenen Schlössern und Griffen verziert. Sie waren bereits mit verschiedenen chinesischen Kostbarkeiten gefüllt, besonders mit Porzellan, das in der Stadt gesammelt worden war. Zwei Tassen mit künstlerischer Bemalung fielen mir besonders auf. Da kommt auch schon der Intendant selbst, ein mittelgroßer Mann, herein. Er sah überarbeitet aus. Wir begrüßten uns:

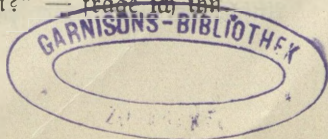
„Nun, wie geht es bei Ihnen?“ fragt Wassilij.

„Ach, nicht besonders. Wir kommen nur langsam vorwärts. Nirgends kann man Koreaner bekommen, um die Maisfelder zu mähen. Sie tun es nicht, weil sie sich fürchten. Vor kurzem haben die Chinesen zwei von ihnen erschossen. Nun wollen die übrigen um keinen Preis der Welt für uns arbeiten. Ich habe ihren Lohn schon erhöht. Wenn wir von Ihrem Regiment eine Bedeckung bekommen könnten, so wäre es gleich anders. Ich habe nach Chabarowsk telegraphiert, aber noch keine Antwort erhalten.“

Ich gehe in das Nachbarzimmer. Dort wohnte der Aufseher.

Für gewöhnlich sind diese Proviandamtsaufseher recht wohlbeleibte, rundliche Leute. Dieser war im Gegenteil mager wie der Tod, schwarz, mit einem Anflug von Bart und mit heiserer Stimme. Auf seinem Tische lagen zwei hübsch gearbeitete, steinerne Opiumpfeifen, mit Silber und Emaille eingelegt.

„Wem gehören diese Pfeifen?“ — frage ich ihn



„Ich habe sie hier im Magazin gefunden.“

„Sie sind wunderschön.“

„Herr Intendant, sind dies Ihre Pfeifen?“ — frage ich weiter.

„Nein, die müssen dem Judentun gehört haben. Sie sind im Magazin gefunden worden. Wenn sie Ihnen gefallen, so nehmen Sie sie doch mit.“

Ich nehme die Pfeifen, rufe meinem Kosaken und übergebe sie ihm mit dem Befehl, sie besser wie seinen Augapfel zu hüten. Nach einer Besprechung mit dem Intendanten besichtigen wir die Borräte. Aus allen Teilen der Stadt sind von ihm hier im Magazine des Judentun einige tausend Zentner vorzüglicher Mais, Hirse, Bohnen und anderes Getreide zusammengefahren worden. Alles dies war sauber in Verschlügen aufgeschüttet, aufgeschrieben und gewogen, gerade wie in der russischen Heimat. Außerdem hofften sie aber mit Hilfe der Koreaner noch mindestens 100 000 Pud von den Feldern zu ernten. Wir gehen auf den Hof der Intendantur. Ich bleibe stehen und sehe mich interessiert um. Niemand hätte sich denken können, daß wir in einer feindlichen Stadt waren, es sah vielmehr genau so aus, wie auf dem Markt für Eßwaren in Moskau. Rings herum standen Kochherde, auf denen Soldaten siedendes Wasser bereiteten. Sie kochten Brei aus Erbsen, Reis und Hirse. Daneben rupften andere Japanen, bucken Brot und Pfannkuchen. Dicht dabei sitzen einige koreanische Arbeiter und fengen ein Schwein ab, das schon ganz schwarz geworden ist. Das Fett träufelt heraus. Unsere Soldaten in Chuntschun essen kein Schweinefleisch, weil man einmal bemerkt hat, daß die Schweine an menschlichen Leichen gefressen haben. In einer Ecke sitzen chinesische Arbeiter in blauen Kitteln und pugen mit ihren langen, dünnen Fingern appetitlich Gemüse. Anscheinend haben sie den Krieg ganz vergessen. Sie

arbeiten, erhalten ihr Geld — mehr brauchen sie nicht. So las ich wenigstens auf ihren ruhigen, gleichmütigen Gesichtern.

„Haben Sie die hiesige Apotheke gesehen?“ — fragt mich lächelnd der Intendant.

„Nein, bitte, zeigen Sie sie mir.“

Mein neuer Cicerone geht auf einem ihm bekannten Wege, auf dem ebenfalls wieder alle möglichen Trümmer umherliegen, mit selbstbewußter Miene voran. Fortwährend muß man über tote Hunde und Schweine springen; menschliche Leichen sah ich nicht. Sie waren schon alle begraben. Wir mußten sehr vorsichtig gehen, da es überall noch unter der Asche glomm und nicht selten hier und dort Pulver und Patronen explodierten. Wir kommen zu einer kleinen, halbzerstörten Fausse mit durchlöchernten Papierfenstern. Eine Menge Schächtelchen und Körbchen mit Kräutern und Gewürzen stehen herum. Ich nehme verschiedenes auf, befühle und rieche es, und stelle es dann zurück. Vieles versuchten und kosteten wir. Der ganze Boden und die Ruhebänke waren mit den Gewürzen bedeckt. Verschiedene Kessel zur Bereitung von Arzneien waren ebenfalls da. In einem Packet fand ich getrocknete Seepferdchen, etwa 20 bis 30 Zentimeter lang. Sie sahen wie Skelette aus, Drachen mit Pferdeköpfen. Wahrscheinlich zerreiben sie diese Pferdchen auch und mischen sie in die Arzneien.

„Haben Sie das Gefängnis gesehen?“ — fragte der Intendant wieder, als wir die Apotheke verließen.

„Wo ist dies denn?“

„Sie können es ja dort sehen, gar nicht weit!“

„Sind auch Gefangene hier?“ — frage ich unterwegs.

„Nein, niemand! es ist leer,“ — antwortete zuvorkommend unser liebenswürdiger Begleiter. Die Fenster sind mit dicken Holzbalken vergittert, die Türen mit

Eisen beschlagen. Wir treten ein, es ist halbdunkel. Zwei geräumige Fansen. Der Fußboden ist gestampfte Erde. Überall liegt furchtbarer Schmutz. Arrestanten waren nicht da. Ich suche nach Folterwerkzeugen, finde aber nichts. Ich hebe einen eisernen Gegenstand auf, gehe an das Fenster und sehe einen Türschlüssel, ähnlich unseren alten Festungsschlüsseln, mit krummem Bart. Da liegt noch etwas — es sind Fesseln für die Füße. Die Fesseln und den Schlüssel gebe ich meinem Kosaken.

Wir verabschieden uns von dem Intendanten und reiten in das Lager zurück. Es war gegen Mittag und Zeit zum Frühstück. Plötzlich reitet Wassilij Fomitsch bei Seite und blickt aufmerksam auf die Erde.

„Was haben Sie da gefunden?“

„Hier muß ein Porzellanladen gestanden haben. Sehen Sie doch, alles liegt voll Scherben.“

Wir springen von den Pferden und betrachten den Boden. Ich finde eine fast unversehrte Figur. Ein Göße, lahm, auf Krücken, aus weißem Porzellan schön modelliert. Doch in der Ecke sehen auch noch Tassen aus der Erde hervor, eine ganze Sammlung, zuerst eine große, dann immer kleiner und kleiner, bis die kleinste nur noch so groß ist wie ein Fingerhut. Obwohl sie nicht zerbrochen sind, so hat der Brand ihnen doch sehr geschadet, die Farbe ist geschmolzen und abgelassen. Es hat deshalb keinen Zweck, sie mitzunehmen. So gehen wir von einem Trümmerhaufen zu dem anderen, und ohne daß wir es merken, vergeht die Zeit — es ist zwei Uhr.

„Wassilij Fomitsch, wir müssen nach Hause!“ — rufe ich ihm zu.

„Reiten wir, man muß doch essen!“ — antwortet er kurzweg und mißmutig, kann sich dabei aber selbst nicht losreißen und blickt in jede Ecke, ob er nicht noch etwas Interessantes finden kann. Leider ist aber vor uns schon

alles von unseren Soldaten und Koreanern weggeschleppt worden. Schließlich steigen wir zu Pferde und reiten. Wir sind im Lager. Alle haben schon gegessen und sich schlafen gelegt. Es ist furchtbar heiß. Ringsum ein mir wohlbekanntes Bild. Die Zelte sind unten etwas hochgeschlagen, damit der Wind hindurchwehen kann. Wohin man auch sieht, man erblickt auf den Lagern ausgestreckte, schwitzende Menschen, die nur notdürftig mit ihrer Leibwäsche bekleidet sind. Alles schläft, nur ein leises Schnarchen ist vernehmbar. Ich reite nach meinem Zelte. Auch mein Zeltgenosse schläft, wie immer, in einen Schleier zum Schutze gegen die Fliegen gehüllt. Ich springe vom Pferde, lege meinen Erwerb bei Seite — die Pfeifen, die Fesseln und die Gefängnischlüssel, Frühstücke etwas und lege mich dann schlafen.

„Mitjenka, gib mir etwas zu essen!“ — erschallt wiederum die ruhige Stimme Wassilij Fomitschs durch das Lager. Ich gehe zu ihm, um mit ihm zu essen. Mitjenka deckt den Tisch und bringt eine Schüssel Kohlsuppe. Wir essen und unterhalten uns. Da kommt ein Soldat mit einem Bündel an.

„Was hast du da?“

„Herr Oberleutnant, ein Soldat bringt Herrn Oberleutnant chinesische Seltenheiten; darf er sie zeigen?“

„Gib her!“ — ruft der Oberleutnant erfreut und lächelt selbstgefällig.

„Was ist das für ein Soldat?“ — frage ich.

„Er ist Polizeisoldat in der Stadt.“

Ein kleiner, übel aussehender Soldat tritt in das Zelt, sein Gesicht ist gerötet, er trägt einen Sack auf dem Rücken.

„Guten Tag!“

„Guten Tag, Herr Oberst!“

„Nun, zeig her!“ — sagt Wassilij Fomitsch.

Der Soldat breitet verschiedene Silbersachen auf

einem Tische aus: Nägel mit dicken Köpfen, Arm-  
bänder, Ohrringe, Fingerringe, Schnallen, u. a. Alles  
ist sehr originell und schön gearbeitet, in verschiedenen  
Mustern und Farben. Es sind 3—4 Pfund Silber.

„Da, hast Du etwas!“ — mein Freund giebt ihm  
drei Silberrubel.

„Ich danke gehorsamst, Herr Oberleutnant!“ — ant-  
wortete er, macht fehr und verschwindet.

„Sie haben ihm wenig gegeben, sehen Sie doch, wie-  
viel schöne Sachen dies sind.“

„Man muß sie nicht verwöhnen! Er hat es ja auch  
nicht gekauft! Also kann er noch danke schön sagen.“  
— Wassilij beginnt, die gekauften Sachen zu untersuchen.

„Wollen Sie etwas haben?“ — fragt er mich.

„Wenn es Ihnen nicht leid tut?“ — entgegne ich ihm  
sehr zufrieden.

„Da, nehmen Sie alles!“

„O, ich danke Ihnen sehr!“ — ich gebe ihm seine drei  
Rubel wieder und trage meinen Kauf entzückt in mein  
Zelt, wo ich sofort anfangs, ihn zu betrachten. Alles ist  
sehr hübsch. Wie alles fein gearbeitet ist! und wie  
elegant! und mit wieviel Geschmack!

„Wie, Sie haben sich auch solchen chinesischen Kram  
gekauft?“ — höre ich plötzlich die Stimme von B—ski.  
Er ist erwacht. Sein Gesicht glüht und ist mit Schweiß  
bedeckt.

„Pfui, was für eine Hitze!“ — knurrt er weiter —  
„die verdammten Fliegen lassen einen nicht schlafen.“

„Sehen Sie, wie hübsch das ist!“ — sage ich zu ihm  
und zeige ihm eine silberne Haarnadel von der Form  
eines kleinen Mädchens.

„Was soll nun daran schön sein! Alles, was aus  
China kommt, ist Unsinn!“ — antwortet mein guter  
Terentij Danilitsch verächtlich. Er ist ein geschworener  
Feind von allen Chinaartikeln.

„Sie haben sogar Lust, auch nur einen Finger für diese Albernheiten zu rühren? Ihr Freund schleppt sich auch immer mit solch überflüssigem Zeug. Die Chinesen sind Narren. Alles haben sie im Stich gelassen, die Feiglinge, und sind geflohen!“ — grollt er und fährt sich erregt über den Nacken. Nachdem er so seinem Herzen Luft gemacht hat, gähnt er noch einmal tüchtig, steht dann auf, legt seine Litterka an, setzt sich die Mütze ins Genick, geht aus dem Zelte und verschwindet. . . .

Mittag ist längst vorüber. Die Zelte werfen lange Schatten. Es kühlt sich allmählich ab. Die Pferde werden wieder vorgeführt und ich reite mit Wassilij Fomitsch hinaus, um mir die Gegend anzusehen, von 4 Kosaken begleitet. Ob nicht vielleicht doch noch irgendwo chinesische Getreidevorräte liegen? Ich hatte den Auftrag, dies alles aufs sorgfältigste zu erkunden. Als wir auf dem Berg dicht hinter dem Lager angekommen waren, machte ich unwillkürlich Halt. Ein herrliches Panorama lag vor uns. Die Ebene von Chuntschun war über und über mit wogenden Feldern bedeckt. Wie eine Wand stand der hohe Gauljan neben der silberglänzenden Sirie. Bohnenfelder wurden bald hier, bald dort wie dunkle Flecken sichtbar. Wie Wächter ragten einzelne Bäume aus dem weiten grünen Felde heraus. Weit vor uns am Horizont blinkte der Fluß Tjumen-Ula, der Grenzfluß mit Korea. Einzelne Lichter flackerten an seinen Ufern auf, doch hoben sich schon die Nebel, so daß Häuser und Ortschaften nicht mehr zu erkennen waren.

„Wahrscheinlich verbrennen dort Chunchusen koreanische Dörfer!“ — ruft Wassilij Fomitsch und blickt aufmerksam durch sein Fernglas. Auch ich sehe durch das meine, kann aber nichts entdecken; es ist nicht gut, und ich bereue, daß ich es überhaupt mitgenommen habe. Wir reiten weiter. Da ist das erste chinesische Dorf. Die Häuser sind verlassen, keine Menschenseele ist zu sehen.

Die Papierfenster sind zerrissen. Im Innern herrscht ein müßes Durcheinander. Alles Hausgerät liegt durcheinander — Getreidevorräte aber sind nirgends zu sehen. Wir reiten etwa drei Werst weiter nach Westen. Hier müssen Töpfer gewohnt haben. In jedem Hofe findet sich eine Masse Handwerkszeug, wie es die Töpfer brauchen, und ihre Erzeugnisse, alles ist schön ausgebrannt und vorzüglich gearbeitet. Wenn man gegen sie klopft, so klingt es hell und klar. Wassilij nimmt sich ein Theekännchen mit, und einen kleinen Deckelkrug.

„Das ist gut, um Waschwasser darin zu holen“ bemerkte mein Kosak, dem ich den Krug zum Aufbewahren gebe. Gleichzeitig bittet er um die Erlaubnis, sich einen gleichen suchen zu dürfen. Ich gebe ihm die Erlaubnis, zumal an und für sich schon das meiste zerschlagen war und nur noch Scherben herumlagen. Wir besichtigten noch 2—3 Dörfer, konnten aber nirgends Getreidevorräte finden. Anscheinend hatten sich die benachbarten Koreaner die Flucht der Chinesen zu Nuße gemacht und alles Getreide eingeheimst. Nicht umsonst traf ich auf meinen Ritten nach Chuntschun ganze Wagenladungen von Getreide, Kohl und anderem.

Wir waren etwa 10 Werst vom Lager entfernt. Wir hatten 4 Kosaken bei uns. Wenn wir nur nicht von den Chinesen überfallen werden. Vielleicht sitzen sie irgendwo im hohen Getreide oder in einem Graben und feuern eine Salve auf uns ab. Wir machen daher vernünftiger Weise kehrt und reiten nach Hause. Erst bei Dunkelheit kamen wir im Lager an.

Am anderen Morgen reite ich wieder mit Wassilij aus, um das nördliche Fort zu besichtigen. Es lag etwa 8 Werst östlich von Chuntschun. Nachdem wir die Chuntschunka auf einer Fähre überschritten haben, lassen wir die Pferde frei traben. Der Weg führt in der Ebene durch Felder hin. Die Umgegend ist hübsch, es

weht ein erfrischender Wind. Die Sonne scheint freundlich herab und beleuchtet die Gipfel der fernen Berge. Da ist auch das Fort. Die Garnison hat uns bemerkt und kommt uns an den Mauern entgegen. Der letzte Aufstieg ist sehr steil. Die Mauern sind teilweise zerstört. Mühsam erkletterte ich die eine Bresche, die Soldaten fassen mich dabei unter die Arme. Ich trete an ein chinesisches Geschütz heran. Es ist eine sechszöllige Kruppsche Kanone. Die Artilleristen loben es sehr, weil es mit allen neuen Erfindungen versehen ist. Nachdem ich das eine besichtigt hatte, gehe ich zu dem andern. Doch was sehe ich, — das zweite ist umgestürzt und liegt auf der Erde, so daß es schon halb verrostet ist. Es tat mir leid, zu sehen, wie so ein schönes Geschütz verwahrlost worden war. Von hier gingen wir zur Besichtigung des Pulverkellers. Da stoßen wir aber auf etwas ganz merkwürdiges, ja beinahe lächerliches. Der ganze Pulverkeller besteht aus einer kleinen Scheune, die nur mit einem dünnen Dach gedeckt ist. Dabei befand sich darin eine große Niederlage von Pulver und Geschossen. Ein einziger glücklicher Schuß von unserer Seite hätte genügt, und es wäre nichts als der Name von dem Fort übrig geblieben. So richten die Chinesen ihre Festungen ein. Von dem Nordfort fahren wir nach dem Südfort. Es lag etwa 8 Werst nach Südwesten. Der Weg führt durch die überall äußerst fruchtbare Ebene. Es ist interessant, daß die beiden Forts untereinander durch Laufgräben, verschiedene Erdbefestigungen und Wälle verbunden waren. Ob diese bis an das Fort selbst heranzureichten, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich ziemlich lange auf so einem Walle entlang geritten bin und erst nach mindestens einer Werst einen andern Weg benutzte. Das Südfort unterschied sich nur wenig vom Nordfort. Das letztere sollte geschleift werden, während das Südfort erhalten, erweitert und verstärkt werden sollte. Auf

dem Südfort standen dieselben schweren Kruppschen Geschütze. Hier schenkte mir ein Ingenieuroffizier ein zweischneidiges Schwert von ganz eigentümlicher uralter Form. Niemand konnte mir sagen, aus welcher Zeit es stammen mochte und wozu es gedient hatte. Nur ein alter Chinese deutete auf die gewundene, hakenförmige Gestalt des Schwertes und sprach die Vermutung aus, daß man früher in der Schlacht den Pferden damit die Beine abgehauen hätte.

Eines Tages fand ich, von einem Ausritte zurückgekehrt, eine ganze Gesellschaft Offiziere und Beamte vor, die aus Wladiwostok und Chabarowsk angekommen waren. Unter anderen war der Kontrolleur Musatoff dabei, der hierher geschickt war, um die in Chuntschun gesammelten Borräte der Intendantur zu prüfen. Der Professor Rudakoff vom Institut der östlichen Sprachen in Wladiwostok war kommandiert, um in Chuntschun chinesische Bücher und Archive zu sammeln. Er rasierte sich vollkommen glatt, um jung zu erscheinen. Außerdem war aus Chabarowsk noch ein Landwirt Namens Dulski angekommen, der sich mit der hiesigen Flora bekannt machen sollte. Alle 3 bestürmten Orloff mit Bitten um Pferde für ihre Ritte in die Umgegend. Nur Rudakoff saß schweigend in seinem Zelte und blickte niedergeschlagen durch seine goldene Brille. Er schien von dem langen, ungewohnten Ritt so ermüdet, daß er kaum noch sitzen konnte. Trotzdem ritt er am andern Morgen mit mir in die Stadt, wo ich ihm das Archiv des Sudutun zeigte.

Besonders interessant waren mir die Ritte in Dulskis Begleitung. Klein und sehr beweglich, verfügte er über große botanische Kenntnisse. Keine Pflanze ließ er vorbeigehen, ohne mir ihren russischen und lateinischen Namen zu nennen. Und man konnte sehen, mit welcher Liebe und mit welcher hohem Interesse er sich seiner Aufgabe

widmete. Noch einen anderen Vorzug entdeckte ich an Dulski, er war ganz außerordentlich mutig. In jener unruhigen Zeit, wo die Chinesen oft einzelne Soldaten, die sich zu weit von der Festung entfernt hatten, abschossen, ritt er mit einem Kosaken, und wenn es nicht anders ging, auch allein 15 und 20 Werst weit in das Land hinein.

„Wie können Sie das nur wagen?“ — fragte ich ihn eines Tages.

„Das ist doch weiter nichts. Sie werden mich nicht anrühren!“ — entgegnete er gutmütig. Mit einem Worte, Dulski war ein jugendfrischer Mann. Er freute sich mit mir der üppigen Fruchtbarkeit des Landes.

„Alexander Wassiljewitsch, Sie interessieren sich ja sehr für chinesische Sachen, kommen Sie mit zum Hauptmann G. Er soll verschiedene sehr interessante Stücke haben“, — erklärte mir feierlich mein Zeltgenosse W—ski nach dem Mittagschlaf, als er merkte, daß ich erwacht war. An seinem Gesicht und an der Art, wie er vom Bett aufsprang, sah ich, wie sehr er sich über diese Entdeckung freute, und wie er darauf gebrannt hatte, mir dieselbe mitzuteilen.

„Was hat er denn?“ — frage ich.

„O, das weiß ich recht gut. Er hat schöne Röcke, einen Bogen mit Pfeilen, eine kostbare Feder von der Milche des Fudutun, eine chinesische Trommel und andere Musikinstrumente“ — erzählt mir Terentij Danilitsch, die Augen zur Decke gerichtet und an den Fingern zählend. Augenscheinlich war er bemüht, mein Interesse zu erregen.

„Nun gut, gehen wir!“ — sage ich. Wir stehen auf und gehen. G. war zu Hause. Als er uns sieht, bemüht er sich, eiligst ein Plätzchen für seine Gäste im Zelte frei zu machen. Er war schon ein älterer Herr, ziemlich stark, groß und kahlköpfig. Sein kleiner

Schnurrbart war grau meliert. Die kleinen schmalen Augen blickten lebhaft. Er trug einen ziemlich abgetragenen Hausrock aus Hanf.

„Nun, was gibt es? Wie geht es? Was machen die Herren?“ — fragt er erfreut mit seiner feinen, singenden Stimme, und fährt mit der Hand über den Schnurrbart.

„Matweij, zeige uns doch einmal deine chinesischen Karitäten, die du alle zusammengetrommelt hast“ — fragt ihn B—ski in ernstem, ruhigen Ton, wie der Lehrer den Schüler, ohne die Begrüßung des Hauptmanns auch nur im geringsten zu beachten. Er wollte ihm damit sagen: „Lieber Freund, wir wollen uns gegenseitig nichts vormachen, sondern gleich zur Sache kommen.“

Der Hauptmann wurde verwirrt. Obwohl er ja anscheinend an Überraschungen von B—skis Seite gewöhnt war, war er auf diese dreiste Zumutung doch nicht vorbereitet und konnte gar keine Antwort geben.

„Aber Sie wissen doch, daß ich überhaupt nichts habe“ — beteuerte er.

„Ach was! Warum willst du es denn verbergen. Das ganze Lager weiß doch, was du alles zusammengeschneppt hast!“ — entgegnet mein Freund brummig. Dann wendet er sich zu mir und sagt scherzend:

„Sie wissen ja auch, daß er einen Ballen an seine Frau geschickt hat“ — und ohne eine Antwort abzuwarten, fährt er fort: „Drei Wagenladungen Gewebe hat er ihr geschickt, und dazu schreibt er folgenden Brief: „Liebe Sonjetschka, sei nicht böse, daß ich dir soviel schicke, aber es ist hier alles so billig und kostet mich fast nichts.“ — Der Erzähler bricht in lautes Lachen aus.

„Wissen Sie“ — entgegnet der Hauptmann ärgerlich nach kurzem Schweigen — „das sind alles Erfindungen, Verleumdung, weiter nichts. Derjenige, der so etwas erzählt, hat sicher mehr nach Hause geschickt, als ich.“ Er

verbeugt sich hierbei, den kahlen Kopf nur unmerklich meinem Freund zuwendend, und spricht dann halblaut vor sich hin, als ob er fürchtete, daß wir es hören könnten:

„Aber wer hat denn einen Zobelpelz zerschnitten und mit der Post weggeschickt? Siehst du wohl? Natürlich hat er ihn geschenkt bekommen.“ — Aufgeregt zieht er aus seiner wasserdichten Hose ein schmutziges, wollenes Taschentuch heraus, das eher wie ein Lappen als wie ein Taschentuch aussieht, und wischt sich damit Gesicht, Glaxe und Hals ab.

„Nun, nun, zeige es uns nur, warum schwörst du es denn ab?“ — dringt mein Freund nachdrücklich in ihn. Endlich gibt er nach.

„Was soll ich Ihnen denn zeigen? Einen alten, geflickten Rock habe ich hier“ — er zieht aus einem Koffer einen alten, abgetragenen Frauenrock hervor, wirft ihn sich über, dreht sich langsam um und blinzelt uns verschmüht mit seinen kleinen Augeln an. Der Rock reichte ihm bis zu den Knien, und sah aus, als ob er auf einem Kleiderständer hinge. Matweij legte ihn dann wieder sorgfältig zusammen und packte ihn in den Koffer ein. Dann zeigt er uns eine, in einem einfachen Holzfutteral steckende Pfauenfeder, die mit bunten Glasstücken verziert war.

„Eine Feder von der Mücke des Fudutun. Wenn Sie sie haben wollen, können Sie sie bekommen.“ — Er wickelte sie in ein Stück blaues chinesisches Tuch und gibt sie mir. Ich nehme das Geschenk dankbar an. Ich trete aus dem Zelte heraus und sehe einen kostbaren, zweirädrigen, verdeckten chinesischen Wagen aus rotem Holze. Alle Metallteile daran, wie Reifen, Achsen, Nägel, Schrauben, sind von Silber. Innen ist er mit Sammet und Seide ausgeschlagen. Wie ein allerliebstes Spielzeug.

„Wem gehört dieser Wagen?“ — frage ich.

„Den habe ich nach der Erstürmung der Stadt einem Soldaten für 7 Rubel abgekauft. Ich möchte ihn meinen Kindern als Spielzeug schicken.“

„Lassen Sie ihn mir, Herr Hauptmann,“ bitte ich ihn.

Er zuckt zusammen.

„Ja, bitte, nehmen Sie ihn. Aber was wollen Sie damit machen?“

„Wenn ich wieder nach Petersburg komme, werde ich ihn einem Museum schenken. Er ist ja so schön, daß auch des Zaren Kinder gern damit spielen würden!“ — Ich gehe um den Wagen herum und sehe ihn an. Dann ziehe ich 7 Rubel und gebe sie dem Hauptmann gern.

„Vielleicht können Ihre Kompagniehandwerker ihn noch etwas in Ordnung bringen, einige Schrauben und Nieten anziehen und die Achsen schmieren. Ich werde alles bezahlen.“

„Freilich, daran habe ich schon selbst gedacht. Ich habe noch seidene Vorhänge dazu, ein Fußbänkchen und ein Pferdegeschirr für die Deichsel. Das kommt alles noch daran“, — erklärt mir geschäftig mein neuer Freund, und läuft dabei um den Wagen herum. Wir verabschieden uns und gehen.

Es ist gegen Abend. Furchbare Hitze; die Sonne brennt. Ich sitze bei meinem Mittagessen auf dem Bett- rand und sehe auf das Lager. Die Zelte sind in die Höhe geschlagen, man kann die Bewohner sehen. Alle liegen auf den Betten und ruhen sich aus. Mein Zeltgenosse ist nicht da. Er ist in den Zimpan hinuntergegangen, wo er mit dem Topographen, dem Postbeamten und dem Futendanten Karten spielt. Gestern hatte er 500 Rubel gewonnen, deshalb wollte er heute sein Glück noch einmal versuchen. Da sehe ich auch meinen lieben Wassilij Fomitsch ausgestreckt auf dem Bett liegen, stöhnend und

leuchtend. Sein rundes, rotes Gesicht unterscheidet sich nur wenig von seinem roten Wollhemd. Er hat die Augen unbeweglich auf einen Punkt gerichtet und scheint über irgend etwas in tiefes Nachdenken versunken.

„Wassilij Fomitsch!“ — rufe ich ihm zu.

„Was denn?“

„Kann man nicht irgend etwas Interessantes sehen?“

„Vielleicht! He, Mitjenka!“

Mitjenka erscheint.

„Den Polizeiuinteroffizier rufen!“ — Schon nach einer Viertelstunde sehe ich den mir bekannten Unteroffizier kommen.

„Bringe mir sofort, was in letzter Zeit von Leuten gefunden worden ist! Hörst du?“

„Zu Befehl!“ — er verschwindet. Eine halbe Stunde vergeht. Ich hatte schon gar nicht mehr daran gedacht. Plötzlich kommt Wassilij Fomitsch selbst zu mir ins Zelt, nur mit Hemd und Hose bekleidet, mit einem Sack in der Hand, und schüttet eine Menge silberner Gegenstände auf den Tisch, aber so interessante und wunderbare, wie ich sie mir nie hätte träumen lassen.

„Das ist ja herrlich — rufe ich unwillkürlich — Vorsicht. Sie zerbrechen sie sonst. Wunderbar. Was kostet dies alles?“

„Ich habe ihm bereits drei Rubel gegeben,“ — entgegnet er und sucht die einzelnen Stücke vorsichtig auseinander.

„Erlauben Sie! Wie ist das nur möglich!“ Ich nehme aus meinem Geldbeutel noch fünf Rubel, laufe dem Unteroffizier nach und gebe sie ihm. Dieser hatte offenbar nichts mehr erwartet und war schon weggegangen. Ich kehre zurück und sehe mir ebenfalls den Schatz genauer an. Ein Bouquet aus silbernen, emaillierten Blumen mit unechten Steinen. Solche Bouquets tragen die Chinesinnen im Haar über den Ohren. Eine Kinder-

gestalt aus Silber, vergoldet, mit grünen Edelsteinen als Augen. Ein großer Käfer, aus Edelstein geschnitten. Seine Seiten sind mit Perlen verziert. Zwei schwere, getriebene silberne Armbänder. Ohringe mit drachenförmigen Anhängern, sehr feine Arbeit, ebenfalls mit Emaille eingelegt. Einige Armbänder aus Holz, mit Sternchen aus echten Perlen verzierte Ohringe in der Form von Grillen mit langen, goldenen Fühlern. Am schönsten von allen aber ist ein Kopfschmuck mit verschiedenfarbigen Edelsteinen. Ein wahres Prunkstück.

„Wie wollen wir dies teilen?“ — frage ich.

„Diesen Kopfschmuck nehme ich für mich, das andere können Sie alles haben, aber den lasse ich Ihnen nicht. Ich will ihn meiner Tochter mitbringen.“ — Wassilij Komitsch nimmt den diademförmigen Schmuck, und trägt ihn vorsichtig nach Hause. Ich mache ihm denselben nicht streitig, denn ich bin auch über das übrige entzückt. Ich wickle alles in Papier ein und lege es zu meinen anderen Schätzen. Da habe ich doch schon eine Menge wertvolle Sachen: eine ganze Sammlung ist zusammengekommen.

Heute ist der Tag des heiligen Spasoff. Es ist ziemlich kühl. Die Sonne scheint zwar, doch stehen Wolken am Himmel. Auf dem freien Blatz vor unseren Zelten steht ein mit einer weißen Decke geschmückter Altar. Die Soldaten in ihren weißen Uniformen, die Offiziere in ebensolchen Rüstungen stehen rings herum. Der alte Priester, im grünen, silbergestickten Priesterrock, weicht das Wasser. Die Sänger, unter Leitung eines musikalischen, rothbärtigen Artillerieoffiziers, räuspern sich noch einmal und beginnen dann zu singen.

„Herr, hilf uns!“ — singt der Priester, und taucht das Kreuzifix in das Wasser.

„Die Deinen!“ — antwortet der Chor. — „Und segne, die Dich anbeten.“

Ihre Stimmen werden durch den Wind weit getragen.

Die Soldaten bekreuzigen sich. Weit hinten am Ende des Lagers, auf den Koppeln der Artillerie, schlagen fromm die Pferdewächter ihr Kreuz und knien zum Gebet nieder.

„Dein Kreuz ist das Leben!“ — ertönt der Chorgesang, der jetzt mit voller Kraft einsetzt. Der Artillerieoffizier dirigiert nachdrücklich und sieht sich von Zeit zu Zeit um, als ob er sehen wollte, welchen Eindruck der Gesang auf die Zuhörer macht. Der Eindruck ist vorzüglich, die Sänger singen gut, der Gottesdienst geht schnell zu Ende. Alles trennt sich.

Eines Tages nach dem Mittagessen saß ich mit Terentij in meinem Zelt beim Thee. Der Himmel ist mit Wolken bedeckt. Plötzlich fährt ein Windstoß daher, aber so stark und unerwartet, daß er beinahe das Zelt fortgerissen hätte.

„Zwan!“ — rufe ich.

„Andrej, wo steckst du denn?“ — ruft B-ski. Im Lager wird es lebendig. Man hört überall schreien. Ein Taifun, so nennt man die hiesigen Stürme war im Anzuge. Ein leichter Regen begann zu fallen — bald wurde er stärker und stärker: mit ihm aber nahmen auch die Windstöße zu. Unser Zelt wird fast zu Boden gedrückt. Ich laufe nach der Zeltstange und halte sie fest. Es goß wie aus Eimern, dann wurde es dunkel. Der Sturm heulte, als ob Hunderte von Hammeln und Bären gleichzeitig brüllten. Unsere unglücklichen Burschen mußten mit allen Kräften arbeiten, um das Zelt zu binden und zu stützen. In Bächen läuft das Wasser unter unseren Füßen. Herausgehen kann man nicht. Die Burschen holen eine Tischplatte und legen sie auf die Erde. Eine Kerze kann man nicht anstecken, sie geht immer wieder aus. Die dumpfen Stimmen der hinter dem Zelt stehenden Burschen sind kaum zu hören. „Das Offizierkasino ist umgerissen.“ — „Die Küche ist zerstört.“

— „An der Kasse hat es eingeschlagen.“ — Wir setzen uns und wissen nicht, was wir tun sollen. Das Zelt steht einigermaßen fest. Anfangs schien mir der Wind nachzulassen. Doch nein. Der Sturm hält an und der Regen rauscht immer weiter. Der Sturm legt sich nicht. Die Nacht bricht an. Ermüdet legen wir uns beide auf die Betten. Die Burschen decken uns damit zu, was ihnen gerade in die Hände fällt, wenn es nur nicht naß ist. Schließlich schlafen wir ein. Als ich am Morgen erwachte, war meine eine Seite völlig durchnäßt. Es regnet immer noch in Strömen. Der Sturm weht noch ebenso heftig, und wir machen uns Sorgen, ob das Zelt seiner Gewalt stand halten wird. Ich kann mich heute nicht mehr entsinnen, wie viel Tage der Taifun angehalten hat, für zwei kann ich jedoch garantieren — es können aber auch mehr gewesen sein. Während dieser ganzen Zeit konnte sich niemand auf der Straße sehen lassen. Es war eine entsetzliche Lage. Feuer wurde nicht angesteckt und warmes Essen gab es nicht. Endlich ließ der Regen nach, der Himmel klärte sich auf, und wie einst alle lebenden Wesen, die Noah während der 40-tägigen Sündflut in seiner Arche gehabt hatte, so eilten auch wir freudig aus unseren Zelten ins Freie.

Ich hatte meine Besichtigung beendet. Alle Magazine hatte ich abgeritten, und ihre Vorräte notiert. Ich hatte nur noch nach Savelowka zu reiten, doch wollte ich dies auf dem Rückwege machen. Die Abrechnung war fertig. Mein zweirädriger chinesischer Wagen stand bereit, ausgebeßert und schön abgewaschen. Sein Verdeck und die schwarzseidenen Polster glänzen in der Sonne wie neu. Die silbernen Beschläge an Deichsel und Rädern heben sich hell von dem roten Grunde ab. Meine Koffer werden aufgeladen. Außerdem hatte mich der Oberst Drloff gebeten, zwei beim Sturm auf Chuntichun erbeutete Schnellfeuergeschütze an das Museum in Chaba-

rowsk abzugeben. Endlich ist alles verstaubt und verpackt; ich verabschiede mich von allen Offizieren, danke für die freundliche Aufnahme, und trete den Rückweg an.

### 10. Am Ufer des Sungari.

7. September. — Es ist sehr heiß. Auf dem Quai in Chabarowsk herrscht reges Leben. Fortwährend fahren Droschken, Wagen und Karren mit Frachtgut, großen und kleinen Koffern, Kisten und Offiziersgepäck vorüber. Da kommt sogar ein ganzes Bureau angefahren. Einige Schreiber und Beamte, in weißen Litewken mit gestickten Achselklappen nehmen sorgfältig Kisten und Kasten von den Wagen herunter und verladen sie sorgsam auf den Dampfern. Auch die Herren Offiziere kommen allmählich an. Doch, was gibt es denn eigentlich? — Der Höchstkommandierende, General Brodsko, reist heute ab — zur Eroberung Girins, der Hauptstadt der Mandschurei. Fast die ganze Stadt ist versammelt, ihm das Geleite zu geben. Sämtliche Offiziere sind am Hafen, jedoch auch eine ganze Anzahl Bürger. Eine Droschke fährt vor. In ihr sitzt ein älterer Militärbeamter mit gutmütigem Gesicht; er trägt einen Backenbart. Anscheinend hat er sehr unter der Hitze zu leiden. Mühsam klettert er aus dem Wagen heraus, wirft seinen Paletot auf den Sitz, nimmt seinen Dreimaster ab und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Dann dreht er sich watschelnd wie eine Ente herum und geht schwerfällig nach dem Landungsplatz. Hinter diesem rundlichen Herrn, wie zum Kontrast, kommt in einer Droschke ein stattlicher General angefahren. Sein Rod ist rot gefüttert. Schon von weitem sieht man ihm an, daß er nicht so gutmütig ist, wie sein Vorgänger. Er ist zwar klein und schon recht zusammengefallen, doch vergißt er seine Würde keinen Augenblick. Gemessen geht er weiter, ohne

jemanden zu grüßen; den Wladimirorden trägt er um den Hals. Er räuspert sich und zieht seine weißen Handschuhe noch fester. Er ist bereit, den Generalgouverneur zu empfangen. Verbrämte Ärmelausschläge und Kragen aller Behörden und Grade blitzen in der Ferne.

„Er kommt! Er kommt!“ geht es durch die Menge.

Tatsächlich kommt eine elegante Equipage mit zwei Grauschimmeln den Berg herab. Der Höchstkommmandierende fährt mit einem Adjutanten am Hafen vor, steigt langsam aus und geht auf den Dampfer. Die Menge verneigt sich. Nur mühsam vermag die Polizei sie zurückzuhalten. Liebenswürdig grüßt der General, verbeugt sich, drückt hier und da einem die Hand, spricht mit einigen Leuten und kommt so allmählich auf den Dampfer. Endlich ist er da. Sein Generalstab ist hier schon lange versammelt. Vom Dampfer ertönt das Zeichen zur Abfahrt. Langsam beginnen die Räder sich zu drehen, anfangs rückwärts, dann vorwärts. Allmählich hat der Dampfer eine Kurve beschrieben und gleitet nun gleichmäßig durch die spiegelglatte Fläche, die Wogen hinter sich kräuselnd. Die Landungsbrücke wird kleiner und kleiner, die menschlichen Gestalten verschwinden und schließlich auch Chabarowsk selbst hinter dem Ufer.

Wir fahren auf dem Amur bis Michailo-Semjenowka — 200 Werst, dann auf dem Sungari nach Charbin — etwa 200 Werst. Unser Stab bei Grodeko bestand mit mir aus 12 Herren: Der Hauptmann im Generalstabe Gulewitsch, 2 Leutnants als Adjutanten, ein Dolmetscher, der Chef des Stabes, Generalmajor Belwanoff, dem zur Unterstützung ein Oberst beigegeben war, ein Stabsoffizier für besondere Aufträge, zwei weitere Hauptleute aus dem Generalstabe, ein Kollegienrat und Generalmajor Nadaroff als Generalintendant. Das war ein Original. Er war klein, breitschulterig und hatte einen wiegenden Gang, dazu eine tiefe Baß-

stimme. Seine Mütze mit einem übertrieben langen Schirm kannte jedermann in Chabarowsk. Auch der General Nadaroff war im Grunde ein wohlwollender Mann, obgleich er sehr härbeißig ausah, und er war deshalb bei seinen Untergebenen auch sehr beliebt.

Bei der Abfahrt waren wir alle in der besten Stimmung. Nicht wenig trug dazu das herrliche Wetter bei, welches auch während der ganzen Fahrt anhält.

Der Sungari ist ein mächtiger Strom. An vielen Stellen gibt er dem Amur nichts nach, doch sind seine Ufer viel sympathischer. Hier herrscht nicht die Leblosigkeit und drückende Ede, wie am Amur. Das rechte Ufer ist hoch, während das linke endlose Flächen von Schilfrohr zeigt, in das hier und da Fischerhütten eingestreut sind. An der Mündung eignet sich das Land nicht für Landwirtschaft, deshalb bietet sich hier für die Fischer und Jäger ein reiches Feld der Thätigkeit. Ganze Schwärme von Enten, Gänsen und anderem Sumpfwild durchkreuzen die Luft. Je weiter wir fahren, um so interessanter wird das rechte Ufer. Dörfer, im Grün versteckt, einzelstehende Tempels und von geheimnisvollen Mauern umzogene Götzenbilder fesseln das Auge des Reisenden und machen ihn neugierig zu erfahren, was sich hinter jenen Mauern verbirgt. Besonders bemächtigt sich dieses Gefühl jemandes, der noch nie in China gewesen ist und noch nie chinesische Gebäude gesehen hat. Die Vegetation ist sehr reich. Felder, Wälder, Haine und Gärten erfreuen das Auge. Doch alles ist verlassen, nirgends ist eine Menschenseele zu sehen.

Wir fahren dicht am Ufer hin. Der Sungari ist hier etwas schmaler. Am Ufer liegt ein Dorf. Am Wasser machen sich zwei Chinesen an einem Nachen zu schaffen. Ich beobachte sie aufmerksam durch mein Fernglas. Da bemerken sie unseren Dampfer, lassen erschreckt ihre Beschäftigung liegen und laufen nach dem Ufer; sie bleiben

noch einmal stehen, beobachten uns, und verschwinden dann. Der Dampfer fährt an dem Dorfe vorbei. Ich durchsuche es mit meinen Blicken, endlich finde ich auch unsere Chinesen. Furchtsam sehen sie über eine Mauer, und anscheinend haben sie furchtbare Angst, von jenen Ankömmlingen getötet zu werden.

Das Leben auf dem Dampfer ist im übrigen sehr einförmig, Tag für Tag dasselbe. Um 12 Uhr, genau wie in Chabarowsk, Frühstück, um 7 Uhr Mittagessen, unsere Bedienung aus Chabarowsk — zwei brave Amurkosaken — und Grodekos Diener — der Chineser Krapka — mit dem ewig zufrieden lächelnden Gesicht.

Es ist noch früh. Ich gehe nach oben auf das Verdeck, wo der Kapitän ist. Ich begrüße ihn, setze mich auf ein Bänkchen, und beobachte das Ufer. Der Sungari ist doch ein wunderbarer Strom. Je mehr wir uns von seiner Mündung entfernen, um so breiter wird er. Schon haben wir 400 Werst auf ihm zurückgelegt, und noch welche majestätische Breite. Es sind sicher 4 Werst. Auch landschaftlich ist es hier schön. Auf dem rechten Ufer hören plötzlich die Felder auf und es beginnen hohe, steile und felsige Berge. Das linke Ufer bleibt flach. Die grünen Felder sind von unzähligen Bächen und Gräben durchzogen, wie von stählernen Bändern. Dann und wann begegnen uns Nachen von Eingeborenen, es sind dies hier Golden und Giljaken. Sie fangen Fische. Einmal kommt ein solcher Nache auf uns zugefahren. Der Dampfer verlangsamt sein Tempo. Am Steuer des Rahns sitzt ein Golde in selbstverfertigter Lederjacke. Er trägt einen breiten Filzhut. An den Rudern sind vier Frauen tätig. Der Fischer hält sich an einem ihm zugeworfenen Tau fest und legt am Dampfer an. Er bietet uns Fische an. Unser Koch kauft ihm eine Menge Fische ab, darunter zwei mächtige Störe, und bezahlt ihm in ganzen 3 Rubel, womit der Fischer anscheinend sehr zu-

frieden ist. Leise tauchen die Ruder in die Wasserfläche, leicht, wie eine Nußschale, tanzt der Kahn über die Flut und verschwindet unseren Blicken.

Ich gehe in meine Kajüte hinab. Unterwegs begegnet mir Oberstleutnant N., ein mürrischer Mensch. Er ist in Litenka ohne Mütze. Seine Glaze reicht bis zu den Ohren herab. Er trägt ein Paket Bücher. Ich sehe auf ihnen die Aufschrift: „Löhnungslisten.“ — „Ach Gott,“ denke ich, „wenn wir doch erst in Girin wären und es erobert hätten.“ Ich stelle mir eine große chinesische Stadt mit Tempeln und Türmen vor, die von einer hohen Mauer umgeben ist. Unsere Truppen belagern sie. Die Kanonen schießen. Der Himmel ist schwarz vom Pulverdampf, doch haben wir keine Verluste. Wie einst Skobelew, hält Grodeko auf einem grauen Pferde. Von Zeit zu Zeit sprengt einer von uns nach vorne, zu der Stellung, kommt wieder zurück, legt die Hand an den Mützenschirm, wie es Skobelew gelehrt hat, meldet Grodeko: „Befehl ausgeführt, Euer Exzellenz,“ und reitet dann auf seinen Platz zurück.

So eilten meine Gedanken voraus, während ich in meiner Kajüte saß.

Es klopft an meine Tür. Das breite, grinrende Gesicht Krapkas schaut herein.

„Bitte zum Essen,“ meldet er. Er hat jetzt weiße Zwirnhandschuhe angezogen. Er eilt weiter, um auch die anderen zu benachrichtigen. Sein dicker, kohlschwarzer Zopf mit einer zusammengedrehten schwarzen Seidenschur, springt ihm um die Fersen.

Grodeko sehen wir selten — nur bei Tisch. Während der übrigen Zeit läßt er sich fast nie sehen. Einmal gelang es mir, ihn zu überreden, an Deck zu gehen, wo ich den gesamten Stab mit ihm zusammen photographierte. Ganz gegen meine Erwartungen war diese Aufnahme gut gelungen.

## 11. Charbin.

Wenn ich mich nicht irre, war es am 13. September abends, als in der Ferne elektrischer Lichtschein sichtbar wurde. Wir kommen näher und näher. Der Schein wird immer heller, unser Dampfer legt an der Landungsbrücke an. Eilig kommt der Korpskommandeur, General Kaulbars, zu uns an Bord, ein ältklicher Mann, und gleichzeitig mit ihm zwei Beamte in Uniform. Sie gehen alle drei direkt in Grodekos Kajüte und haben eine lange Beratung mit ihm. Wir Offiziere vom Stabe haben uns alle im gemeinschaftlichen Speisesaal versammelt und warten darauf, daß diese Auseinandersetzung bald beendet sein soll, da es schon sehr spät und Zeit zum Schlafen ist. Plötzlich kommt ein junger Adjutant Grodekos, ein lieber, netter Mensch, heraus und ruft mir erregt und empört zu:

„Es ist doch ein Skandal! Haben Sie es schon gehört? Girin ist genommen!“

„Wie? nicht möglich!“ entgegnete ich.

„Ja, ja, es ist wahr. Kennenkampf hat es ohne Kampf genommen. Das ist nun unser Lohn. Orden und Ruhm ist dort nicht mehr zu holen.“ Ärgerlich schlug er sich auf die Oberschenkel und eilt zu den anderen, ihnen die für uns alle gleich unerfreuliche Nachricht mitzuteilen.

„Wo hat er es denn erfahren? Vom Hörensagen? Vielleicht ist es doch nicht wahr!“ denke ich noch bei mir, da kommt Grodeko zu uns in den Saal und erklärt mit leiser, fester Stimme:

„Meine Herren, Girin ist vom General Kennenkampf genommen“, — dann kehrt er in seine Kajüte zurück, wo Kaulbars und seine Begleiter geblieben sind.

„So, da haben wir nun in Chabarowsk gegessen und den richtigen Augenblick verpaßt! Wir sitzen und sitzen

— nichts rührt sich. Wieviele sagten nicht: „Es ist Zeit, höchste Zeit aufzubrechen!“ so murrte derselbe Adjutant. Er ist äußerst unzufrieden.

„Sehen Sie einmal dorthin!“ sage ich und blicke in das Beratungszimmer Grodekos, „wie traurig Kaulbars ausfieht!“

„Ja, da soll man nicht traurig sein, wenn einem ein Erfolg vor der Nase weggenommen wird. Jetzt kann man lange warten! Denn ein zweites Girin gibt es nicht!“ fuhr mein Leutnant fort zu klagen, und seine geröteten verärgerten Augen schienen jeden Augenblick in Tränen ausbrechen zu wollen.

„Wer ist denn dort der dicke Herr?“ frage ich.

„Das ist Jugowitsch, der Erbauer der mandschurischen Eisenbahn. Er wird sehr gelobt! Er ist ein guter Mensch, bekommt 70 000 Rubel Gehalt, da kann man schon leben. Wir freilich mit unsern 120 Rubel monatlich können keine großen Sprünge machen.“

„Und der andere große?“

„Das ist seine Stütze — Ignatius.“

Bald darauf gehen unsere Gäste und wir ziehen uns in unsere Kajüten zurück.

Mit Sonnenaufgang war ich bereits am Ufer. Am Abend vorher hatte man in der Dunkelheit nichts unterscheiden können. Jetzt scheint die Sonne hell und die Gegend ist schön zu sehen. Auch hier bietet der Sungari ein schönes Landschaftsbild. Der Quai liegt hoch. Eine Menge Arbeiter wimmeln auf ihm herum. Hauptsächlich Russen, nur wenig Chinesen. Sie sind des Krieges wegen noch nicht zurückgekehrt. Am Ufer entlang sind alle möglichen Zubehöriteile für den Eisenbahnbau aufgehäuft: Schienen, Schrauben, Nieten, Weichen usw. Hinter diesen Vorräten, etwas tiefer gelegen, zieht sich eine Reihe von Häusern hin. Man hat diese Gegend

„Am Hafen“ genannt. Es sind alles provisorische Gebäude, im Nu erbaut. Sie ähneln eher Kartenhäusern. Auf dem anderen Ufer des Flusses sind hohe, weiße, vereinzelt Schornsteine zu sehen, ähnlich ägyptischen Obelisken. Es sind dies Schornsteine, die von unseren Eisenbahnbauten, welche von den Chinesen zur Zeit der Unruhen zerstört worden sind, allein stehen geblieben sind. Kein Haus, keine Hütte war verschont worden. Die Chinesen hatten alles verbrannt und verwüstet.

Obwohl der Ausbruch der Unzufriedenheit der Chinesen gegen die Russen in Charbin schon lange vorbereitet war — wodurch diese Unzufriedenheit hervorgerufen war, was ihr eigentlicher Grund war, vermag ich nicht zu sagen — so hörte ich von recht glaubwürdigen Leuten eine ganz sonderbare Veranlassung, die den letzten Anstoß gegeben hat.

Ein Beamter der Eisenbahnverwaltung hatte einen zahmen Bären. Ob der Bär nun wild geworden oder seinem Herrn lästig war — er wurde getötet. Das Fell wurde abgezogen, das Fett ausgebraten, Pfoten und Schinken gegessen. Einige übelwollende Russen, wie man sagt, Dolmetscher, verbreiteten unter den Chinesen das Gerücht, die Russen töteten chinesische Arbeiter, äßen dieselben, mit ihrem Fett aber würden die Lokomotiven geschmiert. Zum Beweis ihrer Aussagen zeigten sie die abgenagten Knochen der Pfoten vor, welche bekanntlich den menschlichen Füßen sehr ähnlich sind. Dieses leere Gerede hatte unglaubliche Wirkung. Tausende chinesische Arbeiter legten die Arbeit nieder, sodaß die Verwaltung plötzlich keine Arbeitskräfte mehr hatte. So sehr man auch den Chinesen zuredete und ihnen das Unsinnsige zu beweisen suchte — sie ließen sich nicht überzeugen.

Schließlich wurden sie etwas ruhiger, als ein anderer Bär getötet worden war und man ihnen die Kno-

chen von den Pfoten zeigte. Die chinesischen Arbeiter sind ja unmiündig wie die Kinder.

Vom Hafen fahren wir mit der Eisenbahn nach Alt-Charbin, wo das Haus, oder, wie man hier sagt, der Palast Jugowitsch's für Grodeko und seinen Stab hergerichtet war. Halbwegs zwischen dem Hafen und Alt-Charbin wird Neucharbin sichtbar. Es erheben sich hier schöne, steinerne Gebäude von zwei Etagen: die Wohnungen des Korpskommandeurs, seines Stabes, das Lazarett und anderes. Auf der Station Alt-Charbin erwarten uns Equipagen und im feierlichen Zuge fahren wir durch das ganze Städtchen nach unserem neuen Heim. Wir fahren an der Kaserne der Schutzwache vorbei, am Quartier des Kommandeurs dieser Wache, Oberst G., an der russisch-chinesischen Bank und anderen. Alles dies sind provisorische, kleine Häuschen, die an die Bauernhütten Kleinrußlands erinnern. Ich kann jetzt verstehen, daß unter solchen Buden das Haus Jugowitsch's mit seiner geschmackvollen Architektur, hohen Fenstern und schattigen Gartenanlagen wie ein Palast erschien. In Wirklichkeit glich es dem Hause eines wohlhabenden Beamten. Das Haus von Ignatius war ebenso. Ich will nicht vergessen, zu erwähnen, daß beide Herren aus den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen suchten — wofür ich ihnen jetzt noch dankbar bin. Beide Häuser waren mit allem Komfort ausgestattet, ja, es fanden sich sogar in allen Zimmern Teppiche.

Auf dem großen Hofe an der Rampe hatte sich die ganze Generalität Charbins bei Grodekos Ankunft zu seinem Empfang in Paradeuniform aufgestellt. Grodeko stieg aus und begrüßte jeden einzelnen. Außer den uns schon bekannten Jugowitsch und Ignatius war zugegen unser politischer Vertreter in der Mandschurei Njuba, ein dicker, gutmütig aussehender Mann mit rötlichem Gesicht und aufgeworfener Nase. Ferner der

Kommandeur der Schutzwache, Oberst Gerngroß, ein großer, energisch aussehender, sympathischer Herr in der Uniform der Grenzwache mit grünen Aufschlägen, alle Vorsteher von Ortsbehörden. Wir wurden herzlich aufgenommen. Der Stab im Hause von Ignatius, Grodeko bei Jugowitsch. Die beiden Herren selbst waren in einige kleine Häuser der Grenzwache umgezogen. Die ersten Tage unseres Aufenthaltes wurden nun mit Besuchen ausgefüllt. Equipagen und Pferde erhielten wir von Jugowitsch und Gerngroß.

Gerngroß stellte mir einen Wagen mit zwei feurigen Rappen bespannt zur Verfügung. Ich rufe dem Kutscher zu: „Zu Herrn Daniel — weißt du?“

„Jawohl,“ antwortet er.

Er trägt eine Tacke aus roter Baumwolle, einen schwarzen Sammetrock ohne Ärmel und eine Kutשמütze mit einer Pfauenfeder. Wir fahren. Es ist herrliches Wetter. — Der Weg ist eben wie eine Tischplatte. Das Gelände ist etwas wellig.

„Das ist nun der Krieg!“ denke ich bei mir. — Das ist China. Ich lebe wie zu Hause. Man isst und trinkt gut. Man schläft in aller Ruhe. Man fährt in der Troika spazieren. Wann werden wir endlich in den Krieg kommen?“ — und noch einmal bedauere ich von ganzem Herzen, daß Girin sich nicht Grodeko, sondern Kennenkampf ergeben hat. Vielleicht wäre ich sonst zu einem Orden vorgeschlagen worden. Und es ist wahr, man kann warten, ehe sich wieder so eine Gelegenheit bietet. Es gibt nur eine Hauptstadt der Mandschurei.

„Brrr!“ macht der Kutscher und pariert die warm gewordenen Pferde an der Tür eines niedrigen Hauses. Ich schelle. Ein Diener kommt heraus.

„Sind die Herrschaften zu Hause?“

„Nein, niemand! Der Herr ist in der Kanzlei und die gnädige Frau ist ausgegangen!“

„Gieb meine Karte ab!“ — Ich setze mich wieder in den Wagen und rufe dem Kutscher zu: „Fahre nach Neu-Charbin!“ — Es sind bis dahin ungefähr 5 Werst. Schnell fliegt die Troika dahin, leicht auf den Federn schaukelnd, und bei dem Läuten der Schellen der Pferde hänge ich meinen Gedanken von vorhin wieder nach.

## 12. Von Charbin nach Zizikar.

Nach einer Woche erhalte ich den Befehl, nach Zizikar zu reisen und die Truppen zu inspizieren auf Verpflegung, Bekleidung und Unterbringung. Obgleich ich Girin, die Hauptstadt der Mandchurei, gern kennen gelernt hätte, so sagte ich mir doch, daß, wenn ich jetzt Zizikar nicht zu sehen bekäme, ich wohl schwerlich jemals wieder Gelegenheit haben würde, in diese Stadt zu kommen, die auch sehr interessant sein sollte. Große Vorbereitungen waren nicht nötig. Ich befahl Zwan, nur das Nötigste mitzunehmen, und am anderen Morgen in aller Frühe mache ich mich auf den Weg zum Hafen. Gleichzeitig kam auch General D. dort an und wir fuhren zusammen. Bis zum Hafen waren 8 Werst. Hier setzen wir uns auf den Dampfer und lassen uns auf das andere Ufer des Sungari übersetzen.

Die Brücke war noch im Bau begriffen. Die Stelle, wo sich demnächst der Bahnhof erheben soll, wird „die Bucht“ genannt. Vor Ausbruch des Krieges waren hier alle Vorräte für den Eisenbahnbau niedergelegt, auch befand sich hier der Schuppen für Lokomotiven, Wagen usw. Hier hatte sich auch die Hauptkatastrophe bei der Empörung der Chinesen abgespielt. Der Gegner stürzte sich auf die Vorräte, die unsrigen flohen und alles wurde niedergebrannt. Man kann sich schwer eine Vorstellung davon machen, welch ein Bild der Verwüstung dies war. Der Sungari bildet hier einen Busen oder eine Bucht,

woher auch der Name rührt. Ganze Haufen niedergebrannter Schornsteine, Mauern und Balken lagen herum. Halbverbrannte und zertrümmerte Eisenbahnwaggon, zererschlagene Lokomotiven.

„Wieviel mag dies alles gekostet haben! Und wieviel Mühe hat dies alles gemacht! Ein gräßliches Bild der Zerstörung!“ sagte ich bei diesem Anblick zum General D.

„Doch, wo ist unser Zug? Man hat mir sagen lassen, er ginge um 8 Uhr.“

„Ich werde den Stationsvorsteher holen,“ antwortete ich ihm. Ich gehe durch eine Reihe von Hütten, Bretterbuden und Zelten, worin die Eisenbahnbeamten interimsweise untergebracht waren, ich springe über Trümmerhaufen, steige einen kleinen Hügel hinauf und finde hier endlich den Stationsvorsteher.

„Wann geht der Zug nach Bizikar ab?“

„Der Zug fährt zweimal in der Woche, dann aber auch nur mit leichten Lokomotiven. Schwere können noch nicht fahren. Gestern abend ist ein Zug gefahren, der nächste geht übermorgen.“

Man hat uns doch aber sagen lassen, daß er heute früh geht?“ — fragte ich ihn erstaunt.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete er mit unerschütterlicher Ruhe.

Ich gehe zu dem General und erkläre es ihm.

„Ja, dann werden wir wohl zurückfahren müssen,“ sage ich zu ihm.

„Wir wollen versuchen, eine Dräfsine zu bekommen“, entgegnete er.

Wir suchten den Streckenverwalter, der viel liebenswürdiger und gesprächiger war.

„Sie können von hier aus in einem Gepäckwagen fahren, — zwei Stationen, dann wird Sie eine Dräfsine erwarten, die Sie dann benutzen können.“ Tatsächlich

Kommt nach zwei Stunden eine Lokomotive mit einem Gepäckwagen und mit einigen mit Material beladenen Lowrys an. Wir steigen ein und fahren ab. Die Bahn hatte noch keinen Unterbau, und es war noch nichts richtig in Ordnung. Wir fahren sehr vorsichtig. An einer Stelle war der Sungari weit ausgetreten. Die Strecke war nicht zu erkennen. Unser Zug fährt, wie man zu sagen pflegt, „trockenen Fußes“ durch den See. Wir fahren immer langsamer und langsamer. Der Maschinist hat sich weit aus der Lokomotive herausgelehnt und sieht, wie der letzte Wagen durchkommt. Nicht nur die Schienen, auch die Räder verschwinden. Fast steht schon das Wasser in unserem Waggon. Wir fahren auf das Geratewohl. Doch mit Gottes Hilfe kommen wir glücklich aus dem Wasser heraus. Wir besteigen die Dräse. Hinter uns nehmen der Wagenmeister, mein Bursche und sechs Soldaten vom nächsten Militärposten Platz. Die Soldaten legen ihre Gewehre auf den Boden und beginnen, das Rad in Bewegung zu setzen. Sehr bequem und ruhig fahren wir ab. 200 Werst hatten wir auf diese Weise zurückzulegen. Anfangs fand ich an dieser Art zu reisen, großes Vergnügen. Das Gelände war vollkommen frei, der Wind blies heftig. Obgleich ich warm angezogen war, fror ich. Ich beneide die Arbeiter, die sich so anstrengen müssen, daß sie sogar ihre Jacken ausgezogen haben. Der Unterbau ist sehr schlecht. Eine Menge Schwellen sind völlig unzureichend. Sie hätten durch neue ersetzt werden müssen, aber von wem? Weit und breit sieht man keine Bahnwärter und auch keine Bahnwärterhäuschen. Wir fahren einen Berg hinauf, auf der anderen Seite ein langer, gewundener Abhang. Er war bedeckt mit dickem, gelblichem Kraut, sodaß weder Schienen noch Schwellen zu sehen waren. Stellenweise reicht uns das Kraut bis an die Köpfe. Die Soldaten drehen das Triebrad

immer schneller und schneller. Mit Windeseile fliegt die Dräfsine dahin. Man kann kaum atmen. Wir fahren sicher eine Werst in der Minute. Wenn in dem Kraute irgend ein Hindernis auf den Schienen liegt, ein Stein oder ein Tier, so gibt es ein Unglück: Wir werden einfach zerschmettert. Die Soldaten hören auf zu arbeiten, aber immer noch fliegt die Dräfsine durch ihre Schwerkraft weiter. Alles geht gut ab und mühsam erklimmen wir den nächsten Berg. Besonders unangenehm war es, gegen den Wind zu fahren. Übernachten wollten wir bei einem Infanteriebataillon. Es lag etwa eine halbe Werst von der Eisenbahn ab auf dem Gute einer reichen, chinesischen Witwe.

Das Haus lag, wie alle reichen, chinesischen Häuser, hinter hohen Mauern. Das Offizierkorps war bereits von der Ankunft des General D. benachrichtigt und kam uns entgegen.

„Nun, wie lebt es sich hier?“ fragt der General und legt Paletot und Säbel ab.

„Nicht besonders, Euer Exzellenz,“ entgegnet der Bataillonskommandeur, „wir müssen uns ziemlich einrichten!“

Unterdessen machen sich die übrigen Offiziere alle zu schaffen, einer steckt Kerzen an, ein anderer bereitet Thee, ein dritter öffnet Konservenbüchsen. Schnell ist ein Imbiß auf dem Tisch mitten in dem geräumigen Zimmer hergerichtet. Ich nehme eine Kerze und sehe mir unter Führung des Kleinen, sehr liebenswürdigen Adjutanten das Zimmer an. Es ist vorzüglich eingerichtet. Was für hübsche Bänkehen, Stühle und Taburets, alles aus rotem Holz. Auch die Ruhebänke sind aus demselben Holz. Ich gehe weiter. Ich betrachte die Türen, Fenster und die Decken. Alles ist mit künstlerischem Schnitzwerk geschmückt. Eine ähnliche prunkvolle Zimmereinrichtung hatte ich noch nie gesehen.

„Saben Sie hier keine Götzenbilder gefunden?“ frage ich nach der Besichtigung des Zimmers.

„Da steht ja ein ganzer Tisch voll. Suchen Sie sich aus, was Ihnen gefällt!“ entgegnet mir der Bataillonskommandeur. Er sitzt mit dem General zusammen und unterhält sich. Ich trete an den Tisch heran, auf ihm liegen eine Menge bronzenener Götzenbilder von allen möglichen Formen und Größen. Große bis 40 Zentimeter hoch, kleine von nur 5—10 Zentimeter. Einer sitzt mit untergeschlagenen Beinen und lächelt, ein anderer zeigt die Zähne und wirft grimmige Blicke um sich. Auch eine Menge bronzenener Musikinstrumente, ähnlich unseren Flöten und Waldhörnern, liegen dabei. Ich bin entzückt und beginne schon zu überlegen, was ich mir davon auswählen soll. Plötzlich höre ich hinter mir die rauhe Bassstimme meines Reisegefährten:

„Es ist alles Kriegsbeute und wird nicht angerührt. Es kommt in das Museum.“ Er tritt an seinen Tisch zurück, nimmt irgend ein Buch und beginnt darin zu blättern. Die Offiziere sehen sich untereinander an und wundern sich, was mit dem General sein mag. Sonst war er immer liebenswürdig und freundlich, es mußte irgend etwas in ihn gefahren sein. Kurz darauf steht er auf, notiert sich alles, läßt es verpacken und bittet den Major, es nach Charbin zu schicken.

„Nun, da wird das Museum ja reich werden, wenn er so vorgeht,“ murren die Offiziere, die um mich herumstehen.

„Ich hatte mir auch nur eine einzige Bronze herausgesucht, mußte sie aber auch abgeben, ich hätte sie Ihnen sonst gern gegeben,“ flüstert mir der kleine Adjutant zu, ohne dadurch meinen Ärger zu befänstigen. Der General trinkt seinen Thee aus, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und geht dann schlafen, es den

Offizieren überlassend, soviel zu murren, wie sie wollen. In diesem Augenblick war ich sehr ärgerlich auf ihn.

Es war kaum hell geworden, da stand ich auch schon auf dem kleinen Hofe. Gerade dem Wohnhaus gegenüber erheben sich zwei Erbbegräbnisse mit Grabsteinen. Daneben eine kleine Kapelle mit einem Altar für den Hausgottesdienst. Alles ist sehr sauber und ordentlich mit kleinen Ziegelsteinen ausgelegt. Nach einiger Zeit gehen wir alle zusammen zur Besichtigung des etwa eine halbe Werst entfernt liegenden Tempels. Ringsum endlose Steppe. Die Sonne brannte heiß herab. Weit am Horizont werden graue Sandhügel sichtbar, die mit gelbem Kraute bedeckt sind. — Die Mongolei, denke ich bei mir. Kurz darauf passierten wir auch eine Station, welche „Mongolei“ hieß.

Dieser Göztempel machte einen besonders schönen Eindruck. Zwar unterschied er sich nicht durch besonderen Reichtum und Luxus von denjenigen, die ich bereits in Chuntschun gesehen hatte, doch er stand hier einsam und allein in der Steppe, und das mag es wohl gewesen sein, wodurch dieser Tempel einen so ganz besonderen Eindruck machte. Wie gewöhnlich, war er von einer Mauer umgeben. Daneben stand ein Haus für die Priester und noch ein kleines Gebäude, in dem sich kleinere Gözenbilder und verschiedene, zum Gottesdienst nötige Geräte befanden.

Sonst fanden sich nirgends Gözenbilder. Nur Trümmer davon, Kleiderfetzen, Härte und Ohren lagen herum. Die Bilder selbst waren vernichtet, was ich auch nicht anders erwartet hatte. Nur die nackten Wände standen noch. Wir steigen in die zweite Etage hinauf. Die in die Wand gehauenen Stufen waren mit Moos überwuchert, woraus ich schloß, daß der Tempel sehr alt sein mußte. Oben fand ich zwei auf Schweinsleder geschriebene Heiligenbücher. Schnell hebe ich sie auf, ehe

ſie der General D. noch geſehen hat, ſtecke ſie ein und gebe ſie dann meinem Burſchen zum einpacken.

Auch mein General nahm die Zeit tüchtig wahr und ſammelte verſchiedene Bildchen, gottesdienſtliche Masken und Muſikinstrumente. Alles dies ſchickte er nach Charbin, für das Muſeum in Chabarowſk.

Nach einer Stunde verabschiedeten wir uns von unſeren Gaſtgebern, beſteigen die Draiſine und fahren weiter. Von hier aus ſtanden bis zum Ende der Eiſenbahnſtrecke Poſten des Infanteriebataillons. Als wir auf 2 und 3 Werſt keinen Poſten geſehen hatten, ſtieh einer der uns begleitenden Soldaten in ſein Signalhorn, um unſer Kommen zu melden. Schnell eilte die Ablöſung an die Gewehre und erſt als wir vorbei gefahren waren, traten ſie wieder weg. Bei einem ſolchen Poſten, an einer kleinen Brücke, ſtieg ich mit dem General aus, um mir die Füße etwas warm zu machen. Ringsum waren weite, mit Schilfrohr bedeckte Sümpfe. Dicht dabei ein kleiner See. Enten, Gänſe und andere Sumpfvögel ſchwimmen in Menge darauf herum und kommen ganz nahe heran. Unter der Brücke liegt ein ziemlich großer Kahn. Er iſt bis an den Rand mit Fiſchen gefüllt, die unſerm Lachs ähneln, nur noch länger, etwa 1—1½ Meter.

„Was, Kinder, dieſe Fiſche habt ihr alle gefangen?“ frage ich die Soldaten.

„Nein, Herr Oberſt, wir laſſen abends einfach den Kahn hier ſtehen, am Morgen iſt er dann ganz von ſelbſt gefüllt,“ antwortet mir einer.

„Und niemand fängt ſie?“

„Nein, niemand! Jeden Morgen haben wir etwa 80 Pfund Fiſche. Wir verteilen ſie auf die Poſten oder geben ſie den Chineſen. Wir wiſſen gar nicht, wo wir damit hinſollen!“ antwortet einer fröhlich. Ich gehe näher zu dieſem Naturwunder heran und betrachte es.

Blöcklich springen einige Fische aus dem Kahn heraus in das Wasser. Einige andere wiederum schuellen aus dem Wasser heraus in den Kahn.

„Gib mir einige von den Fischen!“ rufe ich. „Fünf bis sechs Stück. Ich werde sie mit nach Bizifar nehmen und kochen lassen, um sie einmal zu probieren. Schmecken sie denn?“

„Sie geben eine vorzügliche Suppe, Herr Oberst,“ antworteten die Soldaten.

„Wenn man dies in die Zeitung setzt, glaubt es kein Mensch. Man sagt, das Papier sei geduldig,“ sage ich zu meinem Reisegefährten.

„Sicher! Niemand wird es glauben. Wo hat man so etwas auch je gehört, daß die Fische selbst in den Kahn springen?“ knurrt dieser, anscheinend über sein Nachtquartier und den Besuch des Tempels zufrieden, wo er einen so reichen Schatz für das Museum hatte sammeln können.

### 13. Bizifar.

Wir sind am Ende unserer Fahrt auf der Dräsiue. Vor uns ist das Gleise durch einen langen, verbrannten Zug gesperrt. Zuerst kommen wir an die Wagen, dann auch an die Lokomotive selbst. Doch was ist aus der geworden! Wie haben sie die Chinesen zugerichtet! Alle Kupfer- und sonstigen Metallteile sind weggenommen, abgeschraubt, zerbrochen. Ich gehe rings um die Maschine herum. Der Kessel ist an mehreren Stellen eingeschlagen und sieht aus wie eine Ruine. Nur die Räder sind unversehrt geblieben, da die chinesischen Meister damit nichts anfangen konnten.

Wir steigen einen Berg hinan. Oben sind einige Zelte aufgeschlagen. Hier machen anscheinend alle Passagiere Halt. Von hier bis Bizifar sind 30 Werst. Die Stadt liegt nicht unmittelbar an der Bahn, die Station

heißt Juljardi. Bis dahin sind noch 12 Werst. Wir finden hier Wagen und Pferde des Kommandeurs des Infanterieregiments vor, steigen ein und fahren nach Bizikar. Der Weg ist sehr malerisch. Unterwegs sehen wir eine Menge Dörfer. Die Poststraße ist ziemlich sandig. Einwohner sieht man gar nicht. Die Felder sind nicht abgeerntet, es ist ein Jammer, zu sehen, wie das herrliche, überreife Getreide vergeblich der Ernte harret. Fast jeden Augenblick strichen unter den Füßen der Pferde Fasanen ab. Soviel wie hier habe ich noch nirgends gesehen. Später erzählte man mir, daß sie die Chinesen mit den bloßen Händen fangen. Wie sie dies allerdings machen, weiß ich nicht.

Wir fahren in ein großes Dorf ein. Keine Menschenseele ist zu sehen. Nur schwarze Schweine, mit ihren Ringelschwänzchen wedelnd, wühlen grunzend mit ihren spitzen Schnauzen den Boden auf. Überall lag das verschiedenste Hausgerät herum. Hinter den Mauern lugten die Dächer wohlhabender Besitzungen hervor. Die mit den Darstellungen sagenhafter Tiere geschmückten Tore sind fest verschlossen. Ich war der festen Überzeugung, daß hier Leute darin waren und wachten. Es war ausgeschlossen, daß die Häuser völlig leer standen.

Wir fahren bereits zwei Stunden und nähern uns einem weiten Maisfelde. Plötzlich sehe ich zu meiner großen Freude, daß hier Einwohner bei der Erntearbeit sind. Es ist das erste mal, daß ich das hier in der Mandchurei sehe. Leider kann ich nicht aus dem Wagen heraus, um mir anzusehen, womit sie das Getreide schneiden. Sie benutzen dazu ein kurzes, hakenförmiges Messer, das an einem Stock angebunden ist. Nach der trostlosen Gegend von Charbin bis hierher wirkt dieses belebte Bild äußerst wohlthuend. Einem alten Chinesen ohne Kopfbedeckung, der den Kopf bis beinahe in den Nacken rasiert hat, hängt das spärliche

Böpfchen bis kaum an die Schultern; er ist eifrig mit seiner Sense beschäftigt, das Getreide zu schneiden. Seine Frau bindet neben ihm Garben. Ihre Haare sind mit einer großen Haarnadel aus Metall in ein Büschel zusammengesteckt. In der Nähe spielen zwei Kinder von 3—4 Jahren. Ihre Böpfchen tanzen lustig auf den Rücken. Der Chinese bemerkt unsern Wagen und betrachtet ihn eingehend. Seine hellblauen Kleider sind bereits sehr abgeschabt. An seiner Seite hängt ein Messer und irgend ein Anhängsel, anscheinend ein kleiner Kürbis. Er hat die Sense hochgehoben, um das Getreide abzustreichen und ist anscheinend müde geworden. Die Pferde, der Wagen und vielleicht auch die Insassen selbst schienen ihm sehr interessant zu sein. In China fährt man nur Schritt, in zweirädrigen verdeckten Kaleschen, in denen man weder richtig sitzen noch liegen kann. Für einen Europäer ist eine solche Fahrt eine wahre Qual. Wir fahren noch 5—6 Werst, da schimmerten dunkel in der Ferne die Gärten der Stadt, ihre Haine, die spitzen Giebel verschiedener Häuser, Grabdenkmäler, Tempel, Türme und Triumphbogen.

Mit einem Schlage bin ich in diese chinesische Zauberwelt versetzt! — Welche Schönheit! Welch wunderbare Baukunst! — Aus der Ferne scheinen diese Gebäude alle gleichförmig und nach einer Schablone gebaut. Sie unterscheiden sich nur durch ihre Ausschmückung und die Schnitzereien. Da steht ein wunderschöner Turm. Dasselbe schlanke Dach. Nur die Eckverzierungen sind anders als die, welche ich in Chuntschun gesehen hatte. Dieselben Ziegeldächer, von unten mit bunten Kacheln geschmückt. — Wie schön! Wie entzückend! rufe ich unwillkürlich. Links neben der Straße steht ein weißes Tor. Es ist entweder aus Marmor oder aus irgend einem anderen, weißen Stein — bestimmt habe ich es mir nicht gemerkt. Halten lassen und es betrachten

kann ich nicht. An dem Tore sind wilde Tiere, ähnlich wie Löwen, ausgemeißelt. Weiter unten, was ist denn das für ein Tier? Eine riesige Schildkröte aus Stein, mindestens 5—6 Fuß hoch, darüber eine steinerne Tafel. Eine Seite davon ist beschrieben. Wir fahren durch das Stadttor ein. Eine Menge Chinesen kommen uns entgegen. Die Stadt beginnt schon, wir müssen daher vorsichtig fahren. Ich bin entzückt! Vor mir liegt eine wirkliche Chinesenstadt, wie sie im Frieden aussieht. Das Leben pulsiert in ihr. Vor uns zieht sich eine lange, breite Straße hin. Zu beiden Seiten derselben stehen niedrige, steinerne Häuser mit spitzulaufenden Ziegeldächern. Alles dies sind dichte Handelsreihen — immer Läden und Magazine. Vor ihnen sind mächtige Pfähle, wie Masten, eingerammt. Sie sind mit Schnitzwerk verziert, mit den Darstellungen von Drachen und anderen wilden Tieren, bunt bemalt und vergoldet. Die ganze lange Reihe dieser Masten entlang sind goldene Aufschriften aufgehängt. Leider habe ich nicht nach ihrer Bedeutung gefragt. Eine Masse Volk ist da. Zufälliger Weise sind wir gerade in die Haupthandelsstraße gekommen. Allüberall, wohin man auch blickt, sieht man Chinesen mit kleinen Mulden und Handelstischen. Gleich der erste hier vorn verkauft einen grünen fettigen Teig, in welchen Mandelnüsse eingestreut sind. Auf kleinen Stäbchen ist ein mit Zuckerguß überzogenes Gebäck in den Teig hineingesteckt. Neben diesem ersten sitzt ein alter Mann auf der Erde. Er hat einen Teppich vor sich, auf dem ausgelegt ist: Messerchen, zwei kupferne Knöpfe, eine Opumpfeife und einen aus Kanreol geschnittenen Frosch. — In einer anderen, aus Leinwand erbauten Hütte werden auf Bindfaden aufgezogene Mundstücke aus Achat in den verschiedensten Größen feilgeboten. Und womit handeln sie nicht sonst noch? Hinter diesen kleinen Buden zieht sich eine ganze

Reihe stattlicher Läden hin. Gleichmütig sitzen ihre Besitzer darin, in bunte Kostüme gehüllt, unterhalten sich untereinander und betrachten die Passanten. Eine Menge auf Maultieren reitende Chinesen begegnet uns. Diese Reitpferde kenne ich schon aus dem Feldzuge gegen die Tefinzen, wo ich sie zahlreich an der persischen Grenze fand. Das Maultier ist ein starkes und kräftiges Tier. Es besitzt die unschätzbare Gabe, nie zu straucheln. Einige Maultiere fielen mir durch besonders kräftigen und schönen Körperbau auf. Ein junger Chinese in schwarzseidener Kutte und mit einer ebenjolschen Mütze mit blauem Kügelschen reitet ein Maultier, das nicht einmal die üblichen langen Ohren hat und bildschön aussieht. Wir begegnen und überholen eine Menge russischer Offiziere und Soldaten. Sie alle fühlen sich augenscheinlich wie zu Hause. Auf einem grünen Kabriolet kommt ein Militärarzt angefahren, neben ihm sitzt eine barmherzige Schwester. Sie sind beide sehr vergnügt, lachen und plaudern. Hinter ihnen reiten zwei Infanterieoffiziere, einer im Drillhrock, der andere in der *Vitewka*, beide mit dem Degen. Sie rufen, treiben die Chinesen mit den Peitschen auseinander, lachen und verschwinden in einer Seitengasse. Wir fahren an einem hohen Turme vorbei, der von einer festen Steinmauer mit steinernen Gittern umgeben ist. Da ist auch das Tor zum Turm. Neben diesem steht unser Posten im Waffenrock mit Gewehr. Hier wohnte früher der *Judutun*. Jetzt ist es die Kommandantur und das Lazarett. Der Hof ist ziemlich groß. Vor der Auffahrt stehen zwei große, grüne Löwen aus Stein auf breiten, weißen, steinernen Postamenten.

„Ist der Kommandant zu Hause?“ — schreit mein General, als wir gerade bei dem Löwendenkmal Halt gemacht haben. Ein Soldat eilt weg, uns anzumelden.

Gleich darauf kommt aus der Kasse ein kleiner, älthcher Arzt mit borstigen Augenbrauen heraus.

„Darf ich Euer Exzellenz bitten, näher zu treten. Ich habe sofort nach dem Kommandanten geschickt!“ —

„Wenn er nicht zu Hause ist, so muß doch sein Stellvertreter hier sein!“ — entgegnet mein Reisegefährte ärgerlich. — „Mir muß ein Quartier angewiesen werden. Dort bin ich Herr im Hause, hier aber nur Gast.“

„Wollen Euer Exzellenz nicht näher treten?“ — fragt der Arzt noch einmal.

„Nein, ich will nicht. Und wenn ich eine ganze Stunde warten soll, ich gehe nicht aus dem Wagen. Wenn es sein muß, will ich auch darin übernachten!“ — braust General D. auf.

„Suchen Sie gefälligst den Kommandanten!“ — schreit er wiederum. Als der Arzt sieht, daß der General sehr ärgerlich ist, zieht er es vor, zu verschwinden, und läßt uns allein im Reisewagen.

Eine halbe Stunde vergeht, wir sitzen immer noch, kein Kommandant ist zu sehen. Allmählich wird mir die Situation langweilig. Endlich kommt der abgeschickte Bote zurück, setzt sich neben den Rutscher und zeigt ihm, wohin er fahren soll. Schon nach wenigen Minuten biegt er in eine Seitenstraße in einen großen Hof ein. Hier, in einer sehr sauberen Kasse, die reich möblirt ist, werden wir einquartiert. Der General erholt sich von der Reise.

Ich wohnte in einer Kasse mit dem Professor Rudakoff. Durch einen seltsamen Zufall war er, wie in Chuntschun, so auch in Bizikar, fast gleichzeitig mit mir angekommen.

Ich bringe meinen Anzug einigermaßen in Ordnung und gehe dann aus, um die Stadt anzusehen. Dem Garnisonältesten wollte ich mich am anderen Tage vor-

stellen. Ich gehe dahin, wo sich das meiste Volk drängt. Dort war ein Bazar, ähnlich unserem Trödelmarkt. Alle möglichen Sachen kann man hier kaufen. Unter allerlei unnützem Kram findet man auch Gebrauchsgegenstände. Ich gehe zu einem alten Handelsmann mit grauem Bart. Auf dem Kopfe trägt er eine kleine, schmierige, schwarze Mütze, ähnlich, wie sie bei uns die Juden tragen. Über die Schultern hat er einen hellblauen, wattierten Überwurf gehängt. Auf seinem Tische hat er Armbänder aus Holz und geschnitzten Steinen ausgebreitet, unter anderem auch zwei aus Horn geschnitzte Ringe.

„Wozu dienen diese Ringe?“ frage ich den Alten, und deute auf dieselben.

Dieser zieht einen Ring auf den Daumen, und zeigt mir, wie man sie benutzt, um mit dem Bogen zu schießen, ohne sich durch die Sehne den Finger zu verletzen. Während ich mit dem Händler spreche, hat sich eine Masse neugieriger Chinesen um uns gesammelt. Sie grinsen mich an, sprechen unter einander, betrachten mich wie ein Wundertier, und wollen mich womöglich noch befühlen. Von diesem Händler gehe ich zu einem zweiten, dritten usw., es waren eine Unmenge da. Ich kaufte einige Gürtelanhänger für Damen, silberne, steinerne und hölzerne. Vor allem gefielen mir alte Sachen aus Elfenbein, kleine Götzen und Amulette darstellend. — Ich gehe auf die Hauptstraße. Hier ist ein furchbares Gedränge. Eine Menge Chinesen stand mitten auf der Straße herum und dachte nicht daran, Platz zu machen. Sie gingen in aller Ruhe spazieren und hatten anscheinend den Krieg schon ganz vergessen.

Obgleich sich das gewöhnliche Volk schon ganz an den Anblick unserer Truppen gewöhnt hatte, war der Handel doch noch längst nicht im alten Gleise. Mehr als die Hälfte der Läden war geschlossen.

Ein Chinese, den ich als den Dolmetscher des Kommandanten erkenne, kommt mir entgegen. Ich lernte ihn kennen, als ich im Reisewagen auf dem Hofe der Kommandantur wartete. Er ist ein junger Mann ohne Bart und ohne Augenbrauen. Er trägt einen langen, hellblauen Rock aus Seide mit schwarzseidenem Überwurf, außerdem eine schwarze Mütze mit rotseidener Quaste und einer schwarzen, in einer grünen Glasröhre steckenden Feder.

„Guten Tag, Zwan.“ — Alle unsere Dolmetscher hatten russische Namen erhalten.

„Guten Tag, Herr Oberst!“ — antwortet er, lächelt erfreut, und verbeugt sich, indem er mir die Hand küßt.

„Wohin willst du?“

„Ich muß nach dem Bazar! Der Kommandant schickt mich, ich soll mich nach den Viehpreisen erkundigen für die Truppe,“ — radebrecht er.

„Begleite mich etwas! Ich will einen seidenen Schleier kaufen. Weißt du kein gutes Geschäft dafür?“

Der Dolmetscher geht quer über die Straße. In seiner weiten Jacke und in dem Raftan sah er von hinten gerade aus wie ein kleines Mädchen. An Stelle der Stiefeln trug er an den Füßen leinene, gestickte Strümpfe, darunter dicke Filzsohlen. Er geht an einen Laden heran, der verschlossen ist. Er klopft. Nach einiger Zeit öffnet sich die eine Hälfte der Thür, und ein Chinesenkopf mit schwarzer Mütze, auf der eine rotseidene Quaste schwanzt, sieht heraus. Ein alter Mann mit schielenden Augen und spärlichem Schnurrbart. Eine mir unverständliche, chinesische Unterhaltung beginnt. Das Chinesisch klingt sehr wenig schön.

„Der Kaufmann ist nicht zu Hause, er ist nach Girin gefahren. Sie können deshalb nichts verkaufen“, — erklärt mir Zwan.

„Dann frage ihn doch, ob er nicht weiß, wo man etwas kaufen kann!“

Wieder beginnt die Unterhaltung.

„Ein anderer reicher Herr ist nach Mukden abgereist — Sie müssen warten, bis er zurück ist“, — berichtet mir der Dolmetscher. Da nichts zu machen ist, verlasse ich ihn und gehe nach Hause. — „Alles scheint es in der Stadt zu geben, nur keine Handelsherren.“ —

Ich erwachte zeitig und sah mich um. Meine Kammer ist geräumig und hell. Fast in jeder Wand befinden sich vergitterte, mit Papier verklebte Fenster, nur in der Mitte ist eine kleine Glasscheibe eingesetzt. Eben solche Fenster befinden sich in dem Verschlag, der mein Zimmer von dem benachbarten trennt. Alles ist aus Rußbaumholz, wie man in Sibirien sagt aus Barchat, schön und teilweise ganz künstlerisch. Die Ruhebank auf der ich liege, ist aus demselben Holz. Der Fußboden ist aus Stein. Man kann sehen, daß der Besitzer des Hauses ein wohlhabender Mann war.

„Herr Professor, stehen Sie auf?“ — rufe ich meinem Nachbar zu, als ich ihn husten hörte.

„Ja, es ist Zeit!“

Als er wegreiten will, stehen schon einige chinesische Soldaten und ein Kosak mit einem Pferde bereit. Rudakoff besteigt dieses und reitet fort. Ihm folgt seine ganze Suite. Er sucht überall in der ganzen Stadt staatliche Archive, gedruckte Bücher und auch Gemälde. Alles Interessante, was er findet, sammelt er und schickt es nach Wladiwostok an das Institut der östlichen Sprachen. Ich ziehe meinen Waffenrock an, binde die Schärpe um, setze meine Pelzmütze auf, besteige ein kleines, einspänniges Wägelchen, das mir der Arzt

geſchickt hat, und fahre weg, um mich dem Garniſon-älteſten vorzuſtellen. Er lag mit ſeinem Regiment in einem befeſtigten Tſimpan, drei Werſt von der Stadt entfernt.

Der Weg iſt eben, aber ziemlich ſandig. Die Sonne ſcheint, und ſcharf heben ſich am blauen Horizonte die grauen, hellbeſchienenen Lehmmauern des Tſimpans ab. Über dieſem flattern ſtolz in der Luft unſere dreifarbigen Fahnen. Der Tſimpan iſt hundert Meter im Quadrat. Ein zweiter und dritter ſchließt ſich an ihn an. Alle haben über den Toren Wachttürme. Ein zweirädriger chineſiſcher Karren kommt mir entgegen. Er iſt mit einer Kuh und einem Pferd beſpannt. Ein Chineſe mit breitkrämpigem Filzhut führt die Zügel. Hinter ihm ſißt eine mit einem ſchwarzen Überwurf bekleidete Frau, mit einem kleinen Kind auf den Armen. Hinter beiden haben ſich auf dem Boden des Wagens zwei ruſſiſche Soldaten lang ausgeſtreckt. Sie haben die Arme unter dem Kopfe zuſammengeſchlagen und ſchlafen feſt. Ich komme näher an den Tſimpan heran. Seine Mauern ſind 3—4 Meter hoch. Jeder der 5 Tſimpans iſt einem Infanteriebataillon zugewieſen, doch können im Nothfalle bedeutend mehr Truppen darin untergebracht werden. Rings um die Mauern ſind Gräben ausgeworfen. Die Soldaten ſtanden in Gruppen um die Küchen herum. Die einen waſchen in Keſſeln Fleiſch, andere ſpalten Holz, wieder andere tragen in ihren Kochgeſchirren Waſſer herbei. Einige haben träge die Hände in die Hoſentaſchen geſteckt, ſtehen in Hemdsärmeln herum und tun gar nichts. Aus einem Graben ſehen einige ſchwarze, ſahlgeſchorene Köpfe heraus. Einer von ihnen ſchnellt in die Höhe und verwandelt ſich in einen braven, ſchnurrbärtigen Unteroffizier. Er macht in aller Eile vor mir Honneur. Weit und breit iſt es ſtill und friedlich, und nichts von Kriegslärm zu hören, gerade wie

in der Heimat. An dem Tor drängen sich chinesische Handelsleute mit Mulden und Körben. Auf den Hacken sitzend, preisen sie unseren Soldaten ihre Waren an. Einer verkauft Streichhölzer und Tabak, ein anderer weiße Kuchen, ähnlich unseren Hostien. Wie ein Bienenschwarm schwirren unsere Soldaten um die Händler. Unterhaltung, Zurufe und helles, fröhliches Lachen. Ich fahre durch das Tor. Der Hof ist groß und eben, der Fußboden so fest gestampft, wie auf einer Scheunentenne, so daß man Erbsen darauf dreschen könnte. Im Hintergrunde liegt eine saubere Janse, vor ihr steht die Regimentsfahne, Gewehre und die Kasse. Alles dies bewacht ein Posten mit Gewehr. Rechts und links liegen die Quartiere der Soldaten. Mein Wagen hält und ich steige aus.

„Ja, wenn Sie keine Kompagnie führen können, dann sollten Sie lieber überhaupt nicht Offizier geworden sein. Geben Sie mir den Krankenrapport!“ — höre ich eine giftige Stimme, und aus einer Ecke heraus kommt die eckige Gestalt eines kleinen, ältlichen Offiziers im Waffenrock. Er hat struppige Augenbrauen, das Kinn ist rasiert.

Ich stelle mich ihm vor.

„Bitte, gehen Sie in mein Quartier, ich komme gleich nach!“ — antwortet er, und zeigt mit der Hand auf eine Tür. Hinter meinem Rücken höre ich, wie er weiter dem Offizier, einem schlanken, hübschen Oberleutnant im Dienstanzug mit Degen und Revolver — anscheinend der Offizier vom Dienst — die Moral liest.

„Ach!“ — denke ich — „unter so einem Regimentskommandeur möchte ich nicht stehen! Er scheint ja sehr bärbeißig zu sein und recht wenig wählerisch in seinen Ausdrücken.“ . . . Nach höchstens einer halben Stunde fuhr ich wieder nach Bizikar zurück.

Ehe ich an die Erledigung meiner dienstlichen Aufträge ging, wünschte ich die hiesigen chinesischen öffentlichen Einrichtungen kennen zu lernen. Ich fahre zum Kommandanten. Dies ist ein älterer Hauptmann, er trägt Uniform und dazu eine hohe zottige schwarze Pelzmütze. Er stieg gerade von seinem Pferde, ich gehe deshalb auf ihn zu, stelle mich vor und sage zu ihm:

„Herr Hauptmann, kann ich nicht einmal die hiesige Polizei sehen?“

„Kommen Sie mit, ich werde sie Ihnen zeigen. Sie ist ganz dicht hier dabei.“ — Wir kommen an das Tor des Polizeigebäudes heran. Hohe Mauern ziehen sich rings herum. Wie ein Schirm war hinter dem Tor eine nicht sehr hohe Mauer gezogen, um den Hof vor widrigen Winden zu schützen. Hinter dieser Mauer erst lag das Polizeigebäude. Wir steigen einige Stufen empor. Der Polizeichef selbst, ein alter, sehr beweglicher Chinese, ohne Bart und Augenbrauen, empfängt uns. Er ist ganz in Seide gekleidet. Ihm folgt eine Menge von Beamten, Schreibern und Dienern. Er nimmt mich und den Kommandanten unter den Arm und führt uns in ein helles Zimmer. Die Ruhebänke sind mit rotem Tuch bezogen. In der Mitte steht ein ebenfalls mit rotem Tuch bezogener Tisch. Wir hatten uns kaum gesetzt, als man uns auch schon Thee und verschiedenes Backwerk, ähnlich unseren Biskuits, anbietet. Der Polizeichef selbst läßt mich unausgesetzt durch seinen Dolmetscher befragen: Wie ich hierhergekommen bin? Ob ich eine angenehme Reise hatte? Wie lange ich gefahren bin? Wie alt ich bin, und was ich hier tun werde usw. Nach chinesischem Brauch mußte ich alle diese Fragen eingehend beantworten und mich ebenso bei ihm erkundigen. Mir war dies Verhör jedoch furchtbar langweilig. Mich interessierte vor allem die Einrichtung des Zimmers. Besonders gern wollte ich die Folter-



instrumente sehen und die Strafen, die die Chinesen ihren Verbrechern auferlegen. Ich stehe auf und sehe mich um, wo ich ähnliches entdecken kann. Der Polizeichef beobachtet verwundert mein Beginnen. Ich werfe einen Blick in das Nachbarzimmer. Hier malte ein chinesischer Schreiber, über einen Tisch gebeugt, sorgfältig etwas mit einem Pinsel, den er vollkommen senkrecht hielt, auf feines Papier. Er malte seine verschönörkelten Schriftzeichen mit wunderbarer Leichtigkeit und Genauigkeit. Die Tuschel hat die angenehme Eigenschaft, daß man sie nicht abzulöschen braucht, wie die Tinte. Sowie man den Brief geschrieben hat, kann man ihn zusammenfalten — es ist dann eben alles getrocknet. In einer Ecke finde ich einen Bambusstock, dessen Griff mit Segeltuch umwickelt ist. Das Ende des Stockes ist rot. Ich nehme ihn und zeige ihn dem Polizeichef. Er und alle seine Beamten fangen lustig an zu lachen und freuen sich über meinen Fund.

„Was ist das für ein Stock?“ — frage ich den Dolmetscher.

„Das ist ein Bambusstock, womit die Arrestanten gezüchtigt werden.“

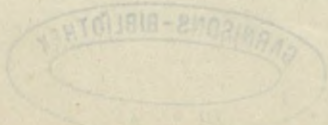
„Dann ist das Rote am Ende wohl Blut?“

„Ja wohl, das ist Blut.“

„Darf ich ihn nicht mitnehmen?“

„Bitte, nehmen Sie ihn.“

Der alte Polizeichef hört unserer Unterhaltung zu, nimmt den Stock vorsichtig, setzt sich an den Tisch, schreibt eine Widmung darauf und überreicht ihn mir dann zum Andenken. Wir gehen zur Besichtigung des Gefängnisses. Wieder beginnen die chinesischen Förmlichkeiten. Um keinen Preis will der Polizeichef als erster hineingehen, und läßt uns den Vortritt; jedoch müssen wir, nach chinesischer Etikette, ihn voranlassen. So dauert es endlos lange mit gegenseitigen Komplimenten.



menten. Das Gefängnis war größer, als das in Chuntschun, aber ebenso schmutzig und übelriechend. Gefangene waren nicht da. Weiß Gott — wohin sie gebracht worden waren. Es fiel mir auf, daß sich rings um die Mauern des Gefängnisses eine Dornenhecke zog, damit die Gefangenen nicht darüber springen konnten. Dann gingen wir zur Besichtigung des Arsenal's. Dies war eine lange Scheune mit einem Ziegeldach. Die verschiedensten chinesischen Kriegsvorräte waren hier aufgespeichert. Auf dem Erdboden liegt ein großer Haufen gelber und roter Uniformjacken aus Segeltuch, mit einem großen, runden Abzeichen aus Wachtuch auf Brust und Rücken. Ich entsinne mich noch, wie sich unsere Soldaten immer über diese Wachtuchabzeichen amüßten.

Doch, da sehe ich auch das, was mich besonders interessiert. Regimenterweise geordnet hängen ganze Reihen von Bogen zum Schießen an der Wand. Ich betrachte sie eingehend. Die faserigen Bogensehnen sind abgenommen und herumgewickelt. Die Bogen sind aus Horn und auf der einen Seite mit Fell oder anderem Material bekleidet. Viele hundert Bogen werden hier aufbewahrt. Ich konnte es mir nicht versagen, den Polizeichef um ein Paar zum Andenken zu bitten. Dieser gab mir gerne die Erlaubnis, mir zwei auszusuchen. In einer anderen Ecke lagen Pfeile, ich schätzte sie auf einige Tausend. Sie waren in Pakete zu hundert Stück zusammengebunden. Die etwa 80—100 Zentimeter langen Pfeile waren sehr sorgfältig gearbeitet, aus hartem Holz und mit drei Reihen Adlerfedern besetzt. Die Spitzen waren aus Eisen. Ich versuchte, damit zu schießen. Die Pfeile waren so fest, daß, wenn man sie gegen eine steinerne Wand schoß, sie einfach abprallten, ohne zu zerbrechen. Ich konnte nicht weiter als sechzig Schritt schießen. Die Chinesen behaupten, daß sie noch

auf hundert Schritt jedes Ziel treffen. Kosaken erzählten mir, daß Chinesen damit wilde Ziegen in voller Flucht geschossen hätten.

Ich besichtigte später noch das Lazarett. Es liegt in der Stadt. Es ist ein sonniger Tag, noch früh am Morgen. Links ragen die hohen Stadttore mit ihren Türmen. An ihren Eingängen drängt sich eine Menge chinesischer Hausierer mit allen möglichen Waren, in Körben, Mulden und auch einfach in Viehtrögen. Summen, Geschrei, das Lönen der Glöckchen von den Türmen — alles mischt sich zu einem ohrenzerreißenden Lärm. Fortwährend begegnen mir Chinesen mit ihren schwarzen, mit rotseidenen Quasten verzierten Mützen, weiten Blusen und hellblauen Hosens. Lautlos schreiten sie auf ihren weichen Filzsohlen einher und eilen nach Hause, um aus dem Bazar neue Vorräte zu holen. Der Chinese vereinigt in sich ein wunderbares Gemisch von Reinlichkeitsfinn und Lächerlichkeit.

So wird er zum Beispiel niemals ein Stück Schweinefleisch mit den bloßen Fingern anfassen, sondern er bindet es mit einem Bindfaden an den Finger und bringt es so vorsichtig zum Munde, wie einen kostbaren Gegenstand, um sich nicht zu beschmutzen, während er gleichzeitig den furchtbarsten Schmutz auf der Straße und in seinem Hause, wo man oft buchstäblich ersticken kann, garnicht bemerkt.

Ich komme zum Lazarett. Der Arzt empfängt mich. Wir stellen uns gegenseitig vor und gehen zusammen durch die Krankensäle. Das Lazarett ist in dem ehemaligen Palast des Tsjan-Tschun aufgeschlagen. Dieser Tsjan-Tschun soll der Hauptschuldige an der Katastrophe von Blagowestschensk gewesen sein. Als er dann sah, daß der Anschlag mißlang, daß die Russen siegten, Mign genommen wurde, und als er ahnte, daß es auch Bizikar nicht gut gehen würde, da hielt er es für das beste,

seinem Leben ein Ende zu machen. Doch wie machte er dies? Er verschluckte ein goldenes Amulett. Da dies sehr groß war und scharfe Ecken hatte, so mußte es unbedingt durch seine Schwere die Eingeweide zerreißen und den Tod herbeiführen. So versicherten mich wenigstens die Chinesen und auch unsere Ärzte.

Wir gehen durch das erste Tor, dem drei weitere folgen. Jedes von ihnen führt in einen sauberen, steingepflasterten Hof, der rings mit hübschen Fansen umgeben ist. Wir treten zuerst in ein kleines Empfangszimmer. Hier steht ein Kessel mit heißem Wasser, verschiedene Arzneien und ein Tischchen mit Büchern. Eine barmherzige Schwester hält Wache, sie trägt ein graues Kleid, das rote Kreuz an der Brust, auf dem Kopf eine weiße Haube. Die Hände hat sie friedlich in den Schoß gelegt.

„Guten Tag, Schwester! Liegen hier Ihre Kranken?“ begrüße ich sie.

„Ja, hier sind meine.“

„Nun, wie geht es ihnen?“

„Gott sei Dank, jetzt besser. Aber es fehlt uns an Arzneien! Wir wissen garnicht, was wir machen sollen. Wir haben geschrieben, telegraphiert — keine Antwort. Besonders fieberstillende Mittel brauchen wir sehr nötig!“ — klagt sie mir, und ihr rosiges, noch junges Gesichtchen sieht ganz traurig aus.

„Herr Doktor, bitte, geben Sie mir ein Verzeichnis der Arzneien, die Sie noch brauchen. Ich werde heute noch nach Charbin telegraphieren.“

„Zu Befehl, Herr Oberst, ich werde es Ihnen heute noch schicken. Ich habe es mir schon zusammengestellt!“ — entgegnet mir der Arzt.

Im ersten Zimmer waren die Rekonvaleszenten. Sie standen neben ihren Betten, den Mantel wie einen Überwurf umgehängt.

„Guten Tag, Kinder! Na, wie geht es Euch?“ —  
sage ich zu ihnen.

„Danke, Herr Oberst, jetzt ist es schon besser!“ —  
antworten mir einige freundlich.

„Von welchem Regiment bist du?“ — frage ich einen  
abgemagerten, bleichen Soldaten. Er war offenbar noch  
sehr schwach.

„Vom Tschitinskischen Regiment, Herr Oberst!“ —  
antwortet er heiser.

„Was hat dir gefehlt?“

„Er hatte einen schweren Fall von Typhus! Aber  
jetzt ist es ja überstanden! Jetzt bist du wieder ein  
frischer Junge. Nicht wahr, Miroschenkoff?“ — sagt  
die Schwester fürsorglich zu ihm und klopft ihm auf die  
Schulter, wie der Lehrer einem Schüler, der bestraft  
werden sollte, aber versprochen hat, sich zu bessern.  
Miroschenkoff lächelt matt und flüstert leise etwas.

„Das Tschitinskische und Sretzenskische Regiment  
haben uns eine Masse Typhuskranker geschickt. Auf  
einmal 200 Mann. Wir mußten ihnen auf der Erde  
Lagerstätten herrichten, weil wir keinen Platz mehr  
hatten,“ — erzählt der Arzt in einem so gleichgültigen  
Tone, als ob es sich um ein Stück Holz handelte.

Wir kommen in das nächste Zimmer — die Kranken  
liegen alle nebeneinander, mit ihren Mänteln zugedeckt.

„Was sind dies für welche?“ — frage ich vorsichtig  
die Schwester.

„Alles schwere Typhuskranke!“ — flüstert sie, und  
ihr Gesicht wird wieder ernst. Ich merke, daß sie sich  
an dies Bild des Leidens noch nicht hat gewöhnen  
können.

„Der dort wird kaum wieder hergestellt werden,“ —  
sagt sie, und deutet auf einen in der Ecke liegenden  
Kranken, der vom Kopf an zugedeckt ist. Der Arzt tritt

an sein Bett, fühlt den Puls, betastet ihn mit der Hand und geht wieder fort.

„O weh! Wie ist das nur möglich! Du sollst aber deinen Gott fürchten! O Gott! Meine eigene Mutter haben sie umgebracht!“ — höre ich plötzlich einen schrecklichen Schrei aus dem Nachbarzimmer. Ich sehe dorthin: Ein junger, rothaariger Soldat sitzt mit hochgezogenen Beinen auf seinem Bett, nur mit einem Hemd bekleidet. Seine entzündeten Augen irren suchend umher. Hilflos blickt er um sich, die Tränen rinnen ihm aus den Augen. Er wischt sie mit der Faust ab. Von Zeit zu Zeit stöhnt er und sucht mit der trockenen Zunge die verschmachtenden Rippen zu kühlen. Dann beginnt er wieder zu klagen und so herzzerreißend zu weinen, gerade wie ein Kind, das Prügel bekommen hat.

„Sie ist aber doch kein Huhn! Warum müßt ihr sie denn schlachten?“ — Pause. — „Ich will ein Huhn haben, und sie geben es mir nicht. O, es ist furchtbar!“ murmelt er halbblaut.

„Auch er hat einen schweren Typhus durchgemacht. Er hat noch hohes Fieber und phantasiert. Aber es ist nicht mehr schlimm und wird vorübergehen,“ — beruhigt mich der Arzt.

„Nun klagt er, daß sie seine Mutter umgebracht haben, daß sie ihm kein Huhn geben, dabei ist er aber nichts. Soeben hat er erst Hühnersuppe bekommen.“ — beteuert die Schwester, als ob sie fürchtete, daß ich nicht daran glauben möchte, daß der Kranke nur phantasiert.

„Lassen Sie ihn doch an die frische Luft bringen. Dann stört er auch seinen Kameraden die Ruhe nicht,“ — sage ich zu dem Arzt.

„Richtig, das können wir tun. Geh, kommt mal her! Nehmt einmal den dort und tragt ihn auf den Hof. Setzt ihn dort nieder,“ — befiehlt der Arzt einigen Be-

diensteten. Sie greifen den Kranken unter den Achselhöhlen und tragen ihn unter das Schuttdach im Hofe, wo sie ihn auf eine Steinbank setzen. Wir gehen weiter.

„Fürchtet Gott!“ — schallt uns die phantasierende Stimme des Kranken nach.

Auf dem großen Hofe hatte das Sanitätspersonal, etwa 150 Mann, Aufstellung genommen. Ich begrüße sie; die Soldaten antworten laut: „Guten Morgen, Herr Oberst!“ Ich lasse sie im Kreise um mich herumtreten, ziehe mein Notizbuch aus der Tasche und mache mich bereit, etwaige Beschwerden und Klagen aufzuschreiben.

„Hast du mir irgend etwas zu melden?“ — frage ich einen gesundheitsfrohen, rotbäckigen Soldaten.

„Nein, Herr Oberst!“ — antwortet er und sieht mich scheu an.

„Und du?“

„Nein!“

„Und du?“

„Natürlich, Herr Oberst!“ — antwortet mit Füstelstimme ein alter Reservist, mit spikem grauem Schnurrbart.

„Was fehlt dir denn?“

„Ich habe meine Löhnung nicht erhalten. In Blagoweschtschensk haben wir eine Nacht durchgearbeitet, wir mußten aus einem Dampfer Säcke ausladen. Dafür müssen wir noch fünf Rubel erhalten.“

„Was? Für eine einzige Nacht fünf Rubel?“ frage ich verwundert.

„Natürlich, Herr Oberst!“ — antwortet einstimmig das Sanitätspersonal. Ich schreibe es auf und gehe weiter. So frage ich alle.

Die Abrechnung über all diese Forderungen legte ich der Behörde vor.

## 14. Juljardi.

Am frühen Morgen schon fuhr vor meiner Thüre ein mit einer Troika buntschediger Pferde bespannter Wagen vor. Ein Infanterist mit einer struppigen sibirischen Pelzmütze sitzt auf dem Bock und führt die Zügel. Eilig packe ich mit Zwan meine Sachen und steige dann ein. Wir fahren nach dem 35 Werst entfernt liegenden Juljardi. Die Chinesen drängten sich schon auf den Straßen und an den Kreuzwegen. Sie pflegen sehr zeitig, mit Sonnenaufgang, aufzustehen. Jeden Augenblick müssen wir halten und den Leuten zurufen, daß sie uns Platz machen. Wir kommen aus der Stadt heraus, und nach einiger Zeit an einem Gökentempel, dessen Dach an den Ecken mit Drachenköpfen geschmückt ist, vorbei. Hinter dem Tempel liegt ein schattiges Wäldchen, in dem sich ein Pionierbataillon, das gerade aus Kiew angekommen war, vorübergehend eingerichtet hatte. Es ist nicht, wie unser Bataillon im Feldzuge gegen die Tschinzen, nur 186 Mann stark, sondern es ist auf 1120 Mann gebracht. Wie wenn ich sie gestern erst gesehen hätte, sehe ich heute noch die Haltung und Kleidung dieser Truppe vor mir. Die Kompagnien sind beinahe so stark wie Bataillone. Die Mannschaften sind alle ausgesuchte junge Leute. Das ganze Bataillon hatte nur 14 Kranke, dabei war es in Eilmärschen 1000 Werst von Sretjenzk hierher marschiert. Und unter was für Verhältnissen! Keine warme Kleidung, keine Filzstiefeln, keine winterliche Kopfbedeckung, nur mit Mänteln ausgerüstet. Dabei herrschten auf dem Chingangebirge oft über 15 Grad Kälte. Der Bataillonskommandeur, Oberst N . . . , ein Mann von unscheinbarem Außern, klein, mager, glattrasiert, erzählte mir dies alles mit schlichten Worten. Er mußte über eine eiserne Energie verfügen. Auf seinen Befehl hatten die Offiziere

während des ganzen Marsches Waffenrock und Schärpe tragen müssen, auch durften sie sich nicht von ihrer Truppe entfernen. Vielleicht war es nur diesen scharfen Maßregeln zu danken, daß er jene Truppe in so glänzender Verfassung hierher gebracht hatte.

„Wie konnten Sie nur diesen beschwerlichen Marsch ohne Pelze antreten?“ — fragte ich ihn interessiert.

„Man sagte mir, daß wir sie hier bekommen würden,“ — antwortete er etwas befangen.

Eine Gruppe von Offizieren stand um mich herum. Sie machten einen fröhlichen und zufriedenen Eindruck. Man sah es ihnen an, daß sie froh waren, den anstrengenden Marsch hinter sich zu haben. Einer nach dem andern erzählte mir seine Eindrücke, die er unterwegs gewonnen hatte.

„Welche Entbehrungen wir haben durchmachen müssen, glauben Sie gar nicht, Herr Oberst. Es war einfach gräßlich!“ — klagt mir ein junger, hübscher Leutnant, dem eben der erste Flaum auf der Oberlippe sproßt.

„Als wir einmal rasteten, kam ein fremder Offizier in unser Lager, betrachtet unsere Stiefeln und Mäntel wie ein Wunder, schlug die Hände zusammen und sagte: Wie sind Sie nur hierher gekommen, meine Herren? Wie ist es möglich, daß Sie nicht verhungert und erfroren sind?“

„So schlimm ist es nun doch nicht, Herr Oberst,“ — unterbricht ihn sein Bataillonskommandeur und schiebt ihn leicht bei Seite. Er ist sehr erregt, legt die Hand betauernd aufs Herz und sagt in beleidigtem Tone:

„Vergessen Sie nicht, Herr Oberst, daß wir auf dem ganzen Wege von Chailar an, etwa 600 Werst, kein Scheit Brennholz gefunden haben. Kein Bündel Heu! Nirgends Schutz gegen die Kälte. Die Pferde sind den

Fahrern so abgekommen, daß die Bagage bis jetzt noch nicht hier ist."

"Dieser Marsch muß allerdings nicht gerade leicht für die Pioniere gewesen sein!" — denke ich bei mir, als ich wieder in meinem Wagen sitze. „Wie haben sie es nur fertig gebracht, so wenig Kranke zu haben? Niemand ist erfroren! Eine glänzende Marschleistung."

Der Weg biegt rechts nach der Eisenbahn um. In der Ferne werden Telegraphenstangen sichtbar, blau schimmert die Flut des Nowi und goldig glänzen die Sandhügel an seinen Ufern im hellen Sonnenschein.

Doch was ist denn das Schwarze am jenseitigen Ufer? Ein eigentümliches Summen und Getöse erfüllt die Luft. Ich höre und sehe genauer hin.

„Gänse!" — ruft mein Infanterist erfreut, und verzieht sein lange nicht mehr rasirtes, gebräuntes Gesicht zu einem breiten Grinsen. Er zeigt mit der Peitsche hinüber und zieht dann wieder am Zügel.

„Halt! Halt!" — rufe ich ihm zu. Ich springe aus dem Wagen und eile an das Ufer. Zwan folgt mir. Wir setzen uns hinter einen Busch, um die Vögel nicht zu verscheuchen, und beobachten sie. Noch nie habe ich so etwas Wunderbares gesehen. Die ganze gegenüberliegende Sandbank, in ihrer ganzen Breite, war schwarz von Gänsen. Ihr Geschnatter war so laut, daß ich nicht einmal die Stimme meines Zwan hören konnte. Ich erinnerte mich an die Beschreibung einer Reise durch Amerika, wo von einer Unmenge von Tauben erzählt wird. Ein ähnliches Bild habe ich hier vor mir.

Fünf Minuten sitze ich am Ufer, betrachte sie, und erfreue mich des Anblicks. Dann ziehe ich meinen kleinen Taschenrevolver aus seinem Futteral und feuere ihn ab. Ein wundervolles Bild bietet sich meinen Augen. Ich fürchte, meine Worte sind zu schwach, es zu beschreiben.

Tausend und abertausend Flügel durchschneiden, im hellen Sonnenschein silbern glitzernd, mit unglaublicher Schnelligkeit und mit lautem Pfeifen die Luft. Allmählich immer höher steigend, streichen die Gänse Schwarm auf Schwarm im Dreieck fliegend, nach Süden ab. Höher und höher — bis sie schließlich wie Spinnweben in der Ferne verschwinden.

Die ersten Schwärme flogen weit, kaum mehr sichtbar! Die mehr in der Mitte und am Ende der Sandbank sitzenden Gänse ließen sich jedoch garnicht stören, schnatterten ruhig weiter, und wärmten sich in der Sonne. Allmählich erst pflanzt sich die Unruhe und Aufregung auch bis zu ihnen fort. Mit unbeschreiblichem Getöse erheben nun auch sie sich, wie eine Wolke, und wieder folgt Schwarm auf Schwarm im Dreieck in dichten Massen den ersten, die Luft mit ihrem scharfen, metallischen Schreien erfüllend. Ich bedauerte von Herzen, daß ich sie so unvorsichtig gestört hatte. Ich konnte mich nicht sattsehen. Wer weiß, ob man jemals ein so wunderbares Bild wieder zu sehen bekommt.

„Da ist Juljardi, Herr Oberst!“ — ruft schon wieder mein Kutscher, und zeigt mit der Knute geradeaus. Wir überschreiten den Nowi auf einer langen und breiten hölzernen Pfahlbrücke. In der Ferne werden einzelne, im europäischen Stil erbaute Häuser, verschiedene zerstörte chinesische Fansen und mehrere Eisenbahnschuppen sichtbar. Rings um die Stadt ziehen sich alte, schattige Waldungen. Wir fahren an einem kleinen Hause vor, das von Gebäuden in gleichem Stil und von gleicher Höhe umgeben ist.

„Ist dein Kompagniechef, Hauptmann Orchemowitsch, zu Hause?“ — frage ich den Burschen, der in einer weißen, mit einem Riemen zusammengebundenen Tasse augenscheinlich beim Herankommen unseres Wagens hinausgelaufen ist.

„Mein, es ist niemand da! Sie sind zur Jagd auf Gänse gefahren! Aber sie kommen bald wieder!“ — mit diesen Worten nimmt er mein Gepäck und trägt es in das Haus. Ich folge ihm. Zwei kleine, sehr niedrige Zimmer, das eine durch einen Verschlag abgeteilt. Die Wände sind mit Teppichen und Waffen geschmückt, so daß es einen recht behaglichen Eindruck macht. Bald kommt auch der Hauptmann selbst, ein Mann in den besten Jahren, zurück. Ihm folgt sein Kompagnieoffizier, Leutnant Kolmakoff, ein großer brünetter Herr mit schwarzen Augenbrauen. Beide sind sehr sympathische Menschen. Als ich sie näher kennen gelernt hatte, fiel mir besonders angenehm das gute Einvernehmen zwischen ihnen auf. Nichts von einer ängstlichen Scheidung zwischen der Stellung eines Hauptmanns und eines Leutnants war zu merken. Kolmakoff war nicht in der peinlichen, verletzenden Lage, in der ich mich befand, als ich als junger Leutnant zu meiner Kompagnie an der Donau kam. Damals hatte der Feldwebel mehr Einfluß, als der Offizier. Ich entsinne mich noch gut, wie dieser mich anfangs mit einer Art verächtlicher Herablassung behandelte. Ich konnte mich nur mit dem Gedanken trösten, daß auch dies einmal ein Ende haben würde. Von meinem Kompagniechef, dem lieben Paul Zwanowitsch, garnicht zu reden. Mich sowohl, wie meinen Kameraden, einen andern Leutnant, betrachtete er nur als ein notwendiges Übel. Wo er nur konnte, machte er gar keinen Unterschied zwischen uns beiden und einem einfachen Unteroffizier. Hier dagegen — nichts dergleichen. Wenn der Kompagniechef abwesend war, gehorchte der Feldwebel dem Leutnant genau so gut wie dem Hauptmann.

Am anderen Tage besichtigte ich die Kompagnie des Hauptmanns Orchemowitsch. Sie war tadellos in zwei geöffneten Gliedern auf dem Appellplatz angetreten.

Jeder Soldat hatte auf dem Boden vor sich seine Ausrüstungsstücke ausgebreitet. Alles war in bester Ordnung, besonders die Stiefeln, was im Felde viel heißen will. Außer denen, die die Mannschaften trugen, hatte die Kompagnie noch etwa hundert Paar neue im Besitz — und täglich wurden auf der Handwerksstätte noch 6 Paar neue angefertigt.

Auch die Unterkunftsräume waren gut: warm, hell und lustig.

Wir gehen in die Küche. Zwei Köche, in sauberen Schürzen und weißen Mützen, machen sich an den Kesseln zu schaffen. Einer gießt Kohlsuppe auf einen Teller, der andere bietet uns Grütze an. Ich versuche beides. Die Kohlsuppe ist vorzüglich, die Grütze noch besser.

„Aus was für Kohl macht ihr diese Suppe?“

„Aus einer besonderen chinesischen Sorte, Herr Oberst!“ — antwortet mir der Koch, den Kochlöffel wie ein Gewehr an der Hosennaht.

„Wir haben auch Kohl aus Rußland geschickt bekommen, aber wir haben ihn bis jetzt noch nicht nötig gehabt!“ — erklärte mir der Hauptmann.

„Der Kohl ist vorzüglich!“ — fügt Kolmafoff, der hinter uns ging, selbstzufrieden hinzu und runzelt die Augenbrauen. „Außerdem haben wir noch gegen 500 Pud Kartoffeln im Keller.“

„Das ist ja alles ganz vortrefflich!“ — sage ich.

„Hier räuchern wir Schinken!“ — erzählt mir mit der fürsorglichen Miene eines guten Hausvaters der Kompagniechef, als wir an einer kleinen Holzbude mit hohem Schornstein vorbeigehen. — „Von Zeit zu Zeit halten wir Jagden auf Wildschweine ab. Was geschossen wird, wandert hierher. Wir können 9 Schinken auf einmal räuchern. Und nachts gehen wir auf den Fischfang!“ — plaudert Kolmafoff fröhlich weiter. Man sieht ihm an, daß er mit seiner Stellung sehr zufrieden

ist, und daß er es sich garnicht besser wünschen kann. Lange gehen wir noch umher und betrachten alle Wirt-  
schaftsanlagen der Kompagnie.

„Hier ist es warm und hell, und alles ist reichlich — denke ich bei mir — den Typhus braucht man hier nicht zu fürchten. Die haben sich vorzüglich eingerichtet, gerade wie zu Hause.“

Am andern Tage besichtigte ich das Lazarett. In der Abteilung für Offiziere befindet sich ein Kranker. Er steht an der Thür, und sein Aussehen fällt mir auf. Er war mager wie der Tod, eingefallene Wangen, hervorstehende Backenknochen; die Nase ist spitz geworden, die Augen sind müde und liegen tief in den Höhlen. Der Hals ist lang und dünn. Er war so schwach, daß man ihn umblasen konnte.

„Wie heißen Sie?“ — frage ich ihn teilnahmsvoll. „Schtschepilo — Polljeski, Oberleutnant vom Sretzens-  
tischen Infanterieregiment!“ — antwortet er mit heiserer Kehlstimme. „Ich hatte das Unglück, hinter meinem Regiment beim Marsche von Blagowestschenski durch die Mandchurei nach Bizikar zurückzubleiben, und habe mich verirrt.“

„Ach, Herr Leutnant, Ihre Erzählung zu hören muß ja sehr interessant sein. Aber das Sprechen wird Ihnen noch schwer. Wollen Sie mir es nicht aufschreiben? Ich wäre Ihnen sehr dankbar.“

„Gern, Herr Oberst, wenn Sie nur 2 bis 3 Tage hier bleiben, will ich Ihnen meine Erlebnisse aufschreiben. Mein Kopf arbeitet zwar noch nicht ganz gut, aber Sie sehen mich doch schon auf dem Wege der Besserung. Aber wie sah ich aus, als ich hierher gebracht wurde!“

Nach 3 Tagen schickte er mir seine schriftlichen Aufzeichnungen.

In Suljardi befand sich später auch eine Zweigniederlassung vom Roten Kreuz. Zur Zeit meines

Aufenthaltes wurde sie erst eingerichtet, ich habe sie deshalb nicht gesehen. Doch sollen alle Einrichtungen vorzüglich und mit allem Komfort ausgestattet gewesen sein.

Die Filiale des Roten Kreuzes leitete ein Universitätsprofessor aus Charkow, der bekannte Chirurg Kusnezoff, ein junger, energischer Mann. Ich sehe ihn noch, wie seine kleine und magere Gestalt in schwarzer Litewka und hohen Lackstiefeln auf dem Hofe des Lazarett's umhereilt und sich an den Wagen zu schaffen macht. Auch barmherzige Schwestern und Ärzte waren da.

Ich hatte mich bald mit dem Professor angefreundet, da er ebenso wie ich, chinesische Raritäten sammelte.

Der Tag neigte sich zu Ende. Ich besuche den Professor Kusnezoff.

„Ist der Professor zu Hause?“ — frage ich.

„Ja, er ist zu Hause!“ — höre ich seine Stimme. Ich öffne die Tür und sehe ihn selbst in einem geräumigen, hellen Zimmer und in einem Koffer herumwühlen.

„Ah, guten Abend, Herr Oberst! Gut, daß Sie kommen. Ich wollte Ihnen schon lange einmal dies hier zeigen!“ — und feierlich wickelt er das Bild eines chinesischen Gottes, das auf Leder gemalt ist, aus.

„Es ist ein sehr seltenes Stück und mindestens 500 Jahre alt“, — sagt er mit einem zufriedenen Lächeln. Er betrachtet das Bild lange, blinzelt mich an, und stellt es dann weiter von sich ab. Auch ich sehe mir die Malerei interessiert an.

„Was sind denn das da für Köpfe?“ — frage ich ihn und zeige auf eine Reihe im Koffer liegender Porzellanpuppen.

„Auch dies ist eine große Seltenheit.“

Vorsichtig dreht er das Bild um, stellt es an

seinen alten Platz und gibt mir dann eines von den Köpfchen. Es ist aus Metall, bunt bemalt und gerade am Halse abgehauen.

„Solche Köpfe werden von den Verwandten zum Tode verurteilter Chunchusen im Tempel des Buddha aufgehängt, damit dieser ihnen in jener Welt gnädig ist.“

„Nehmen Sie diese zwei dort für sich, ich habe noch genug!“ — sagt er dann liebenswürdigerweise zu mir und überreicht mir ein Paar.

Natürlich nehme ich sie dankbar an und stecke sie in die Tasche. Dann eile ich schnell nach Hause, suche einen silbernen Haarschmuck für Frauen heraus, ein prachtvoll gearbeitetes Stück, und gebe es dem Professor, um ihm nichts schuldig zu bleiben.

„O, Dank, tausend Dank! Das ist ja wunderschön,“ — sagt er, das Geschenk betrachtend, und packt es zu seinen anderen Sachen. . . .

So ward in trüber Zeit  
Unsere Freundschaft geweiht.

### 15. Verirrt.

Erzählung des Oberleutnants Bolljeski-Schtschepilo vom Sretjenskischen Infanterieregiment.

„Am 16. September 1900 verließ das 2. Bataillon des Sretjenskischen Infanterieregiments, dessen 5. Compagnie ich führte, um 6½ Uhr morgens Rizifar in der Richtung auf die Stadt Mergen. Der Bataillonskommandeur, Oberstleutnant Dahl, ließ mich zurück, um auf dem Regimentsbureau noch verschiedene Gelder zu empfangen, mit dem Befehl, das Bataillon möglichst bald wieder einzuholen. Etwa eine Stunde nach Abmarsch des Bataillons ritt ich bereits auf dem Wege nach Mergen, wobei mir eine Viehherde, die dem

Bataillon gehörte, als Führer diente. Diese Herde wurde von Soldaten getrieben und war etwa 2½ Werst vor mir. Ich ritt im Schritt und ging nur auf kurze Strecken zum Trab über. Ich mußte durch einen Wald reiten. Nach zwei Stunden hatte ich die Herde eingeholt. Doch wer beschreibt mein Erstaunen, als ich sehe, daß dies eine mandschurische Viehherde ist — anstatt von russischen Soldaten von Chinesen getrieben.

„Wo sind die Soldaten hinmarschirt?“ — frage ich die Treiber.

Einer von ihnen, der die russische Sprache einigermaßen verstand, antwortete: „Eure Soldaten sind dort durch das Dorf marschirt“, und zeigte dabei, soviel ich mich jetzt noch entsinne, in nordöstlicher Richtung.

Ich glaube dem Chinesen, gebe meinem Pferde die Sporen und reite nach dem betreffenden Dorfe. Ich habe ein junges, ausdauerndes Pferd mit guten Gängen. In dem Dorfe angekommen — es war etwa eine Stunde darüber hingegangen — finde ich mein Bataillon nicht vor. Die Chinesen haben mich schnell umringt und, des Russischen mächtig, richten sie verschiedene Fragen an mich: Woher ich komme und wohin ich will, und warum, besonders ob mir viel Kosaken folgen. Bis zu dem Dorfe war es etwa 10 Werst, sicher nicht weniger, denn ich war vom Waldbrande bis hierher fast unaufhörlich Trab geritten. Ich wollte mir etwas zu essen kaufen, erhielt jedoch abschlägige Antwort; dann bat ich um einen Eimer, um mein Pferd zu tränken, doch auch dies wurde mir verweigert, trotzdem mir ein russisch sprechender Chinese mehrere Personen bezeichnete, die im Besitze von Eimern waren. Grob und feindselig antworteten sie: „Nein, wir geben nichts!“ So gelang es mir nicht, hier irgend etwas zu kaufen, noch selbst einen Schluck Wasser zu trinken oder das Pferd zu tränken. Auf meine Frage, wohin die Soldaten marschirt seien,

nahm einer mein Pferd am Zügel und führte mich an das Ende des Dorfes. Aus ihrer Redeweise konnte ich heraushören, daß alle Chinesen mich möglichst schnell wieder aus ihrem Dorfe los sein wollten; ich merkte, wie sie mir alle feindlich gesinnt waren, da sie auf mein Pferd eindrängten und mit Stöcken und Fäusten drohten. Ich antwortete ihnen nur, daß morgen sehr viele Kosaken durch das Dorf kommen würden. Der mich begleitende Chinese zeigte mir, wohin unsere Soldaten marschirt seien. Ich sah, daß die angedeutete Richtung etwa stimmen mußte, er zeigte nach Norden, und ritt deshalb im freien Trab weiter. Ich kam an diesem Tage durch viele Dörfer. Überall fand ich russisch sprechende Chinesen vor, und überall erhielt ich auf meine Bitte um Lebensmittel und Wasser dieselbe Antwort: „Nein, niemals.“ Wenn ich nach dem Verbleib des Bataillons fragte, zeigte man mir eine falsche Richtung und erklärte dabei: „Dort sind sie hinarthiert.“ Gegen 8 Uhr abends komme ich in ein anscheinend reiches Dorf. Ich sah eine Menge Heu und Getreide, Pferde und anderes Vieh. Auch hier fand ich wieder einen russisch sprechenden Chinesen. Ich fragte ihn, ob ich nicht irgend etwas kaufen könnte — zum Beispiel Thee oder chinesisches Backwerk. Er antwortete mir sehr liebenswürdig, daß es hier ein Speisehaus gäbe, wo man gebratenes Fleisch, Thee und Kaffee kaufen könnte. Ich freute mich sehr über diese Mittheilung und bat ihn, mich hinzuführen, worauf er anscheinend auch gern einwilligte. Er führte mich bis an das Ende des Dorfes und sagte mir dann: „Geh, in Dorfe gibt es kein Speisehaus, und Eure Soldaten liegen nur drei Werst entfernt im Bivak.“ Als ich durch das Dorf zurücktritt, begleitete mich eine Menge Chinesen mit frechen Gesichtern: sie sahen und stießen sich untereinander an und lachten. Als ich mich end-

gütig von der feindseligen Gesinnung dieses Gesindels überzeugt hatte, beschloß ich, denselben Weg in die Steppe hinauszureiten, und ich verbrachte die Nacht fünf Werst von dem Dorfe in den Garben eines abgemähten Haferfeldes. Ich sage — ich verbrachte die Nacht; denn in Wirklichkeit schlief ich nicht, weder in dieser ersten Nacht, noch in den folgenden meines entsetzlichen Umherirrens. Es war daran mein Pferd schuld, das ich nirgends anbinden konnte, frei laufen lassen wollte ich es aber nicht, da ich fürchtete, daß es zu weit gehen und ich es dann nicht wiederfinden könnte. Jede Nacht mußte ich es am Zügel oder an einem durch den Gurt gezogenen Riemen halten, so daß mir fast die Hände erlahmten. Oft schüttelte sich das Pferd, und ein Flut von Wassertropfen ergoß sich über mich, die sich mit Staub und Schmutz füllten, und im Laufe der Zeit Geschwüre hervorriefen. Infolge dieser Wunden an den Händen war es unterwegs sehr schmerzhaft, die Zügel zu führen.

Am folgenden Tage bei Sonnenaufgang, es mochte gegen 4½ Uhr sein, überlegte ich mir, daß es das beste sei, nach Bizikar zurückzukehren, da der Marsch nach Mergen ohne Orientierung vollkommen unausführbar schien. Ich ritt nach einem Dorfe, das ich meiner Ansicht nach gestern bereits passiert hatte. Auch hier gibt man mir wieder nichts zu essen und keinen Pferdeeimer. Das Pferd hatte schon über 24 Stunden nichts mehr getrunken; ich trank aus einer Pfütze, deren Wasser vollkommen weiß und lehmig aussah. Das Wasser schöpfte ich mit einer Selterwasserflasche. Nachdem ich noch durch eine Reihe von Dörfern nach Weisung von Chinesen hindurchgeritten war, kam ich zu dem Schluß, daß ich vollkommen in der Irre ging. Ich reite an die Dörfer, die rechts und links der Straße liegen, heran, aber ich kann keinen Unterschied an ihnen entdecken, eines sieht

aus wie das andere. Es blieb mir nur noch eins übrig: Nach Bizifar in südlicher Richtung durch Ausfragen der Chinesen zu reiten, was ich auch tat. Ohne Weg und Steg ritt ich nach Süden, denn hier in der Mandschurei finden sich fast gar keine Verbindungswege zwischen den Dörfern, nur einzelne Wagenspuren, die schnell wieder verschwinden oder im großen Bogen wieder in das Dorf zurückführen. Gegen drei Uhr nachmittags konnte mein Pferd vor Müdigkeit kaum noch vorwärts. Ich erklärte mir dies durch den Durst den es schon beinahe 2 Tage zu erleiden hatte. Ich hatte den glücklichen Gedanken, mir dadurch selbst einen Pferdeeimer herzustellen, daß ich meinen Revolver an der Selterswasserflasche anband und das Futteral zum Tränken des Pferdes benutzte. Schon im nächsten Dorfe konnte ich den Durst meines Pferdes einigermaßen stillen, ich glaube, daß ich 30—40 Mal den von mir ausgedachten Eimer mit meiner Flasche füllen mußte. Mehr Wasser konnte ich ihm nicht geben, da ich selbst aufs äußerste erschöpft war. Auch diesmal verbrachte ich die Nacht wieder in der Steppe. Die Nacht war kalt, so daß ich nicht schlafen konnte und unter der Kälte sehr zu leiden hatte. . . . Dabei das fortwährende Schütteln des Pferdes. Kein Hafer, kein Kornfeld, keine Saat war zu sehen, ringsherum Steppe. Mehrere Male versuchte ich mir dadurch ein Kopfkissen herzustellen, daß ich mehrere Hände voll Gras zusammenraffte und sie mit meinem Taschentuch bedeckte; sobald ich jedoch eingeschlafen war, zog mein Pferd das Gras unter dem Tuche hervor, und ich lag wieder auf der bloßen Erde. So vergingen 4 Tage. Ich ritt am Tage mindestens 60—70 Werst. Später als 4½—5 Uhr, das heißt mit Sonnenaufgang, ritt ich niemals fort. Ich nährte mich während dieser 4 Tage von einer feinen, schwarzen Beere und einem saftigen blätterreichen Kraut, das auch

mein Pferd fraß; die Beere hatte einen sauerfüßen Geschmack, die Blätter des Krautes waren ziemlich groß, schmeckten süßlich, aber nicht unangenehm. Nach diesem Essen trank ich einen kleinen Schluck Wasser, den ich jedoch sehr hoch schätzte, weil er so schwer zu beschaffen war. Ich fühlte, wie meine Kräfte von Tag zu Tag sanken. Am fünften Tage fand ich einen auf dem Wege liegenden Kohlkopf. Ich hob ihn auf. Er war schmutzig und verwelkt. Dieser Kohlkopf diente mir während des ganzen fünften Tages als Nahrung. Die Nacht war ziemlich warm. In einem Heuhaufen liegend, dachte ich mit schwerer Besorgnis im Herzen über meine verzweifelte, im vollsten Sinne des Wortes aussichtslose Lage nach. Der Hunger quälte mich bis zur Bewußtlosigkeit. Vor mir — derselbe zwecklose Ritt. Weiter und weiter aber — völliger Verfall und Verbrauch der Kräfte und schließlich der Hungertod . . . . Zum erstenmale durchzog mein Herz das Gefühl unaussprechlicher Trauer und Verzweiflung; die Tränen liefen mir herab, und ich schlief ein. Ich weiß nicht mehr, ob dies Schlaf oder Bewußtlosigkeit war. Jedenfalls dauerte es zwei Stunden, und als ich erwachte, fühlte ich mich neu gekräftigt. Es war gegen 2 Uhr nachts. Die Uhr konnte ich in der Dunkelheit nicht erkennen. Die Nacht schien mir endlos lang — ein neuer rettender Gedanke war mir gekommen: die Telegraphenstangen zu suchen, koste es, was es wolle. An diesem Gedanken hing ich Minuten und Stunden. Am frühen Morgen schlug ich die Richtung nach Westen ein, da ich wußte, daß die Telegraphenlinie von Süden nach Norden geht. Wieder ritt ich den ganzen Tag, und wieder verbrachte ich die Nacht in der Steppe. Am andern Tage ritt ich in derselben Richtung, das heißt nach Westen, weiter, immer in der Absicht, die Telegraphenlinie zu kreuzen. Auch am 8. Tage setzte ich den Ritt in dieser Richtung fort.

Drei Uhr nachmittags konnte ich nicht mehr weiter und machte in einem Dorfe Halt. Ich hatte nicht mehr genügend Kräfte, um meinem Pferde Wasser zu reichen. Kaum, daß ich für mich selbst am Brunnen meine Flasche füllen konnte. Ich ritt 3 Werst weit aus dem Dorfe hinaus. Jede Hoffnung, vor dem Hungertode bewahrt zu bleiben, hatte ich aufgegeben. Den Hunger und seine Qualen fühlte ich schon gar nicht mehr. Ich warf mich auf einen Heuhaufen und dachte schließlich an gar nichts mehr. Ich betrachtete die Wolken und die sinkende Sonne. Wunderbare Fantasiebilder tanzten vor meinen Augen; zuerst sah ich plastisch und deutlich eine Troika, die Pferde zogen einen alten, herrschaftlichen Wagen. Wagen und Pferde standen im Wasser, die Pferde tranken. Alle Gestalten waren wunderbar deutlich. Dann sah ich meine Frau im Profil, mit Hut, und meine Söhne: den vierjährigen Boris und den elf Monate alten Valerius. Sie spielten in ihrem Kinderbettchen. Dann sah ich noch Hütten, Dörfer und anderes. Meine Flasche hatte ich ausgetrunken, ich mußte deshalb noch einmal in das Dorf zurück, um mir für morgen noch Wasser zu holen. Ich nahm meine ganzen Kräfte zusammen und stand auf, mußte mich aber sofort wieder setzen; meine Füße trugen mich nicht mehr, und ich schwankte. Ich blieb einige Minuten sitzen und stand dann wieder auf; diesmal fiel ich nicht wieder zurück und ging mit meinem Pferde in das Dorf, um Wasser zu holen. Die Mandchureen sahen belustigt zu und lachten, wie ich mit meiner Flasche für das Pferd Wasser schöpfte.

Vorher, am dritten Tage meines Umherirrens, hatte ich ein Erbsenfeld gefunden, mir die ganze Tasche davon vollgesteckt und sie aufgeessen. Am Morgen des siebenten Tages war ich an einem Kettigfeld vorbeigekommen; ich suchte mir einige junge Kettige aus — etwa zehn —,

doch ich hatte schon keinen Appetit mehr, ich wollte nicht essen und war sehr schwach, mein Atem ging schnell und fieberhaft und ich merkte, daß ich starkes Fieber hatte. Ich mußte mich wohl erkältet haben.

Wie ich die vorletzte Nacht verbracht habe, weiß ich nicht mehr. Am 8. Tage ritt ich einen großen, stark befahrenen Weg entlang. Die Chinesen behaupteten, daß er nach Mergen führe, doch schenkte ich ihnen schon keine Beachtung mehr, ritt gleichgültig weiter, ohne zu wissen, wohin und warum. Gegen Abend sah ich vor mir einen dichten Wald und einzelne chinesische Gehöfte darin. Ich hatte genug Wasser und ritt deshalb nicht in die Gehöfte hinein, sondern blieb in der Steppe. Ich fand einige Kornfelder, die von den Chinesen noch nicht abgeerntet waren.

Diese letzte Nacht war die schrecklichste: es war so kalt, daß das Wasser in den Pfützen froh. Die Hände wurden in den zerrissenen Handschuhen steif, ebenso die Füße. Ich selbst konnte die ganze Nacht vor Kälte kein Auge zutun . . . , doch auch diese Nacht ging vorüber. Am andern Morgen reite ich die große Straße weiter. Vier Werst mochte ich geritten sein, ich war schon in dem Walde — da fällt plötzlich ein Schuß und dicht neben dem Pferd streicht ein großer Fasan ab; ich sehe nach der Richtung, in der der Schuß gefallen ist, und erkenne drei Soldaten, doch traue ich meinen Augen nicht, und glaube, daß mich wieder ein Gaukelspiel täuschen will. Als ich jedoch hielt und die Soldaten auf mich zukamen, da ergriff mich ein unsagbares Gefühl der Freude, und ich war bis zu Tränen gerührt. Vor allem fragte ich, welcher Militärposten hier stehe; einer von ihnen antwortet, daß dies überhaupt kein Posten sei. Ich erklärte ihnen nun alles, was mir passiert war, und befahl ihnen dann, mich nach ihrem Quartier zu führen, damit ich

mich wärmen und womöglich etwas Thee trinken könnte. Ich bekam die Antwort:

„Herr Oberleutnant, das dort ist Bizifar. Fliegende Patrouillen sind zu dem Zwecke ausgesandt, Sie zu suchen, der Herr Oberst aber hat dem chinesischen Tschjan-Tschun befohlen, Sie lebend oder tot auszuliefern, sonst würde es ihm schlecht gehen.

Bizifar lag vor mir, aber die vier Berst schüttelten mich Frost und Fieber.

So endete meine Irrfahrt noch glücklich; hätte ich noch einen Tag in der Steppe verweilen müssen, so wäre ich sicher dem Hungertode verfallen gewesen. Ich konnte kaum vom Pferde steigen, so waren meine Bein- und Armmuskeln erlahmt. Am andern Tage wurde ich hierher, nach Suljardi, gebracht und im 9. Feldlazarett gepflegt.“

### 16. Von Charbin nach Tolotschou.

Es war Anfang Oktober. Ein klarer, kalter Morgen. Der Hof, die Straßen, die Dächer der Häuser — alles war weiß, mit einer dünnen Decke von Schnee überzogen, der in der Nacht gefallen war.

Auf dem Platze vor der russisch-chinesischen Bank in Charbin stand eine Kompagnie bei den in Pyramiden zusammengesetzten Gewehren. Die Soldaten tragen Halbpelze und Pelzmützen; sie scherzen, lachen, laufen auf der Stelle einher, stoßen sich untereinander, und suchen sich überhaupt zu erwärmen. Es war ihnen offenbar langweilig, zu warten. Auf einer Treppe sitzt der Kompagnieführer, ein großer, schnurrbärtiger Oberleutnant, mit Pelzerinnenmantel, Revolver und Säbel.

Ich reite einen Rappen, trage einen warmen Mantel und habe auch meine Waffen bei mir. Auf dem Platze lassen zwei Bankbeamte in Gehrocken und Pelzmützen

sorgfältig ihr Gepäck auf einen großen, zweirädrigen Wagen verladen; dieser ist mit einem Sechserzug kleiner chinesischer Pferde paarweise bespannt. Daneben stehen noch mehrere solche Wagen. Und was wird nicht alles draufgeladen: Kisten und Kasten mit Geschirr, Büchern und Kleidungsstücken. Da blinkt ein Samowar; aus einer Hutschachtel sieht ein schwarzer Zylinder heraus, und ein Frackärmel wird über die Erde geschleift. Ich reite zu dem Kompagnieführer.

„Sehen Sie nur, Herr Oberst! Seit lange schon haben die Herren da gewußt, daß wir heute früh 8 Uhr abmarschieren sollten. Wir stehen nun schon eine Stunde und warten!“ — klagt er mir verärgert, und deutet auf die Beamten. Er steht auf, dreht sich eine Zigarette und klebt sie mit der Zunge zu.

„Ja, und sehen Sie nur, wieviel Wagen noch leer sind! Es dauert ja mindestens noch eine Stunde!“ — jage ich ihm ärgerlich.

Die chinesischen Kutscher, in wattierten Röcken und Hojen, die mit Bändern zusammengebunden sind, mit ganz breiten Pelzmützen auf den Köpfen, stehen neben ihren Pferden und warten geduldig. Da kommen auf der hartgefrorenen Straße zwei hochbeladene, russische Wagen angefahren. Auf einem haben sich zwei russische Kontrollbeamte — sie tragen Mützen mit blauem Vorstoß — recht gemütlich eingerichtet. Einer von ihnen ist mein alter Bekannter aus Chuntschun — Musatoff. Diesen beiden Wagen folgen noch drei. Vor allem fährt eine Troika. In der Mitte ist ein großer Brauner angeschirrt, an den beiden Seiten zwei kleine Falben. Ihre langen Ohren gehen fortwährend auf und nieder. In der Troika saß, in einen Bärenpelz gehüllt, der Generalagent der ostchinesischen Eisenbahn, Dombrowski, ein magerer, blonder Herr mit glatt rasiertem Gesicht und langen Augenbrauen. Weiter folgte ein riesiger chine-

fischer Wagen. Ein Berg von Sachen war darauf geladen. Die Chinesen verstehen es meisterhaft, große Lasten auf ihren zweirädrigen Wagen unterzubringen. Sie versicherten mich, daß sie bequem 200 Pud auf einem Wagen unterzubringen vermöchten. Hinter dieser Fuhre folgte ein leichter chinesischer Wagen mit einem Zeltdach aus Leinwand. Darin saß Dombrowskis Dienerin Annuschka, eingehüllt und eingewickelt in Tücher und Shawls vom Kopf bis zu den Füßen.

Annuschka verstand es vorzüglich, Hammelcarbonade zu bereiten. Während unserer ganzen Reise habe ich diese gern gegessen. Wo wir auch nur rasteten, und wenn es auch noch so kurze Zeit war, sofort sah man sie mit erhitztem Gesicht über die glühenden Kohlen gebeugt stehen und saftigen Hammelbraten bereiten.

Endlich kam auch meine Troika an. Kleine, vorzügliche chinesische Pferde. Im Bügel war ein Schimmel eingespannt, zu beiden Seiten zwei Kappen. Im ärgsten Schlamme und bei den schärfsten Steigungen versagten sie nie. Sie gehorchten auf den bloßen Zuruf. Die Zügel führte ein Kosak der Grenzwahe, Copaschoff, von Geburt ein Terekkosak. Mein Zwan saß auf dem Wagen, hinter seinem Herrn.

Pferd, Wagen und Copaschoff hatte mir Oberst Gerngroß, der Kommandeur der Grenzwahe, liebenswürdigerweise überlassen.

Copaschoff war ein Original. Man konnte ihn fragen, was man wollte, er antwortete immer nur: „Zu Befehl, Herr Oberst!“ — oder „Nein, Herr Oberst!“ — Während der vier Monate, die er in meinen Diensten stand, habe ich nie ein anderes Wort von ihm gehört.

Klein, wettergebräunt, mit geröteter Nase und borstigen Augenbrauen, bis an die Haarwurzeln geschoren, war er immer mißgestimmt, mürrisch und unzufrieden. Er hatte eine grobe und scharfe Stimme. Er

trug immer einen blau überzogenen chinesischen Schafspelz, den er nie von seinen Schultern ließ. In ihm schlief er, betete er und saß er schließlich auch auf dem Rutscherbod. Woher er diesen Pelz hatte und was er ihn gekostet hatte, kann ich nicht sagen — ich vermute aber, nicht mehr, als meinem Freund in Chuntschun seine Kostbarkeiten.

Copaschhoff liebte die Chinesen nicht und verachtete sie von ganzem Herzen. Bei jeder Gelegenheit suchte er sie durch Peitschenhiebe auseinander zu treiben. Es kostete mich oft große Mühe, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten. Ich sah ihn nur dann liebenswürdig, wenn er den Chinesen etwas ablocken wollte. Dann schien er sich völlig zu verwandeln. Er wurde freundlich, nett und sehr gesprächig.

Ich entsinne mich noch, wie ich eines Tages in Girin am Fenster meiner Kammer, gegenüber dem Hause des Kommandanten saß. Auf dem Hofe geht ein angesehenere Chineser, der Intendant der Kommandantur, in blau-seidenem Rock und braunem Überwurf spazieren. Er trägt einen schwarzen Hut mit einer Feder. Ein dünner Zopf hängt auf seinem Rücken. Wichtig raucht er seine Pfeife mit einem langen Mundstück geschmückte Pfeife und scheint in tiefes Nachdenken versunken. Plötzlich sehe ich meinen Copaschhoff auf ihn zueilten. Die Zipfel seines Pelzes fliegen. Seine Augen glänzen, die Nasenflügel beben und sein Gesicht glänzt vor Freude.

„Gnädiger Herr! Gnädiger Herr! Tabak! Tabak!“ — schreit er und winkt mit seinem leeren Tabaksbeutel. Der Chineser nimmt, ohne seine Stellung zu verändern, mit herablassendem Lächeln den an seiner Seite hängenden, gestickten, seidenen Tabaksbeutel und schüttet meinem Copaschhoff ein.

„Tausend Dank, Herr! du bist ein edler Mensch, du bist ein guter Mensch!“ — lobt ihn der Kosak, ohne

daran zu denken, daß jener überhaupt kein Wort Russisch versteht. Als er ihm den ganzen Tabak abgenommen hat, geht er ruhig weg, ohne auch nur daran zu denken, sich bei dem Chinesen zu bedanken. Doch zurück zu unserer Reise.

Die ganze Kolonne marschierte unter meiner un-mittelbaren Führung nach Girin. Außer mir, Mustakoff und Dombrowski, fuhr noch ein Beamter der russisch-chinesischen Bank in Girin, der Engländer Mister Cambel, ebenso dürr und glatt rasiert wie Dombrowski, und sein Gehülfe Krajin mit. Sie transportierten auf mehreren Wagen Silber in Barren und chinesischen Famben (ein Fambe hat einen Wert bis zu 50 Rubel) nach Girin.

Endlich waren auch die Sachen der Bank aufgeladen. Auf den letzten Wagen ließen sie sich Matrazen und Kissen legen, um es während der Fahrt recht bequem zu haben.

Die Kolonne bildete einen langen Zug. Voran marschierte die Bedeckung unter Führung des Oberleutnants, dann folgten die nach chinesischem Brauch meist sechsspännigen Wagen. Ein Feldweibel mit dem Rest der Kompagnie marschierte am Ende der Kolonne.

Für Girin hatte ich denselben Auftrag, wie für Bizikar: die Verpflegung, Unterbringung und Bekleidung der Truppen zu inspizieren. Ich freute mich wie ein Kind über dies Kommando. Und ich hatte auch allen Grund, mich zu freuen. Denn wann hätte ich wohl jemals wieder Gelegenheit gehabt, bis in das Herz der Mandschurei vorzudringen und alle Wunder der dortigen Welt zu sehen. Girin ist etwas anderes als Chuntschun und Bizikar. Es hat mehr als 300 000 Einwohner. Girin ist die Hauptstadt der Mandschurei, hier ist die Residenz des Tsjan-Tschun, der Mittelpunkt

des Handels und der Kultur des Landes. — Alles wollte ich mir ansehen und alles genau betrachten.

Ich kann mich nicht eines Lächelns erwehren, wenn ich an die Vorsichtsmaßregeln denke, unter denen wir von Charbin abmarschierten. Wir hatten die Stadt noch nicht aus den Augen verloren, als schon vier Soldaten als Aufklärer vorgeschickt wurden, zwei auf der Straße, zwei seitwärts derselben. Dabei begegneten uns unaufhörlich Transporte, Soldaten und friedliche Chinesen.

Einer unserer Aufklärer verschwindet in einem Felde. Die Sonne stand hoch am Himmel, der Schnee war geschmolzen, und die Erde weich geworden. Tief sinkt unser Patrouilleur in den Acker ein. Er bleibt stehen, um sich auszuruhen, nimmt seine Mütze ab, wischt sich den Schweiß von der Stirn, schiebt sich den mit Patronen und Zwieback gefüllten leinenen Brotbeutel zurecht, nimmt das Gewehr auf die andere Schulter und geht dann weiter. Ich zog die Seitenpatrouillen bald wieder ein und ersetzte sie durch berittene Kosaken, um die Infanterie zu entlasten.

Wir fuhren sehr langsam, höchstens 4 Werst in der Stunde. Wir rasten, damit sich die Pferde erholen können, kochten ab und fahren dann längs der Eisenbahn weiter. Sie wurde bereits wieder hergestellt nach den durch die Chinesen angerichteten Verwüstungen. An vielen Stellen waren die Schienen und Schwellen herausgerissen und nur der Damm und die ihn begleitenden Gräben deuteten den Lauf der Eisenbahn an. Es war schon ganz dunkel, als wir in einem großen, halb zerstörten Dorfe für die Nacht Unterkunft bezogen. Es ist nicht gerade angenehm, die Nacht zwischen Ruinen zuzubringen. Berschlagene Fenster, sperrweit offen stehende Thüren, zertrümmerte Mauern, was alles in der Dunkelheit noch unheimlicher aussah. Es kam mir so

vor, als ob bald hier, bald dort eine Gestalt, ein Chunduse über den Weg huschte. Wir machten an einem Wasserturm am Ende des Dorfes Halt, der mit einer hohen Mauer umgeben war. Wahrscheinlich hatten diese Gebäude es nur ihren schützenden Mauern zu verdanken, daß sie nicht zerstört worden waren. Das Thor wurde weit geöffnet, und wie in einem Sinterhalt, fahren unsere Wagen einer nach dem anderen ein. Auch die Posthalterei befand sich hier. Die chinesischen Wirtzleute sind in der Dunkelheit eifrig bemüht, unsern Pferden Mais und Hafer aufzuschütten, und auch sonst alles auf das beste zu besorgen. Heu füttert man in der Mandschurei überhaupt nicht; an seiner Stelle gibt man den Pferden Stroh. Unser Fuhrpark hatte reichlich Platz. Es wurden Wachtfeuer angezündet, an denen die Soldaten ihre Speisen zubereiten. Vom Widerschein des Feuers beleuchtet, stehen sie über das brennende Holz gebeugt, wärmen sich die Hände, unterhalten sich und lachen. Als Quartier erhalten sie eine lange Fasse mit warmen Betten. Wir andern alle werden in einer anderen Fasse neben den Wirtzleuten einquartiert. Das Thor wird geschlossen und bald ist alles in tiefem Schlaf versunken. — Ich träume, daß die Chinesen uns überfallen. Hell steht der Mond am Himmel. Neben dem Kompagniechef stehe ich an der Mauer. Die Soldaten haben die Gewehrmündungen durch die Schießscharten geschoben und erwarten den Feind.

„Feuer!“ erschallt das Kommando des Kompagnieführers, und gleich darauf ertönt das Sammergeschrei der verwundeten Chinesen. Gleichzeitig mit diesem Geschrei höre ich ein scharfes Pfeifen wie von einer Kugel. Ich erwache — während des Schlafes muß ich versehentlich mit der Hand das Papierfenster zerrissen haben, und nun pfeift der scharfe Nachtwind um meinen Kopf. Meine Reisegefährten schlafen fest, in ihre Decken ein-

gehüllt. Am Ende der Janse, in der Küche, brennt ein Feuer. Ich gehe hin. Als ich mich vorsichtig nähere, sehe ich zwei Chinesen sitzen, die sich leise unterhalten und anscheinend beschäftigt sind. Beim Schein der dunkel brennenden Nachtlampe sehe ich auf dem Tische einen Haufen feingeschnittenes Schweinefleisch liegen. Die Chinesen nehmen die großen Stücke in die Hand und streifen mit ihren unglaublich langen und scharfen Nägeln an den Zeigefingern das Fleisch von den Knochen ab. Auf den einen Haufen warfen sie das Fleisch, auf einen anderen die Knochen.

„Das soll wahrscheinlich unser Frühstück werden!“ denke ich bei mir und erinnere mich noch, mit welchem Vergnügen ich im Speisehause zu Nowokijewsk dasselbe Gericht verzehrt hatte. Jetzt schien es mir recht widerlich und wenig appetitlich! Ich gehe auf den Hof. Es fängt an zu dämmern. Die Sterne erblaffen und einer nach dem anderen erlischt am Himmel. Der Horizont beginnt sich rot zu färben. Es herrscht Totenstille, ich friere. Die ganze Natur ist in ein Gewand von silberglitzerndem Reif gehüllt. Die Pferde scharren und wiehern. Es wird Zeit anzuspannen, denn unser Weg ist heute lang, und wer weiß, was unterwegs alles passieren kann.

„Seh! Holt mir einmal den ältesten Kutscher!“ rufe ich einem vorbeigehenden Chinesen zu. Der Kutscher kommt.

„Guten Morgen, mein Sohn!“

„Guten Morgen, Herr Oberst!“

„Gehe auf die Wache und laß dir vier Kosaken mitgeben, die den Kutschern helfen die Pferde tränken und anspannen.“

„Zu Befehl!“ — Allmählich wird es auf dem Hofe lebendig. Die Pferde werden zur Tränke geführt. Die chinesischen Kutscher hantieren an ihren Wagen, rufen

sich verschiedenes zu, rauchen hastig aus ihren kleinen Pfeifen und beginnen, die Pferde anzuspinnen. Wir hatten schon alle unseren Thee getrunken, nur unser Engländer Mister Cambel schlief noch, in seine Decken gehüllt, trotzdem er mehrere Male geweckt worden war.

„Krafin, wecken Sie ihn doch!“ sage ich seinem Begleiter, einem dicken Mann mit graumeliertem Schnurrbart.

„Mister Cambel! Es ist Zeit!“ ruft dieser, über seinen Herrn gebeugt. Empört, rot vor Wut, springt der Engländer von seinem Bett auf.

„Nein — Herr — Oberst!“ dehnt er sich — das — ist — nicht — möglich. Fahren Sie ruhig und lassen Sie mich hier. Ich kann nicht so zeitig aufstehen, das geht nicht.“ Ganz verschlafen wickelt er sich wieder in seine Decken und wirft sich wieder auf das Bett. Wir alle lachen über ihn. — Nach einiger Zeit entschliefst er sich dann doch, aufzustehen, schnell stürzt er mehrere Glas halbkalten Thee herunter, und folgt dann seinem Wagen zu Fuße, um sich durch die Bewegung besser zu erwärmen.

Es ist langweilig, so hinter der Infanterie zu fahren. Doch wir können uns nicht beeilen, da wir an die Marschroute gebunden sind.

Fünf Tage sind wir nun schon unterwegs. Die Gegend wird immer malerischer, je weiter wir kommen. Weite Getreidefelder, die trotz der späten Jahreszeit wegen des Krieges noch nicht abgeerntet sind. Tausende Morgen Reis, Hirse und Bohnen verderben und verfaulen auf dem Halme.

Wir halten auf einem kleinen Berge. Es ist ein schöner sonnenklarer Tag. Das Land ist weit zu übersehen. Das Gelände ist leicht gewellt. Weit in der Ferne leuchten die weißen, schneebedeckten Gipfel der

Berge. Schwarz heben sich davon Wälder und einzelne Impans ab, dazwischen sieht man gelbe Getreide- und Strohhaufen. Eine Menge chinesischer Arbeiter kommt uns entgegen. Sie ziehen mit Felleisen auf dem Rücken nach Charbin, um beim Eisenbahnbau Arbeit zu finden. Einige reichere fahren auch auf ihren Karren. Ein zweirädriger Wagen mit acht Pferden davor, fährt an uns vorüber. An der Deichsel ist ein weißes Blatt Papier mit einer russischen Aufschrift aufgehängt. Ich lese: „Der Bürger der Stadt San-Tschen-Pu, Tching-Lu, fährt nach Charbin, um Waren zu verkaufen. Ich bitte die Truppenkommandeure, ihn ungehindert passieren zu lassen. Der Garnisonälteste: Oberst N . . .“ Wir trafen noch eine Menge solcher Wagen. Die Pferde waren zwar klein und unansehnlich, aber gut gepflegt und gefüttert. Das Geschirr ist überall mit Kupfer beschlagen, sodaß es einen hübschen Anblick gewährt. Es interessierte mich, zu sehen, daß bei den chinesischen Wagen sich die Achse mit den Rädern dreht, wie bei unseren Eisenbahnwaggonen.

Hoch oben auf einem schwer beladenen Wagen sitzen etwa 20 Chinesen; sie trinken Thee, rauchen und spielen Karten, während der Kutscher mit seiner Peitsche einen Höllenlärm macht, um die Pferde anzutreiben.

Weit voraus marschieren unsere Soldaten. Schon längst bin ich von meinem Pferde abgestiegen und fahre in Dombrowskis Reisewagen. So ist es viel bequemer. Ich sehe mich um, hinter mir fährt Annuschkas verdeckter Wagen. Diesem folgt die Kutsche mit dem Kontrollbeamten. Die Pferde sind müde und dampfen. Sie können einen so schweren Wagen kaum ziehen. Weiter hinten sehe ich das Gefährt des Engländers mit seinem Begleiter. Sie liegen nach wie vor bequem auf ihren Matratzen und unterhalten sich. Dann kommt meine Troika, der Schimmel in der Mitte ist weithin zu

erkennen. An die Rücklehne iſt mein Reitpferd angebunden. Die am Ende der Kolonne marſchierende Zinfanterie iſt in eine Staubwolke gehüllt, aus der nur hie und da die Bajonette hervorblickten.

Wir nähern uns einem wohlhabenden Dorfe. Es hat nur wenig unter dem Kriege gelitten. Reiche Häuſer und Götzentempel ſind zu erkennen.

„Denkt, ihr Brüder, wie wir ſtanden

An den Ufern des Amur!“ . . . .

beginnt unſer braver Vorſänger mit ſeiner Tenorſtimme das Lieblingslied der Kompagnie.

„Wie wir ſtanden und uns wünſchten

Einen Führer wie ein Held!“

fiel laut der Chor ein. Weit durch das Land ſchallt der Geſang der Kompagnie. Die Soldaten richten ſich auf und ſchreiten weiter aus. Offenbar möchten ſie gerne ſehen, welchen Eindruck ihr Geſang auf die Chineſen macht. Von allen Seiten ſtrömen die Einwohner des Dorfes neugierig zuſammen, um die ruſſiſchen Sänger zu hören. In Gruppen ſtehen die Männer auf den Straßen, die Frauen und Kinder lugen neugierig aus den Thüren und über die Mauern. Einige Jungen ſind auf die Dächer geklettert und ſehen von dort auf uns herab.

„Sagt mir doch, ihr lieben Brüder,

Wie man dient dem Großen Zar!“

ſchreit der Vorſänger ausdrucksvoll und ſieht ſich nach allen Seiten um.

Unſer Zug hat ſchon längſt wieder das Dorf verlaſſen, aber immer noch ſtehen die Chineſen an den Ausgängen und ſehen uns ungläubig nach, anſcheinend im Zweifel, ob unſer Anblick ſie erfreuen, oder niederdrücken ſoll.

Die Sonne ſteht noch hoch. Wir kommen an den Fluß Njaljenche. In der Ferne liegen einzelne Ge-

bäude. Einige Holzfeuer verbreiten einen heißenden Rauch. Menschen tauchen hier und da auf. Doch da ist auch eine Eisenbahnbrücke. Sie ist während des Krieges von den Chinesen zerstört worden und wird jetzt wieder aufgebaut.

Während die Kolonne auf einer provisorischen Brücke den Fluß überschreitet, gehe ich am Ufer entlang. Eine Menge Arbeiter sind beschäftigt, meist Chinesen und nur wenig Russen. Ihr Handwerkszeug ist anders als bei uns. Kleine schmale Beile auf langen Stielen; Stemmeisen, Meißel, Sägen, Messer, alles hat eine andere Form. Ich gehe zu dem Wegebaumeister, der in einer kurzen Toppo und mit einer Uniformmütze auf dem Kopfe fortwährend zwischen den Arbeitern auf- und abgeht und sie beobachtet.

„Ich möchte einmal hören, wie weit Sie mit Ihrer Arbeit sind! Wird die Brücke bald fertig sein?“ frage ich ihn.

„Ja, das richtet sich nach dem Baumaterial, an uns soll es schon nicht fehlen. Ich denke zwei bis drei Monate. Sehen Sie einmal hier: Wir rennen Pfeiler ein. Die alten sind verbrannt. Wir mußten deshalb erst neue behauen und versenken sie jetzt,“ erzählt er mir zuversichtlich.

„Hier ist eine Lokomotive hinabgestürzt. Sie liegt jetzt noch auf dem Grunde — man kann sie nicht sehen.“ Er zeigt mit der Hand dahin.

Valken und Holz lagen in Unmenge am Ufer herum. Ich gehe weiter, betrachte alles genau, bedanke mich bei dem Baumeister für seine Liebenswürdigkeit, setze mich in den Reisewagen und fahre weiter. In der Ferne wird ein Wald, die dunklen Mauern von Häusern und die Dächer von Tempeln sichtbar.

„Dort in dem Wald liegt Tolotjhou, die Garnison unseres Regimentsstabes“ — erzählt mir der Kom-

pagniechef. Er hält sich leicht an der Lehne meines Wagens fest und geht neben mir einher. Wir hatten 120 Werst zurückgelegt und hatten bis Girin noch 180 Werst vor uns. In Tolotshou sollten wir die militärische Bedeckung wechseln.

Es ist abends. Im Offizierkasino sitzen etwa 20 Offiziere um einen großen Tisch herum. Es sind Herren der Garnison und Durchreisende. Tolotshou liegt so, daß jeder, wer nach Girin will oder von dort zurückkommt, die Stadt unbedingt berühren muß. So hat das hiesige Regiment, es ist das 18. ostsibirische Schützenregiment, das sich durch besondere Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft auszeichnet, stets Gäste in seinen Räumen. Wer den Feldzug in der Mandchurei mitgemacht hat, hat sicher auch die hiesige Kohlsuppe und die vorzüglichen Kotelettes mit saurer Sahne in Tolotshou genossen. Ich kann mir jetzt noch nicht erklären, woher sie eigentlich die saure Sahne erhielten. Denn die Chinesen melken die Kühe nicht und essen überhaupt nichts, was mit Milch bereitet ist. Das 18. Regiment hatte es verstanden, sich vorzüglich einzurichten. Zum Beispiel war ich auch in ihrem Bade. Es war ein echtes, russisches Dampfbad mit drei Abteilungen und sogar einem sehr nett eingerichteten Wäscheraum. Als ich durchstaubt und durchfroren von der Reise hier ankam und ein heißes Dampfbad genommen hatte, und als dann der Badewärter, ein junger Schütze, mich mit warmen Tüchern zu frottieren begann, da fühlte ich mich so behaglich und wohl, daß ich die ganze Mandchurei und meinen Transport vergaß.

Doch kehren wir zu unserer Erzählung zurück. Auch meine Reisebegleiter waren an jenem Abend im Kasino. Auf dem Tische liegen Karten und Geld. Sie spielen Hazard. Ein großer, rothaariger Oberleutnant, dessen Gesicht mit Sommerprossen bedeckt ist, mischt die Kar-

ten. Er sieht verärgert aus, denn er hat kein Glück. Und daran ist allein jener blonde Leutnant von der Grenzwache schuld. Er hat einfach lächerliches Glück. Auf welche Karte er auch setzte, sie schlug. Er sitzt neben mir.

„Faites votre jeu!“ ruft der Bankhalter wichtig und sieht sich von Zeit zu Zeit nach dem Grenzler — so nennt man in der Mandschurei die Offiziere der Grenzwache — um. Dieser fragt mich unterdessen scherzend:

„Wählen Sie eine Karte!“

„Nein, machen Sie das nur selbst, ich verstehe es nicht!“ antworte ich ihm. Er setzt ein Paket Papiergeld, ohne zu zählen, wieviel es ist, auf die Sieben und schiebt es unter die Karte. Unterdessen sieht sich der Bankhalter im Kreise um:

„Noch jemand?“ fragt er mit zitternder Stimme.

„Hier, fünf Rubel!“ ruft ein kleiner, schon ergrauter Militärarzt. Er spielt augenscheinlich nicht, um Geld zu gewinnen, sondern aus Langeweile, weil er nicht allein zu Hause sitzen will. Ihm ist es lieber mit der Jugend vergnügt zu sein.

„Sie?“ fragt der Bankhalter weiter.

„Fünf.“

„Behn auf die 1,“ brummt der Kontrolleur, der über seinen Verlust ein mürrisches Gesicht macht.

„Und Sie?“ ruft der Bankhalter, mit dem Kopfe nickend, einem am Ende des Tisches sitzenden Beamten zu.

„Ich bin fertig!“ ruft dieser mit dünner Stimme im Gegenatz zu seiner mächtigen Figur und streckt fröhlich die Hände aus. Er hat alles verloren und fürchtet, sein Verlust könne nur noch größer werden.

Endlich dreht der Oberleutnant die Karten um. Die Mitspieler hängen mit den Augen an ihnen. Es

herrscht Totenstille, nur das Fallen der Karten ist zu hören.

„Da ist die Sieben.“

„Nein, es ist die Acht.“

Langsam fällt eine Karte nach der andern, endlich kommt die Letzte — es ist die Sieben. Sie schlägt.

„Pfui! Was für ein Pech!“ schimpft der Bankhalter ärgerlich und springt auf. Ganz rot vor Ärger zahlt er aus, steckt dann den Rest in die Seitentasche seiner Pelzjacke und geht eilig fort — vielleicht, um sich Geld zu holen. Der glückliche Grenzler rechnet nach, wieviel er gewonnen hat: 450 Rubel.

Ich hatte genug vom Zusehen und ging schlafen. In meinem großen Zimmer saß allein ein junger Offizier, nur mit Drilljacke und Hose bekleidet, und las eifrig in einem Buche.

„Warum sitzen Sie so allein hier?“ frage ich ihn.

„Ich spiele nicht! Ich bin erst vor kurzem von einer Expedition zurückgekehrt!“ antwortet er verlegen.

„Von welcher Expedition?“

„Ich wurde gegen die Chunchusen geschickt! Aber ich habe meine Aufgabe nicht besonders glücklich gelöst!“ sagt er mir unter leichtem Erröten.

„Ach, würden Sie mir vielleicht Ihre Erlebnisse aufschreiben!“ bitte ich ihn. — „Bitte, seien Sie so gut! Sie würden mich sehr verpflichten. Fangen Sie doch gleich an!“

Wohl oder übel holt der Leutnant sich sein Notizbuch, Papier und Tinte und beginnt zu schreiben.

„Die Hälfte habe ich schon fertig“ — murmelt er vor sich hin, bis morgen früh kann ich vielleicht fertig sein.“

Ich erwache — es ist noch völlig dunkel. Auf dem Tisch brennt eine Kerze. Daneben liegt die beendete Handschrift. Neben dem Fenster sehe ich eine Sammelbüchse hängen, mit der Aufschrift: „Zur Errichtung

einer Kirche für das 18. ost.-sib. Schützenregiment im Dorfe Tolotschou". Auf der Erde schlafen auf ihren Mänteln die Offiziere. Mitten darunter saß, die Füße übereinander geschlagen, nur mit einem Hemd bekleidet, mein Freund von gestern, der Leutnant von der Grenzwache. Er lächelt leise vor sich hin und zählt sein Geld.

„Nun, Herr Leutnant, haben Sie viel gewonnen?“

„Ja, über 3000 Rubel.“ er macht eine Bewegung mit der Hand, als ob er sich selbst über diesen Gewinn nicht freute, als ob er sich Gewissensbisse machte.

Ich stehe auf und gehe zu ihm.

„Geben Sie mir einen Hundert-Rubelschein.“ Ich hebe einen Schein auf.

„Wozu wollen Sie den haben?“ fragt der Leutnant erstaunt und lächelt.

Ich betrachte den Schein längere Zeit und stecke ihn dann in die Sammelbüchse.

„Wozu? Ich wollte die 100 Rubel zum Bau unserer Kirche in Charbin stiften,“ erklärt er mir.

„Nun, Sie haben doch das Geld von hiesigen Offizieren gewonnen und nicht von Herren der Grenzwache. Also stiften Sie das Geld auch hier. Von 3000 Rubel können Sie das schon entbehren.“

Der Leutnant winkt mit der Hand und zählt weiter.

### 17. Überfall durch die Chunchusen bei Huan-tschan-tun.

Ich gebe den Inhalt der Handschrift wieder. Leider hatte der Leutnant seinen Namen nicht darunter gesetzt, sodaß ich nicht mehr weiß, bei wem ich mich zu bedanken habe.

„Am 2. Oktober 1900, um 4 Uhr nachmittags, kam der Einwohner Siu-fin-li des Dorfes Huan-tschan-tun zu uns und beklagte sich, daß die Chunchusen ihn und

sein Haus ausplünderten. Unser Detachementsführer, Oberst Schwerin, Kommandant der Stadt Schuan-tschen-pu, sandte mich mit einem berittenen Detachement ab, um die Chunchusen zu bestrafen. Ich nahm 16 Mann (dabon 13 aus der besonderen Instruktionsklasse) mit Gewehren und Säbeln bewaffnet mit, außerdem Brot, Zucker und Thee für 2 Tage und brach um 6 Uhr abends in der Richtung nach dem Dorfe, das etwa 80 Li (37 Werst) entfernt war, auf. Als Führer hatte ich den genannten, ausgeplünderten Chinesen, als Dolmetscher Guan-tschen-li mitgenommen. Kurze Zeit nach unserem Aufbruch mußten wir der Dunkelheit wegen Nachtquartier beziehen, denn schon beim Abmarsch war die Sonne im Sinken; wir blieben in einem Posthose eines etwa 7 Werst westlich von unserem Aufbruchsort gelegenen Dorfes. Die Chinesen, die uns für Chunchusen hielten, wollten uns anfangs nicht hereinlassen und gaben erst nach langen Verhandlungen nach, nachdem unser Dolmetscher seine ganze Überredungskunst aufgeboten hatte. Vorwärts halber bestimmte ich 3 Ablösungen als Wache, jede 2 Mann stark mit geladenem Gewehr.

Die Nacht verging ruhig; beim Morgengrauen am 3. Oktober ritten wir weiter. Den Weg konnten wir nicht verfehlen, da wir in dem Eingeborenen einen Landeskundigen Führer bei uns hatten;  $\frac{3}{4}$  des Weges legten wir im Trabe zurück, denn ich fürchtete, daß die Chunchusen schon abgezogen sein und wir sie dann nicht mehr fassen könnten. (Ähnliches war erst vor kurzem passiert.) Die Einwohner, die uns unterwegs begegneten, freuten sich augenscheinlich sehr, als ihnen unser Dolmetscher unseren Auftrag mittheilte. Die meisten von ihnen hatten schwer unter den Räubereien der Chunchusen zu leiden.

Je mehr wir uns dem Dorfe Guan-tshan-tun näherten, um so verzagter wurde unser Führer und unser

Dolmetscher. Zuerst kam uns das Dorf auf eine Entfernung von 5 Werst zu Gesicht. In der Befürchtung, daß die Chunchusen bei unserem Anblick das Dorf verlassen möchten, ließ ich die ganze Strecke traben. Immer und immer wieder versuchten unsere beiden Chinesen zurückzubleiben; um ihrer Flucht vorzubeugen, machte ich einen Mann speziell für sie verantwortlich. Endlich waren wir in dem Dorfe. Auf den ersten Anblick schien es von seinen Bewohnern verlassen zu sein. Drei oder vier Kinder liefen uns über den Weg. Schon waren wir durch das ganze Dorf getraht, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken, da sehen wir am Ende des Dorfes eine Masse Chinesen, die uns nicht bemerkt und bis auf 200 Meter herangelassen hatten, bis sie plötzlich nach allen Seiten auseinanderstoben, wobei eine Menge von ihnen in den Hof des Hauses, vor dem sie gerade gestanden hatten, eilte. Es glich halb einem Wasserturm, halb einem Posthof; eine hohe Lehmmauer, die mit zwei mit Schießscharten versehenen Thürmen geschmückt war, zog sich rings herum; zwei Tore führten in das Innere. Dies plötzliche Verschwinden der Chinesen kam mir verdächtig vor, da sonst die friedlichen Chinesen bei Annäherung unseres Detachements nicht wegliefen. Ich folgte deshalb der Menge im gestreckten Galopp. (Diese Eile erwies sich später als sehr angebracht, da wir dadurch den Chinesen keine Zeit gegeben hatten, sich zu energischem Widerstande fertig zu machen.) Einige Reiter ließ ich an dem einen Tor und eilte mit dem Rest nach dem andern, die fliehende Menge auf den Hacken verfolgend. Wir hatten noch keinen Chinesen berührt. Nachdem der erste Schuß gefallen war, befahl ich meinen Leuten einzuhauen. Sie stürzten sich mit rühmenswerter Tapferkeit auf die Chinesen; zuerst tat sich der Kanonier vom Lehrkommando, Platon Sapolotnij, hervor, der einem Chinesen den Schädel spaltete; ihm

folgten die anderen zum Angriff. Bei der Verfolgung der Chinesen drangen mehrere von uns in die Häuser ein. Doch bald kamen sie wieder zurück, da alle Häuser voll von bewaffneten Feinden waren. Gleich nach dem ersten Schuß hatte ich befohlen, die Pferde, die ich nicht unnötig der Gefahr aussetzen wollte, erschossen zu werden, vom Hofe herunterzuführen; dieser Befehl wurde auch sofort von den Leuten, die bei den Pferden zurückgeblieben waren, ausgeführt. Die Pferde wurden im Hofe gegenüber dem Wasserturm aufgestellt; um ersteren zog sich eine 1½ Meter hohe Lehmmauer. Während wir noch mit den Chinesen auf dem Hofe zu tun hatten, setzten sich die anderen schleunigst in den Häusern fest und eröffneten auf uns ein heftiges Feuer aus den Fenstern, den Türen, von den Dächern, Mauern und Thürmen. Dies war etwa zu derselben Zeit, als die Pferde herausgeführt wurden. Ein wahrer Hagel von Kugeln prasselte auf uns herab, wobei zwei Soldaten getötet und zwei verwundet wurden. Die einzige Erklärung dafür, daß wir in diesem mörderischen Feuer nicht alle zusammengeschossen wurden, ist die Feigheit der Chinesen. Ich sammelte fünf Leute und erwiderte mit ihnen das Feuer, um dadurch den Pferdehaltern und den Pferden den Rückzug zu decken. Während dieses Feuergefechts wurden mehrere Chinesen getötet, von mir zwei. Kaum waren die Pferde hinausgebracht, so ging ich mit den Leuten zum Tore, und stand auf der Straße, mit dem Rücken gegen die Lehmmauer, um dadurch mich und die Leute gegen rückwärtige Schüsse zu sichern; von rechts schückte uns das Tor. Die Pferdehalter standen mit den Pferden zwanzig Schritt vor uns auf einem Hofe. Die Chinesen begannen, die Mauern und Thürme zu besetzen. So war mein Detachement in zwei Teile geteilt. Ich hatte fünf Mann bei mir; einer davon hatte die Schulter von einer Kugel zerschmettert.

Der Rest war bei den Pferden; auch von ihnen war einer leicht an der Seite verwundet. Da die Leute vorzüglich gedeckt waren, rief ich sie erst einmal namentlich auf: Es stellte sich heraus, daß zwei fehlten; einer von ihnen war vor meinen Augen erschossen worden, als er die Pferde hinausführte, den anderen hatte niemand gesehen. (Später stellte sich heraus, daß auch er hinter einer Fianse von einer Kugel getötet worden war.)

Gedeckt, wie wir standen, hätten wir uns gegen einen weit überlegenen Gegner halten können. Die Straße konnten wir nach beiden Seiten entlang schießen. Ein anderer Teil konnte die gegenüberliegende Mauer und das Tor beschießen, wodurch wir vor einem Überfall sicher waren. Hätten wir unsere Pferde gedeckt vor den Kugeln aufstellen können und hätten wir genügend Patronen gehabt, so wäre unsere Lage gar nicht so ernst gewesen; leider aber war beides nicht der Fall. So war wohl eine Stunde seit Beginn des Kampfes vergangen. Anfangs überschütteten uns die Chinesen mit Kugeln, die sie hauptsächlich auf die Pferdehalter richteten. Nach einiger Zeit jedoch wurde ihr Feuer langsamer und sie schossen nur von Zeit zu Zeit, ohne uns aber auch nur eine Minute in Ruhe zu lassen. Wie ich schon sagte, verging so eine Stunde, da machte sich plötzlich unter den Chinesen eine lebhafte Bewegung bemerkbar. Sie eröffneten ein heftiges Feuer auf unsere Pferde, um uns so jede Gelegenheit zum Rückzug abzu schneiden. Gleichzeitig erkannte ich, daß der Feind unsere beiden Flanken umging. Ein Teil der Chinesen hatte beide Seiten des Dorfes umzingelt und näherten sich uns nun, gedeckt durch die Bodenunebenheiten. Ich rechnete mir schnell aus, wieviel Patronen noch jeder hatte — es waren 2 bis 3 und entschloß mich deshalb zum Rückzug. Unsere Toten konnten wir zu unserem großen Leidwesen nicht

mitnehmen, da sie auf dem mit Chinesen angefüllten Hofe lagen.

Ich befahl den Leuten, einzeln der Reihe nach über die Straße zu den Pferden zu eilen. Als ersten schickte ich den Verwundeten. Auf jeden, der hinübereilte, eröffneten die Chinesen ein mörderisches Feuer. Wir antworteten ihnen, um den Unsern das Durchkommen möglichst zu erleichtern. Als ich auf diese Weise alle Leute an ihre Pferde gebracht hatte, wollte ich unserer verzweifelten Lage ein Ende machen.

Anscheinend merkten die Chinesen unsere Absicht und eröffneten auf uns ein mörderisches Feuer. Sie schossen von der Mauer, aus den Toren, von den Ecken des Hauses, die Straßen und Gärten entlang. Trotzdem wurde keiner von uns getötet oder verwundet. Unsere Rettung war ein Wunder. Ich ließ aufsitzen. Die Pferde waren in diesem furchtbaren Nahkampf ganz erregt und toll geworden.

Den einen Verwundeten sah ich nirgends, deshalb wurde er auch irrtümlicherweise für gefallen erklärt. Später stellte sich heraus, daß er sich in einer Fausse versteckt hatte, weil er doch am Kampfe nicht teilnehmen konnte. Die Leute saßen auf und ich ließ sie in einer langen Kette herausreiten, damit sie dem Feinde kein zu großes Ziel böten. Als wir aus dem Hofe heraus waren, ritten wir, etwa 300 Schritt durch einen Garten, dann ließ ich halten, um mich von dem Zustand der Leute und der Pferde zu überzeugen. Die Chinesen feuerten immer noch weiter, doch beunruhigten uns ihre Schüsse nicht mehr. Der Führer und der Dolmetscher waren von Anfang an verschwunden, und wir mußten ohne Weg und Steg weiterreiten; wir hielten hierbei die Richtung nach Osten fest, um den Weg nicht zu verfehlen. Dies war gegen 1½ Uhr mittags, um sechs Uhr waren wir in der Stadt. Die Leute hatten sich vorzüglich

gehalten: unweigerlicher Gehorsam, hervorragende Tapferkeit, unbedingte Ergebenheit für ihren Führer — das hatten sie während dieser 1½ Stunden bewiesen. Aber es waren tatsächlich ernste Augenblicke. Wahre Heldentaten vollbrachten die Kanoniere Schewelew und Tschumantüff. Im Moment, als wir unsern Rückzug antraten, hatten sich einige Pferde losgerissen und zwei Mann hatten keine Pferde. Die beiden Kanoniere gaben ihre Pferde ab, nahmen die beiden andern auf die Schultern und trugen sie auf das Feld hinaus, wo sie sich herrenlose Pferde einfingen und so dem sicheren Tode entgingen. Der Bombardier Schpakowski stellte sich, ohne die feindlichen Kugeln zu fürchten, vor das Pferd seines Offiziers und half diesem beim Aufsitzen, wobei er bemüht war, ihm sein Pferd gegen die Kugeln der Chinesen zu decken.

Der Bombardier Zwanoff schlug mit der Hand eine auf uns gerichtete Gewehrmündung beiseite und streckte den im Anschlag liegenden Chinesen nieder. Aber jeder einzelne hat sich in dieser Weise ausgezeichnet, nur ist es bei den wenigsten bemerkt worden. Auf offenem Schlachtfelde im großen Kampfgewühl ist es nicht schwer, sich zu schlagen, schwer aber ist es da, wo man auf niemand anders zu rechnen hat, als auf sich selbst allein.

### 18. Von Tolotschou nach Girin.

Sechs Tage waren bereits seit unserer Abreise von dem gastlichen Tolotschou vergangen. Der Weg war immer ganz leidlich gewesen. Allerdings war die Straße entweder durch den Krieg, oder weil sich vielleicht überhaupt jahrelang niemand darum gekümmert hatte, sehr vernachlässigt. Oft mußten erst Löcher ausgefüllt und mit Faschinen zugestopft werden, oft mußten wir sogar einen ungeheuren Umweg machen, um schließlich beinahe

an derselben Stelle wieder anzukommen. Die Berge hatten ziemlich steile Abhänge. Auch heute liegt wieder solch ein Steilabfall vor uns. Als erster fährt der zweirädrige chinesische Wagen mit acht Pferden davor, der meinem Freund Cambel gehört. Von Brems- und Hemmvorrichtungen ist an den chinesischen Wagen nicht die Rede. Wozu auch? Dazu ist das Mittelpferd da, das wird es schon aushalten. Der vorderste Kutscher führt, seine Peise zwischen den Zähnen haltend, die Vorderperde am Zaum. Das Fuhrwerk legt sich mit seiner ganzen Schwere auf das Mittelpferd, einen kleinen, rundlichen Braunen, ähnlich einem englischen Nipper. Es setzt sich tief auf die Hinterbeine herunter und rutscht, wie ein Schlitten. Das Pferd macht dies alles von selbst, ohne irgend welche Hilfe des Kutschers, nur auf dessen Zuruf. Der Rücken des armen Braunen krümmt sich unter der Last. Wann werden seine Kräfte nachlassen, wann wird er straucheln und mit der ganzen Fuhre kopfüber in den Abgrund stürzen? Doch das brave Pferd hält es aus und Schritt für Schritt kommt es langsam den Berg herab. Auch hier trifft man wieder auf einen wunderbaren Gegensatz im Wesen des Chinesen: einerseits sorgt er außerordentlich liebevoll für sein Pferd, verwöhnt und schont es, und auf der anderen Seite quält er es unmenschlich, indem er es zwingt, ungeheure Lasten ohne irgend eine Bremsvorrichtung die Berge herabzuschaffen. Besonders fiel mir die Gelehrigkeit der chinesischen Pferde auf. Oft sah ich, wenn uns ein hochbeladener Wagen entgegenkam und versuchte, die unglaublichsten Umwege zu machen, um uns vorbeizulassen, daß zwei, drei Worte des Kutschers genügten, um die Pferde richtig zu dirigieren. Zügel habe ich nirgends gesehen, sondern die Chinesen lenken ihre Pferde einfach durch Peitschenschläge, die sie dem Pferde bald auf die eine, bald auf die andere Seite versetzen. Wahr-

scheinlich ist es eine Folge von dieser Art, zu lenken, daß ich so viele schiefe und blinde Pferde fand. Ich ließ durch meinen Dolmetscher einen Chinesen fragen, wie er denn mit einem blinden Pferd fahren könnte.

„Oh,“ antwortete er, „wozu braucht das Pferd denn Augen! Ein blindes Tier ist viel ruhiger — es geht, ohne rechts und links zu sehen, und zieht besser.“

Was soll man dazu sagen! Gegen Ende meiner Reise kannte ich die chinesischen Pferde so genau, daß ich sofort ein blindes herausfinden konnte. Es geht zaghafter, wie ein gesundes, und spitzt fortwährend die Ohren, um auf die Zurufe zu lauschen.

Eigentümlich ist auch die Konstruktion der zweirädrigen chinesischen Karren. Die Räder haben breite Reifen, die ringsherum mit großen Nägeln beschlagen sind. Die Räder sind wie ich selbst oft nachgemessen habe, zwei Finger dick und nicht aus einem Stück, sondern mit Zwischenräumen zwischen den einzelnen Stücken. Wie es die Chinesen fertig bringen, darauf 150 und 250 Pud fortzuschaffen, das ist ein Geheimnis! Freilich sah ich auch sonst im Auslande, besonders in Paris, daß auf zweirädrigen Karren ungeheure Felsblöcke transportiert wurden, aber dafür waren auch Pferde so groß wie Elefanten davorgespannt. Die hiesigen aber sah man ja kaum. Und einem solchen Tierchen mutet der Chinesen zu, in aller Gemütsruhe unglaubliche Lasten bergab zu transportieren. — Vor einen unserer Wagen war neben den Pferden eine Kuh gespannt, die auch nicht größer als ein chinesisches Pferd war. Ich beobachtete sie oft. Sie tat die ganzen 300 Werst bis Girin vortrefflich ihre Pflicht und blieb niemals zurück oder legte gar aus.

Gegen Abend näherte sich unsere Kolonne der Ortschaft Ulagai. Schon von weitem sehen wir die hohen, mit uralten Bäumen bestandenen Wälle. Darüber her-

aus ragten durch das Grün zwei Tempel: einer im Tale, der andere auf dem Berge gelegen. Nach ihrer Größe und ihrem Außern mußten die Tempel beachtenswert sein, sodaß es lohnte, sie zu besichtigen. Da ich auch unterwegs viel davon gehört hatte, lasse ich halten und gehe hinein. Wir klopfen an das Tor. Ein junger Bonse, gleichbedeutend mit unseren Mönchen, öffnet. Er ist glatt rasiert, trägt keinen Zopf und hat eine schwarze Tracht an, sowie auf dem Kopfe eine Mütze von gleicher Farbe. Er freut sich, uns zu führen. Ich merke, daß wir nicht die ersten Gäste sind, und daß seine Mühe nicht unbelohnt geblieben ist. Der Hof ist sauber gepflastert, alles ist in Ordnung. Der Bonse öffnet die Tür und wir sehen mitten im Tempel in einer Nische Buddha thronen, ein 1½ Meter hohes, prächtiges, aus purem Gold gearbeitetes Götzenbild. Die Wände sind mit mancherlei Schmuck behängt und ausgemalt. An den Seiten stehen alle möglichen Götzenbilder mit verschiedenem Ausdruck in ihren Gesichtern: bald zornig, bald gnädig, bald auch gleichgiltig. Kirchengeräte aus Zinn stand auf dem Opferaltar vor Buddha. Trotzdem dieser Tempel sehr prächtig ausgestattet war, interessierte er mich doch wenig, weil er noch neu war. Ich gehe zu dem anderen, auf dem Berge gelegenen, der älter sein sollte. Eine Reihe steinerner Stufen, die mit Kraut überwachsen waren, führte zu ihm empor. Vor dem Eingang zum Tempel stand eine große Vase aus Bronze mit verschiedenen Abbildungen und Aufschriften. Ich hatte noch nie etwas Ähnliches gesehen, und betrachte die Vase deshalb neugierig von allen Seiten. Dann gingen wir alle in den Tempel hinein. Der Hauch längst vergangener Zeiten umwehte uns. Was man auch sah, alles machte den Eindruck, daß es schon hunderte von Jahren hier aufbewahrt wurde. Diesen Tempel hatte, wie mir der Bonse erzählte, vor etwa 500 Jahren die

Witwe eines Fürsten erbauen lassen. Sie herrschte hier in der Stadt, hinter diesen Gräben und Mauern, viele Jahre lang und lag häufig in Fehde mit ihren Nachbarn.

Besonders interessant war mir eine Grotte, in der Buddha aufgestellt war, die ganz mit Schnitzereien ausgeschmückt und in ganz origineller Weise bemalt war.

Der Bonse war anscheinend mit uns zufrieden, so daß er sich auch von Drombowski mit uns vor dem Tempel photographieren ließ.

Am anderen Tage gegen Mittag näherten wir uns Girin. Nach zehn Werst wurde die Straße grundlos. Gruben und Löcher erschwerten das Vorwärtskommen. Um zwanzig Werst weiter zu kommen, brauchten wir einen ganzen Tag. Die Gegend war gebirgig: bald steigen wir einen Berg hinauf, bald wieder herab. Pferde und Leute waren aufs äußerste erschöpft. Endlich gegen 4 Uhr nachmittags sehen wir die langen Mauern vor uns und weiterhin die ganze Ebene mit kleinen, zwei Stagen hohen Häusern bedeckt. Dazwischen erheben sich Türme und Tempel mit ihren charakteristischen, zweistöckigen, fahnförmigen Dächern, die mit Drachen an den Seiten verziert waren, davor hohe Stangen wie Masten. Dies war also Girin. Wie hatte ich mich darauf gefreut, diese Stadt zu sehen.

„Das ist nun diese Zauberwelt mit ihren sonderbaren Sitten und Gebräuchen. Was werde ich hier alles sehen?“, dachte ich bei mir.

Ehe wir jedoch in die Stadt hineinkamen, kostete es noch große Mühe.

Wir sind an der Mauer und am Stadttor mit seinem Wachturm angelangt. Unser Posten präsentiert und ein neben ihm stehender chinesischer Soldat, der auf der Brust ein großes aufgenähtes Regimentsabzeichen trägt, salutiert wie mit einem Ruder mit einem verzierten Stok. Voraus sind meine zwei Diener, Copaschoff auf

meinem Reitpferd, um den Wagen zu erleichtern, während Zwan die Pferde führt. Plötzlich sind die Pferde und der Wagen und mein Zwan verschwunden. Ich stehe im Wagen auf — o Gott, in was für eine StraÙe sind wir geraten. Die Feder sträubt sich, diesen Schmutz zu beschreiben. An den Seiten zogen sich hölzerne Trottoirs hin, auf denen die Fußgänger hoch über uns gingen. Mein armer Siwko sitzt tief unten im Schmutz und sieht sich hilflos wie ein Hund um. Auch die Kappen sind kaum noch zu sehen. Entsetzt ist Zwan, bis zur Brust in dem übelriechenden Schlamm wotend, um den Wagen herumgelaufen und läßt die Sachen ab. Die Kolonne hat Halt gemacht. Die Soldaten und Treiber kommen Zwan zu Hilfe. Schließlich mußte ich auch noch das Begleitkommando heranziehen, um Pferde, Wagen und Gepäck wieder herauszubekommen. Die Pferde wurden am Zügel herausgeführt, alles übrige in das Kommandanturgebäude getragen. Der Stadtkommandant, Michail Danilitsch Boklewski, war ein alter Bekannter von mir, deshalb blieb ich auch bei ihm.

Zu dem Wege vom Stadtturm bis zur Kommandantur, der etwa 3 Werst lang ist, brauchte ich von 4 bis 9 Uhr. Danach kann man sich vorstellen, in welcher Verfassung sich der Weg befand.

### 19. Beim Tſjan-tſchun.

Infolge der anstrengenden Reise schlief ich lange. Als ich endlich erwache, freue ich mich, als ich mich besinne, daß ich in Girin bin und daß nun der Ärger und die Aufregungen der Reise endlich ein Ende haben! Wie schön ist es doch, nach soviel Schmutz und Staub unterwegs sich in einem sauberen Bett dehnen und strecken zu können! Und wieviel Interessantes werde ich erst zu sehen bekommen! — Ich sehe mich um: Die Fanse ist

geräumig, aber einfach. Das Fenster reicht nicht, wie sonst, bis zum Erdboden herab, es ist vergittert, mit Papier verklebt, und hat nur eine kleine Glaseibe in der Mitte. Von außen ist ein zweites Fenster, jedoch ohne Glas, davorgestellt, sodaß es im Zimmer halb dunkel ist. Der Vorhang, welcher die Tür bildet, wird zurückgeschlagen, und mein Zwan erscheint mit Stiefeln und Kleidern. An seinem glänzenden, zufriedenen Gesicht sehe ich, daß er gut geschlafen und gefrühstückt hat, und daß er auch genug Thee zu trinken gehabt hat.

„Guten Morgen!“ sage ich leise zu ihm, um meinen liebenswürdigen Wirt nicht zu wecken.

„Guten Morgen, Herr Oberst!“ antwortete er fröhlich und lächelte vor sich hin.

„Nun, hast du dich ausgeruht?“

„Nawohl!“ Dann jagte er nach kurzem Schweigen:

„Hier lebt es sich gut! Alles ist billig. Hundert Bündel Hirsenstroh kosten  $1\frac{1}{2}$  Rubel. Ein Fasan 10 Kopeken, zehn Eier ebensoviel. In Charbin kostete das Stroh allein schon 4 Rubel.“

„Dann kaufst du mehr als sonst und verpflegst die Pferde recht gut — sie sind durch die Anstrengungen ziemlich heruntergekommen.“

„Nawohl, ich habe es Copaschhoff schon gesagt. Beim Intendanten nehmen sie hier überhaupt kein Geld an; sie sagen, der Tjan-tschun hat befohlen, alles umsonst zu liefern!“ und auf dem Gesicht meines treuen Bur-schen malte sich eine tiefe Befriedigung.

„Wage du ja nicht, mein Lieber, etwas umsonst anzunehmen. Das wäre mir sehr unangenehm!“ sage ich ihm. „Geh, mach die Fensterläden auf,“ — Zwan geht kopfschüttelnd weg: „Warum soll man denn bezahlen, wenn man es umsonst kriegen kann?“

Der Fensterladen wird geöffnet und die Sonne scheint hell in das Zimmer. Der Hof ist groß und sauber.

Links wohnt der zu unserer Kommandantur gehörige chinesische Intendant des Tsjan-tschun. Anscheinend beschäftigt er sehr viel Personal. Jeden Augenblick kommen und gehen Chinesen. Rechts liegt das Wachtgebäude. Ich sehe die blinkenden Uniformen unserer Kosaken und Soldaten. Ich wasche mich und ziehe mich an, da ich mich beim Garnisonältesten melden muß.

„Andrej!“ ertönt plötzlich aus dem Nebenzimmer die gebieterische Stimme des Kommandanten, daß es laut durch das ganze Gebäude schallt. Er hat natürlich gehört, daß ich aufgestanden bin, und geniert sich nun gar nicht.

„Sofort!“ höre ich in der Ferne eine heifere Stimme antworten.

„Nun, haben Sie gut geschlafen?“ fragt mich Michail Danilowitsch, der beinahe im Adamskostüm zu mir gekommen ist. Er ist klein und dick, aber sehr frisch und lustig. Sein schmales Gesicht ist rasiert, der Schnurrbart in die Höhe gestrichen.

„Ich habe wunderbar geschlafen, danke sehr,“ antworte ich ihm. „Aber sagen Sie einmal, wie lebt es sich denn hier?“

„Na, Gott sei Dank!“ — er setzt sich auf mein Bett. — „Jetzt ist ja alles ruhig. Vor kurzem war eine Expedition, um Chunchusen zu zerstreuen, hier. Jetzt ist Reinenkampf wieder unterwegs. Chan-tjeng-gju hat sich noch immer nicht unterworfen. Er hat eine Menge Truppen und auch Kanonen, ist deshalb auch unser hauptsächlichster Gegner.“ erzählt mir mein Freund.

„Wird es nicht allmählich Zeit, zum Garnisonältesten zu fahren?“ unterbreche ich ihn. „Wohnt er weit?“

„Im Zeughaus. Das sind etwa vier Werst von hier. Wir können ja zusammen reiten. Ich muß ihn doch bald einmal sprechen!“ entgegnet er mir. Er war ein alter Kriegskamerad von mir aus dem Türkenkrieg.

Nach einer halben Stunde bereits gingen wir in Paradeuniform mit Waffenrock und Schärpe zu dem Tor. Ein ziemlich unansehnlicher chinesischer Soldat treibt mit einem Stock die Menge auseinander, und macht mit dem Stocke vor uns Ehrenbezeugung. Eine Menge Chinesen hat sich angesammelt, die neugierig in den Hof hereinschauen. Ich besteige ein Kosakenpferd, während mein Freund zu Fuße geht. Er schickt das Pferd, das sie ihm vorsehen, zurück, weil er nicht gern reitet. Er fühlt sich zu Fuß jedenfalls sicherer.

Wir kommen um eine Ecke und gelangen an das Ufer des Sungari. Es bietet einen hübschen Anblick. Das gegenüberliegende, gewundene Ufer ist mit einer leichten Schneedecke überzogen. Einzelne, verstreut stehende Bäume heben sich malerisch von dem weißen Hintergrunde ab. Uns gerade gegenüber lag ein befestigter Impan, mit hohen, krenelierten Mauern und Thürmen. Mächtig erheben sich am Horizont die Berge, deren schneebedeckte Gipfel leuchtend herüberschauen. Der Fluß ist noch nicht zugefroren. Auf seiner dunkelblauen Flut treibt eine Dschungge mit geschwelltem, weißen Segel stromab. Doch wie sieht das diesseitige Ufer aus! Es gleicht eher dem Hinterhof eines elenden Häuschens. Löcher und Gruben, Trümmer und halbverfallene Brücken. Überall kann man den Hals brechen. Jetzt erst sehe ich ein, weshalb mein Führer lieber zu Fuß gehen wollte. Außerdem war der Weg durch den Frost sehr glatt geworden, sodaß mein Pferd fortwährend straukelte. Ich reite vorsichtig und halte das Pferd fester am Zügel, damit es nicht fällt. Dabei will ich mich natürlich auch nach den Seiten umsehen. Ich reite an einem Sargmagazin vorbei. Es lag dicht neben der Kommandantur. Die Särge sind aus breiten, massiven Brettern von 16—20 Zentimeter Dike. Verschiedene Landschafts- und Götzenbilder sind darauf gemalt,

teilweise sind die Särge sogar vergoldet. Es ist bekannt, daß die Chinesen sich vor allen Dingen über das jenseitige Leben Gedanken machen. Neben dem Ufer ziehen sich lange, hölzerne Palisadenzäune hin, ähnlich wie große Blenden, mit allen möglichen Wundertieren darauf. Diese Palisaden sollen die Hausbewohner vor scharfen Winden schützen, wenn derselbe vom Fluß her weht. Dann muß er sich unbedingt an dieser Holzwand brechen. An einer Stelle wurde der Weg gut. Ich fange an zu traben, und habe meinen Führer, der mir tatsächlich ein Stück vorausgekommen ist, bald wieder eingeholt.

„Sind wir bald am Zeughaus?“ frage ich ihn.

„O nein! 1½ Werst haben wir mindestens noch.“ Sehen Sie dort drüben rechts den Pulverschuppen. Dem liegt das Zeughaus auf dieser Seite gerade gegenüber.

„Was ist denn das für eine Flagge?“

„Hier ist unsere Telegraphenstation. Und dort gleich daneben wird unser Konsul Sjuba wohnen.“

Wir reiten durch das Stadttor. Die Mauer ist 3 bis 4 Meter hoch und unversehrt. Dicht daneben steht ein Tempel. Auf der Straße ist sehr viel Volk. Frauen in schwarzen Röcken mit weiten Ärmeln begegnen uns. Die jüngeren haben das Gesicht, besonders Lippen und Backen rot gefärbt. Hinter den Ohren haben sie Blumenbouquets stecken. Sie gehen alle langsam und vorsichtig, als ob sie jeden Augenblick fürchteten, zu fallen. — Ein alter Chinese zieht einen Handfarrren mit irgend welchen Waren und schlägt fortwährend auf ein Tambourin, um seine Ware feil zu bieten. Ein anderer trägt eine Mulde und schreit monoton seine Waren aus. Auch Reiter auf Mauleseln und Pferden begegnen uns. Es wimmelt von den bekannten chinesischen Schweinen mit spitzem, langem Rüssel. Ungestört wühlen sie mitten auf dem Wege im Straßenkot. Alles ringsum trug ein

friedliches Gepräge zur Schau. Das Volk hat sich an den Anblick der Russen gewöhnt und geht ruhig seinen Geschäften nach, treibt Handel und hat augenscheinlich den Krieg schon ganz vergessen. Da wurden endlich auch zwei Fahnenstangen sichtbar, von denen die russische Flagge wehte und zwischen den Gebäuden das Zeughaus selbst. Es hatte etwa 2 Werst im Umfang, und war mit hohen Mauern und Türmen, die Schießscharten zeigten, umgeben. Hier wohnte der Garnisonälteste, Generalmajor Nigustoff, ein kleiner magerer Herr mit grauem Bart. Haare hatte er nur noch an den Schläfen und im Nacken. Er fesselte mich sofort durch seinen energischen Blick und seine lebhaft, offenerzige Art zu sprechen.

Nach den üblichen Phrasen, wie ich hierher gekommen bin, und ob die Reise angenehm war usw., sagt der General plötzlich zu mir:

„Herr Oberst, fiedeln Sie doch zu mir über. Spielen Sie Whist?“

„Ja.“

„O, das ist ja vortrefflich. Bei mir wohnt ein Freund von mir, mit dem ich schon im Kadettenkorps zusammen war, ein General z. D. So schlecht es ihm auch sonst geht. Whist kann er Tag und Nacht spielen. Spielen wir gleich ein wenig!“

Ich spielte mit ihnen. Nigustoff hatte noch nichts, er spielt aber ruhig weiter, sein Freund aber war unausstehlich: mitten während des Spiels springt er plötzlich zornrot auf und schreit seinen Partner, einen jungen Leutnant, an, daß man es durch die ganze Fañse hören kann:

„Mein Herr, Sie haben keine Ahnung von dem Spiel. Sie können doch nicht immer nur die Asse bekommen!“ und recht unhöflich fährt er ihm mit den Karten vor der Nase umher. Der unglückliche Partner

wartet geduldig, bis es seiner Excellenz genehm ist, weiter zu spielen.

Ich erklärte entschieden, daß ich bei dem Kommandanten wohnen wollte. Erstens war es mir zu weit vom Zeughaus bis zu den anderen Truppenteilen, die ich noch zu inspizieren hatte, zweitens aber fürchtete ich, daß sich kein Händler mit chinesischen Karitäten zu mir wagen würde.

Der Adjutant des 16. ostsibirischen Schützenregiments holte mich ab, Leutnant P., den ich schon von Chuntschun her kannte. Er war ein Liebenswürdiger, junger Offizier. Ich fahre mit ihm zu seinem Regiment zur Besichtigung der einzelnen Kompagnien. Das Regiment lag am äußersten Ende der Stadt. Die russische Flagge flatterte lustig im Winde. Ich trete in das erste Kompagnierevier ein. Die Leute stehen längs der Ruhebänke vor ihren Sachen. Die Fanse ist wohnlich eingerichtet. Die Papiersenster sind zur Hälfte mit Holztafeln und Filz verschlossen, damit es nicht zieht. Mitten im Zimmer stehen die Öfen, sodaß es warm und trocken ist.

„Guten Morgen, Leute!“ sage ich zu den Soldaten.

„Guten Morgen, Herr Oberst!“ antworteten sie mir frisch.

Ich gehe an den Gliedern herunter und sehe mir die Sachen an.

„Wo hast du dein zweites Hemd?“ frage ich einen Soldaten mit blassem, ängstlichem Gesicht.

„Ich habe es an, Herr Oberst.“

„Und das andere?“ — Der Soldat schweigt und sieht verlegen auf seine Kameraden.

„Ja, wie wechselst du denn die Wäsche? Oder trägst du immer ein und dasselbe? Knöpfe einmal deinen Rock

auf.“ — Er knöpft auf. Sein Hemd ist schwarz, wie bei einem Schmiedegesellen.

„Wie wäschst du das denn?“

„Herr Oberst, wenn einmal ein warmer Tag ist, dann wasche ich es und trockne es in der Sonne.“

„Herr Oberleutnant, bitte treten Sie der Sache näher,“ sage ich zu dem jungen Kompagnieführer, der dicht hinter mir ist.

„Zu Befehl!“ Und der Oberleutnant legt militärisch die Hand an die Mütze.

„Wo hast du denn dein anderes Hemd?“ höre ich hinter mir leise fragen.

„Ich habe es aufgetragen,“ antwortet der Soldat gedämpft.

Ich gehe um die Fasse herum. Die Sachen der Unteroffiziere sehen ganz anders aus. Bunte Hemden waren dazwischen; die meisten Freiwilligen hatten Wäsche zum Wechseln.

„Bitte, wollen Sie die Leute auf dem Hofe antreten lassen, ich möchte mir die Uniformen ansehen,“ sage ich zu dem Oberleutnant. Dieser legt wieder die Hand an die Mütze. Die Leute stellen sich in zwei Gliedern auf. Die Waffenröcke waren noch gut, aber die Hosen waren meist nur noch ein großer Flicker, da sie ja auch am meisten gelitten hatten.

„Auf die Stuben!“ befiehlt der Oberleutnant, und die Leute laufen fröhlich lärmend in die Kaserne. Ich gehe in die Küche, um das Essen zu probieren. Suppe und Hirsenbrei waren vorzüglich zubereitet, sodaß es ein Genuß war, davon zu essen.

„Vortrefflich!“ — Lobe ich die Köche, „ihr seid tüchtige Kerls!“

„Herr Oberst, es muß aber auch alles gut sein,“ erklärte mir der Hauptmann, „jeder Mann bekommt täglich ein Pfund Fleisch. Dies ist sehr billig und immer

frisch. Mehr braucht man ja nicht.“ Ich sehe, wie besorgt er für die ihm anvertrauten Leute ist. In gleicher Weise besichtige ich die übrigen Kompagnien — es ist überall dasselbe. Nur selten bekomme ich die unangenehmen Worte zu hören: „Es ist abgetragen“ oder „es ist nicht ausgegeben worden, ich habe es nicht erhalten.“ Zu diesen Besichtigungen in und um Girin brauchte ich einen Monat. Im allgemeinen waren die Leute ganz vorzüglich aufgehoben. Mit Ausnahme der Hosen waren auch die Kleidungsstücke in Ordnung. Über die Verpflegung brauche ich nichts zu sagen. Jedenfalls bekommen die Soldaten zu Hause, in Rußland, niemals so gut zu essen.

„Wäre es nicht angebracht, Em. Excellenz, wenn ich zu dem hiesigen Tjjan-tschun führe, um mich vorzustellen?“ sage ich eines Tages zu Nigustoff.

„Fahren Sie ruhig hin zu ihm! Er wohnt ganz nahe, nur einige Schritte von ihrem Hause, in seinem Palast.“

„Wollen wir vielleicht zusammen fahren?“

„Ja, wie Sie wollen. Morgen früh um 11 Uhr. Er pflegt immer sehr zeitig aufzustehen. Nur müssen wir ihn vorher benachrichtigen und unsere Karten zu ihm schicken,“ erzählt mir Nigustoff.

Am anderen Tage um 11 Uhr, als wir am Palast des Tjjan-tschun vorfahren, sah ich dort eine Menge Chinesen versammelt. Durch eine lange Reihe von Höfen ging ich mit Nigustoff nach Verlassen unseres Wagens zu Fuß. Wir gingen durch ein Tor, durch ein zweites und drittes. Längs des ganzen Weges bilden die Trabanten des Tjjan-tschun mit Gewehren Spalier. Am Ende der langen Reihe am letzten Tore, erwartete uns dieser selbst. Er trug ein langes, grauseidenes Gewand mit schwarzem Überwurf, dazu einen schwarzen

Gut mit roter Quaste. Um ihn standen seine Vertrauten.

Zuerst reicht ihm Augustoff die Hand, dann ich. Ein Dolmetscher, der von den russischen Offizieren Alexej Alexejewitsch genannt wurde, in reichem Seidengewand und einer Mütze mit schwarzer Feder, redete mich feierlich an:

„Seine Excellenz, der Herr Tsjan-tschun bittet um den Vorzug, Ihnen seine Glückwünsche zu der glücklichen Ankunft in Girin aussprechen zu dürfen und heißt Sie gleichzeitig herzlich willkommen.“ — Ich verbeuge mich und erkundige mich nach dem Befinden Seiner Excellenz. Der Tsjan-tschun ist groß und stark und trägt einen kleinen Vollbart. Sein Gesicht ist klug und energisch. In seiner weichen, seidenen Kleidung erinnerte er mich lebhaft an unsere Priester im Ornat. Dann stellte man uns die Vertrauten und das Gefolge vor.

„General Tsching-Lu!“ ruft der Dolmetscher wiederum feierlich. Ich begrüße einen alten, hochgewachsenen Chinesen, der eine braune, kurze, mit Hermelin besetzte Kutte trägt.

„Der hiesige Tjudutun!“ ruft Alexej weiter. Ich drücke einem ehrwürdigen Greise in gleicher Gewandung die Hand. Sein Gesicht war mir unsympathisch. Er hatte schmale, listige Augen. Augenscheinlich fühlte er sich in der Rolle des Besiegten nicht wohl, und war nur auf den Befehl seines Herrn, nicht aus eigenem Antriebe erschienen. Danach lernte ich noch eine ganze Anzahl andere Leute kennen, den obersten Richter, den Gehilfen des Tjudutun, die Kreischefs und verschiedene mehr oder weniger einflußreiche Persönlichkeiten. Dann wurden wir auf das liebenswürdigste in die Wohnung des Tsjan-tschun geführt. Diese war sehr einfach eingerichtet. Wir treten in ein geräumiges Zimmer ein und setzen uns zu der vorbereiteten Mahlzeit. Der Tisch ist nach

europäischer Art gedeckt. Zuerst bekommen wir Thee in kleinen Tassen mit allem möglichen Backwerk, dann Sekt aus Glaschalen mit Senfeln. Alexej bringt einen Toast auf Augustoff, dann auf mich aus, während wir auf die Gesundheit des Tjjan-tschun, seines Beigeordneten, auf das Blühen Sirius und auf unsere Freundschaft trinken. Hinter dem Tjjan-tschun standen während der ganzen Zeit eine Menge Chinesen, kleine Beamte und Diener. Wie man mir später erzählte, hat der Tjjan-tschun in seiner Provinz Gewalt über Leben und Tod aller Einwohner, mit Ausnahme des Fudutuns und des obersten Richters. Wir erheben uns, bedanken uns bei dem Gastgeber und gehen durch dasselbe Spalier von Beamten zurück, von Tjjan-tschun und seinem Gefolge bis zum Eingangstor begleitet.

Am anderen Tage um 12 Uhr mittags machte er mir seinen Gegenbesuch. Der General Augustoff hatte befohlen, ihm eine Ehrenwache zu stellen. Zuerst erschien Alexej mit einer roten Visitenkarte und meldete mir: „Seine Excellenz der Tjjan-tschun schickt mich, zu melden, daß er sofort erscheinen wird.“ Und tatsächlich sehe ich auch schon den Zug des Großwürdenträgers auf meinem Hofe, diesmal aber nicht mit Gewehren, wie gestern, sondern mit den wunderbarsten Streitärzten, Hellebarden und auch mit dem Dreizaß ausgerüstet. Das Tor geht auf und der Bizekönig der östlichen Mandschurei zieht ein.

„Guten Morgen, Leute!“ ruft Alexej hinter dem Rücken seines Gebieters.

„Guten Morgen, Eurer Excellenz!“ erschallt die Antwort. Der General Augustoff, der Kommandant und der Polizeileutnant Musäus, ein braver, guter Mensch, empfangen mit mir den Gast und geleiten ihn in das Haus, wo der Tisch gedeckt und das Essen vorbereitet ist. Es wird Thee eingegossen und die üblichen gegenseitigen

Fragen über das Befinden werden durch den Dolmetscher ausgetauscht. Außer dem Dolmetscher Alexej war heute noch der Dragoman des Bizekönigs, ein stiller und bescheidener Chinese von noch jugendlichem Äußeren, da. Er machte auf mich einen sehr vorteilhaften Eindruck.

„Seine Erzellenz möchte wissen, wie alt sie sind?“ fragt mich der Dragoman leise. Ich sehe den Tjjan-tschun an. Er runzelt seine langen Augenbrauen, lächelt und nickt mir freundlich mit dem Kopfe zu.

„50 Jahre,“ antwortete ich.

„Und wieviel Jahre zählt der Tjjan-tschun?“ frage ich meinerseits. Der Dragoman spricht mit seinem Herren. Dieser lacht wieder fröhlich:

„70 Jahre,“ antwortet der Dragoman.

Wir lassen Sekt servieren. Ein Toast folgt dem anderen und manche Flasche wird entkorkt. Lange saßen wir zusammen, tranken und unterhielten uns. Schließlich steht der Tjjan-tschun auf, bedankt sich bei mir und Augustoff, nimmt seinen seidenen Rock auf, schreitet schnell die Ehrenwache ab und setzt sich wieder in seinen Dragjessel. Die Träger nehmen ihn auf ihre Schultern, und bald ist er unseren Augen verschwunden. Am anderen Tage bestellte mir der Dragoman, daß Seine Erzellenz sich sehr über die Aufnahme gefreut habe, und daß er sehr lange keine so fröhlichen Stunden verlebt habe.

## 20. Ein Gang durch Girin.

Es ist Ende November. Grimmige Kälte. Nachts fror in meiner Kammer das Wasser im Waschgeschirr. So sehr ich auch den eisernen Ofen heizte, sobald das Feuer erloschen war, zog alle Wärme durch das Papierfenster und den wattierten Vorhang, der die Thür ersetzte, ins Freie.

Mein Freund, Oberstleutnant der Artillerie G., kommt in einen Halbpelz ohne Achselstücke gehüllt, zu mir. In seinem Bart hängen kleine Eiszapfen.

„Donnerwetter ist das eine Kälte!“ ruft er fröhlich und schüttelt mir die Hand. „Kommen Sie mit in den Tempel und auf den Bazar?“ fragt er mich und wischt sich die Eiszapfen aus dem Barte. Auch er interessiert sich sehr für chinesische Altertümer. Tagelang konnte er in den Bazaren sitzen und nach seltenen Stücken suchen, wofür er, wie ich, sein ganzes Gehalt aufwandte. Er hatte auch schon eine ganze Sammlung beisammen. Ich hatte ihn deshalb sehr gern. Im Dienst war er stramm, und sonst ein liebenswürdiger Kamerad. Niemals habe ich ihn traurig gesehen. Immer war er bereit zu Unternehmungen und nie ein Spielverderber. Trotz der 20 Grad Kälte, die draußen herrschten, holte er mich auch heute zum Spaziergang ab.

„Ja gern, ich komme mit!“ antwortete ich ihm und ziehe mich an. Wir gehen zu Fuß mit unserem Dolmetscher, einem großen, häßlichen Chinesen, der ausfah wie ein Affe, durch die Hauptstraße nach den sogenannten „Zwei Toren“. Trotzdem die Chinesen es nicht verstehen konnten, weshalb wir zu Fuße gingen, kehrten wir uns nicht daran, zumal es sehr schwierig war, in den Straßen Girins mit dem Wagen zu fahren; zu reiten aber verbot das Blatteis. Die Sonne scheint hell. Der Schnee blendet, aber keine Spuren von Schlitten sind zu sehen. Der Rauch aus den Schornsteinen erhebt sich in dünnen Säulen über den hohen Fansen. Die Schornsteine stehen bei den chinesischen Häusern außerhalb. Trotz der Kälte sind die Straßen voll von Leuten. Ich hätte nie geglaubt, daß die Chinesen so unempfindlich gegen Kälte wären. Ruhig sitzen sie in ihren offenstehenden Läden und unterhalten sich. Zum Schutze der Ohren tragen sie herzförmige, seidengestickte Ohren-

klappen aus Pelz. Wir treten in den Tempel ein, wo uns ein Bönse als Führer dient.

Zuerst zeigt er uns Gemälde, die die Höllestrafen darstellen. Zu beiden Seiten des Tempels zieht sich ein langer, fensterloser Anbau hin. Wie in einem Pferdestalle sind einzelne Stände abgeteilt. In diesen einzelnen Abteilungen sind die Bilder von Tieren, Göttern und Menschen angebracht. Alle stellen verschiedene Szenen aus dem Leben dar. In der Hölle der Chinesen scheinen die Männer weniger vertreten zu sein als die Frauen. In zwei Reihen stehen ernste bärtige Greisengestalten in bunten Gewändern, an ihnen vorbei ziehen in langer Reihe Frauen, die die Hände auf der Brust gefaltet haben.

„Sie erhalten ihre Strafe für Untreue gegen ihre Männer,“ erklärt Alexander mit ernstem Gesicht.

In der nächsten Abteilung war ein Baum dargestellt, an dem eine nackte Frauengestalt hing. Darunter saß ein Hund, der grimmig die Zähne fletschte. Trotz der Bemühungen unseres Dolmetschers, uns dieses Wild zu erklären, konnte ich es nicht verstehen. Auch die dritte Szene stellte eine Frau dar. Sie war zwischen zwei dicken Brettern, die ihr bis zu den Schultern reichten, festgebunden. Zwei Henker folterten sie. Der Kopf ist schon halb verstümmelt, das Blut rinnt an den Brettern herab, wo es unten zwei Hunde aufleckten. Auf einem anderen Bilde sah ich einen Henker, der den Verbrecher mit einem riesigen Messer in zwei Teile teilte.

Als wir genug von diesen Greuelzonen gesehen hatten, gingen wir weiter in den Tempel selbst. Er war ebenso eingerichtet wie die früher beschriebenen. Wir gaben dem Bönse ein Trinkgeld. Dieser steckte seine 50 Kopeken hocherfreut in die Tasche, holt schnell zwei Pakete dünner Lichter, stellt sie auf und zündet sie an. Dann klopft er mit einem Stock an eine metallene Base,

die auf dem Opferaltar steht, kränzt die Arme auf der Brust und küßt fortwährend vor dem Altar mit der Stirn den Boden. Hell leuchten die Herzen, der Bönse betet laut und interessiert betrachten wir ihn und die ganze Umgebung. Es ist mir, als ob Buddha lächelnd auf uns herabschaute. Einige Götter werfen uns grimmige Blicke zu, besonders ein schwarzer, mit geschwungenem Schwerte.

Der Bönse hatte sein Gebet beendet. Er verschwindet schnell, kommt aber gleich darauf mit einem ganzen Chor elf- bis zwölfjähriger Knaben zurück. Sie alle tragen alte, lange Röcke. Sie beginnen auf ihren Instrumenten — es sind fünf verschiedene — zu spielen. Der eine schlägt ein Tambourin, ein anderer Kastagnetten, ein dritter spielt ein Blasinstrument, ähnlich wie unsere Flöten, ein anderer wieder schlägt ein kupfernes Becken und ein fünfter bläset ein Instrument aus Bambusrohr, dem er harmonische Töne, ähnlich unserer Orgel, entlockt. Da mich dies Instrument besonders interessierte, bat ich den Knaben, noch etwas zu spielen. Er spielte ein melancholisches Lied.

„Frage doch einmal den Bönsen, ob er nicht weiß, wo man so ein Instrument zu kaufen bekommt,“ sage ich zu Alexander. Der Bönse lächelt und antwortet etwas.

„Nun?“ frage ich den Dolmetscher.

„Er wird sich bemühen, Ihnen eines zu verschaffen,“ antwortet mir Alexander. Wir bedankten uns bei dem Bönsen, gaben ihm und den Chorknaben noch ein Trinkgeld, und gingen nach dem Bazar.

Die Kälte hatte etwas nachgelassen. Eine Menge Volk war auf den Straßen, zu Fuß, auf Pferden, Maultieren, Eseln und in Wagen. Auch Chinesen in Tragseffeln begegnen uns. Gewöhnlich werden sie von einer Dienerschar begleitet und sehen hochmütig auf die anderen herab.



Wir verlassen die Hauptstraße und befinden uns auf einem großen Platz. Hier drängt sich die Menge, wie bei uns auf dem Trödelmarkt. Auf dem Platze und an den Seiten waren Reihen von Schaubuden aufgestellt. Und was wurde hier nicht alles feil geboten! Es war ein ohrenzerreißender Lärm. Da ich nicht daran gewöhnt war, schwindelte es mir. Die Besitzer der Buden saßen mit untergeschlagenen Beinen, rauchten ihre langen Pfeifen und betrachteten pflegmatisch das Publikum. Vor allem wurden Pfeifenspitzen verkauft. Dies ist auch verständlich, denn in Girin, wie überhaupt in der ganzen Mandschurei, findet man selten einen Chinesen, der nicht raucht. Die Händler mußten schon genau, wofür sich russische Offiziere interessieren konnten.

Ein alter Chineser in blauem Rock mit verschoffener, hellblauer Mütze, winkt uns mit der Hand und ruft uns etwas zu. Wir gehen hin. Er zeigt uns einen Weihrauchkessel aus Bronze und deutet mit wichtiger Miene auf die Darstellungen, die sich auf dem Boden befinden.

„Wieviel willst du haben?“

„12 Lan!“

„O, das ist viel zu teuer.“ Kaltblütig setzt der Chineser den Kessel beiseite und gibt mir ein reizendes Gläschen aus rauchfarbigem Achat, mit einem Pfropfen aus einer Koralle. Es ist wunderhübsch. Ich kaufe es für zwei Rubel. Eine große Volksmenge steht um uns herum. Je weiter wir gehen, um so größer wird der Haufen. Schließlich verliert unser Dolmetscher die Geduld und schreit ärgerlich auf die Chinesen ein, worauf diese sich verteilen. In einer anderen Bude sitzt ein alter Chineser in einem schwarzen Seidenrock. Auf dem Kopfe hat er eine hohe Judenmütze. Vor ihm steht ein Kasten, in welchem Billetts liegen. Im vollen Bewußtsein seiner Würde betrachtet uns der Alte mit prüfendem Blick. Unwillkürlich bleibe ich stehen und frage den Dolmetscher:

„Wer ist das? Und womit handelt er?“

„Das ist ein Wahrsager. Wenn ein Kaufmann eine weite Reise vorhat, oder wenn einer ein Geschäft abschließen oder ein Haus bauen will, immer geht er erst zu dem Wahrsager und befragt ihn. Er nimmt ein Loß aus seinem Kasten und sagt, ob er Glück haben wird oder nicht!“ erklärte mir Alexander.

Später kommen wir an einem Speisehaus vorbei, eine Menge Chinesen sind darin und es ist ein so ungeheurer Lärm, daß ich mich entschließe, lieber nicht hinzugehen, so gern ich auch möchte.

„Sie spielen dort Bank. In einen kupfernen Becher werden Täfelchen aus Knochen geworfen und die Seite, auf der sie herauspringen, gewinnt oder verliert. Man kann viel Geld dabei verlieren! Es steht Gefängnisstrafe darauf,“ erklärt mir Alexander wichtig. Wie gerufen begegnet uns ein zerlumpter Chineser. Über der Stirn, wo die Leute sonst die Haare rasiert tragen, sind sie bei ihm gewachsen und hängen wild und struppig, wie Borsten, durcheinander. Auf den Schultern trug er ein großes, viereckiges Brett, der Kopf war durch ein Loch gesteckt.

„Was ist das für einer?“ frage ich den Dolmetscher. Dieser läuft hin und liest auf einem an dem Brett hängenden Täfelchen:

„Er ist wegen Kartenspiels bestraft.“

Der unglückliche Spieler sieht uns scheu an und verschwindet in der Menge.

So sah ich an diesem Tage noch mancherlei Interessantes.

## 21. Bilder aus dem Leben in Girin.

Es ist fünf Uhr abends. Ich fahre in meinem Wagen eine Straße entlang und sehe an einer der verkehrsreich-

sten Stellen einen großen Menschenauflauf. — „Halt! Was ist da los?“ Ein kräftiger Kosak, ein ungeklachter Bengel, der stark angetrunken ist, schwankt mit gezogenem Säbel einher, sieht sich mit geröteten Augen um und schreit etwas, was ich nicht verstehen kann. Neben ihm reitet auf einem kleinen Chinesenpferd ein Leutnant, den ich kenne; derselbe ist unaufhörlich bemüht, den Kosaken zu beruhigen und ihm seinen Säbel abzunehmen. Dieser jedoch hört gar nicht auf ihn und tobt unentwegt weiter.

„Herr Oberst, bitte helfen Sie mir, den Mann arretieren!“ bittet mich der Leutnant.

„Geh, Kosak!“ rufe ich einem hinter mir reitenden zu. Steige sofort ab, nimm deinen Kameraden dort am Arm und bringe ihn in die Kommandantur. Du auch!“ rufe ich meinem Kutscher zu, „ich werde selbst die Zügel nehmen.“ Schnell eilen die beiden zu dem Betrunkenen und nehmen ihm vor allem den Säbel ab, dann fassen sie ihn zum großen Gaudium der Menge unter die Arme und führen ihn feierlich ab.

„Ich bringe die ganzen Asiaten um! Ich schlage ihnen aller die Köpfe ein! Ich stehe für den Zaren und für Mütterchen Moskau!“ brüllt er aus vollem Halse und strampelt mit den Füßen. Wie sehr er sich aber auch sträubt, die beiden bringen ihn doch auf den Hof der Kommandantur und dann in das Arrestlokal.

„Ich bringe sie um! Tod den Chinesen!“ schallt es noch eine zeitlang über den Hof, bis der Schlaf sich des Betrunkenen liebevoll annahm und ihm die Augen schloß.

Es ist Zeit, zu Abend zu essen. Ich rufe mir den Polizeimeister Musäus. Dieser junge Offizier arbeitete, ohne zu ermüden, vom frühen Morgen bis zum späten

Abend. Er hatte allen in Girin untergebrachten Truppenteilen die Quartiere anzuweisen, ebenso die Räume für Lazarette, Magazine usw., schließlich auch noch die durchreisenden Offiziere unterzubringen. Wenn irgendwo etwas vorkam, woran Soldaten beteiligt waren, hatte er sich sofort dahin zu begeben und, ob Tag oder Nacht, die Sache zu untersuchen. Kurz, ich habe mir nie denken können, wann er eigentlich Zeit zum Schlafen hatte.

Er war zu Hause und schrieb. Sein Gesicht war ernst und finster.

„Warum sehen Sie so mürrisch aus?“ — fragte ich ihn.

„Ach, das ist ja ein wahres Leiden mit unseren Soldaten — wieder haben sie einen Chinesen totgeschlagen,“ — sagt er verärgert. Dann schreitet er lebhaft im Zimmer auf und ab, die Hände in die Taschen versenkt, als ob er fröre.

„Ja, wie ist denn das gekommen? — Ist er wirklich tot?“

„Er ist in das Lazarett gebracht . . . mehr weiß ich nicht. Er soll wie tot daliegen, mit zerschmettertem Kopf. Die Ärzte halten seinen Zustand für hoffnungslos.“

„Und warum?“

„Wie immer. Die Zeugen sagen aus, daß der Chineser einen Eimer Wasser trug und damit wahrscheinlich einen Soldaten streifte. Dieser nahm ohne weiteres ein Scheit Holz und schlug ihn damit auf den Kopf.“

Musäus zieht sich an, hängt den Säbel um die Schulter (die russischen Offiziere tragen den Säbel an einem Bandolier) und fährt fort. . . .

Am andern Morgen sitze ich beim Kommandanten.

„Herr Oberst, soeben ist ein arretierter Soldat abgeliefert worden!“ — meldet die Ordonnanz.

„Ah, das wird der Künstler sein, der den Chinesen die Köpfe einschlägt! Führe ihn herein.“ Ein junger, in einen Mantel gehüllter Soldat mit bleichem, aufgedunsenem Gesichte tritt ein. Das eine Auge ist blutunterlaufen.

„Warum hast du den Chinesen erschlagen?“ — fragt ihn der Kommandant.

„Ich habe überhaupt nicht geschlagen!“ — antwortet jener mürrisch, wobei er wie eine Schnapsflasche nach Chanschin (chinesischer Schnaps) riecht.

„Wer hat ihn denn erschlagen? Wir haben ja Zeugen!“ — schreit ihn Michail Danilitsch an.

„Ich habe nicht zuerst geschlagen! Er hat angefangen! Er hat mir ja beinahe das Auge ausge schlagen“, — beteuert der Soldat.

„Schon gut, mein Liebling! Jetzt mach, daß du heraus kommst“, — sagt der Kommandant zu ihm und steckt ihn zur Tür hinaus.

„Er ist aber auch übel zugerichtet! Die Beule unter dem Auge!“ — sage ich zu dem Kommandanten.

„Glauben Sie, daß er den Denzettel von dem Chinesen bekommen hat? Keineswegs. Als sie in der Kompagnie erfahren haben, was er begangen hat, haben sie ihn sich vorgebunden. Doch alles das hilft nichts.“

Zu unser aller Verwunderung wurde der Chineser später gesund aus dem Lazarett entlassen.

## 22. Ein chinesisches Festessen.

Ein Chineser überbringt mir einen Brief. Ich öffne das Kuvert, entnehme ihm eine rote Visitenkarte und einen Brief des Engländers Gambel, der mir schreibt:

„Der hier angeessene reiche Kaufmann J. bittet Sie für morgen mittag 12 Uhr zum Essen und schickt Ihnen

gleichzeitig seine Karte. Wahrscheinlich kommt er heute noch selbst zu Ihnen."

„Nun, dann will ich auch hinfahren. Wenn Cambel die Einladung annimmt, muß es ein angesehenener Mann sein, denn der Engländer pflegt nicht schlecht zu essen. Versuchen wir also einmal ein gutes, chinesisches Diner.“ Da ich wußte, wie üppig und ausgedehnt die chinesischen Gastmähler sind, aß ich nur wenig zu Abend. Am anderen Tage um 11 Uhr fuhr ich mit Boklewski und Musäus zu S., unterwegs nahmen wir auch noch Cambel mit. Am Eingangstor empfingen uns die Kinder und ein ganzer Stab von Dienern des Gastgebers. Am zweiten Tor begrüßte uns dieser selbst mit seinem Bruder, beide in reiche, seidene Gewänder gekleidet. Sie machten alle einen freundlichen und lebenswürdigen Eindruck. Wir steigen eine kleine Treppe hinauf und treten in ein luxuriös eingerichtetes Zimmer. Die Gastgeber sind unausgesetzt um uns beschäftigt: sie nehmen uns die Mäntel ab, nötigen uns auf die Ruhebänke, geben uns Kissen, erkundigen sich nach unserem Befinden usw. Nur ungern ziehe ich meinen Paletot aus, da es in der Hanse sehr kalt ist. Einen Ofen gibt es nicht, es wird nur mit kleinen Kohlenbecken geheizt. Eine für zwanzig Personen gedeckte Tafel steht im Zimmer. Ich bewundere eine Unmenge Platten mit allen möglichen Süßigkeiten, ähnlich unseren kandierten Früchten aus Kiew: Nüsse, Birnen, Pflaumen, Kirschen und Marmelade; auch einige Stauden, die ähnlich wie Bananen aussehen, und anderes. Seitwärts am Fenster steht ein Tisch mit einem halben Hundert Sektflaschen. Der Draht ist vorsichtshalber durchgeschnitten, damit man sich nachher nicht lange beim Entfornen aufzuhalten braucht. Vier Söhne des Gastgebers, sehr wohlherzogene junge Leute, machen ebenfalls die Honneurs. Am besten gefiel mir der jüngste. Er konnte nur zwei russische

Worte, „Setz dich“ und „Rauche“ — die er mir ununterbrochen wiederholte. Vor dem Essen bat uns der Hausherr, mit auf den Hof zu kommen, um uns photographieren zu lassen. Ein chinesischer Photograph war bereits da, ich setzte den Kleinen auf meine Knie, und die Aufnahme gelang vorzüglich.

Wir gehen zum Essen. Ich bekomme den Ehrenplatz; auf der einen Seite Cambel, auf der anderen Boklewski. Musjäs sitzt irgendwo am Ende der Tafel, um ungestörter zu sein. Er schätzte die chinesischen Gastmähler, die immer mit einem tüchtigen Bechgelage verbunden waren, sehr. Außer uns Russen waren noch eine Anzahl verwandter Chinesen und Honoratioren von Girin eingeladen. Sie hatten aus Anlaß dieses Festmahles besonders kostbare Gewänder angelegt. Mir gegenüber, auf der anderen Seite des Hausflurs, stand die Tür offen, so daß ich in eine lange Flucht von Zimmern sehen konnte. Hier wohnten die Frauen. Sie standen alle dicht gedrängt an der Tür und betrachteten uns neugierig. Nach chinesischem Brauch dürfen sie an einem Gastmahl, zu dem Ausländer eingeladen sind, nicht teilnehmen, dagegen war es ihnen anscheinend erlaubt worden, zuzusehen. Der Hausherr sieht sie und lächelt ihnen gnädig zu. Sie lachen wieder, stellen sich auf die Fußspitzen und suchen, eine vor der anderen, an Kopf und Schultern vorbei herüberzusehen. Trotzdem sie etwa 15 Schritt von uns entfernt waren, konnte ich einige von ihnen doch ganz gut sehen. Eine große Brünette hätte mir gar nicht übel gefallen: sie war ziemlich voll und hatte regelmäßige Züge. Leider hatte sie sich Lippen und Wangen mit einer hochroten Farbe bemalt. Im Haar über den Ohren tragen sie Metallschmuck, meist in Form von Buketts, wie ich sie in Chuntschun gekauft hatte. Doch unser Wirt konnte unmöglich allein so viel Frauen haben. Wahrscheinlich waren auch

seine Töchter dabei und Bekannte, die eingeladen worden waren, um sich die Fremden anzusehen. Ich schätzte sie auf 12—15. Zwischen den jungen, mit bunten Gewändern aufgepuzten, sah ich eine Alte in schwarzem Rock. Sie sah uns nicht besonders freundlich an und teilte anscheinend die allgemeine Freude nicht. Während ich so möglichst unauffällig, um unseren Gastgeber nicht zu beleidigen, seine Frauen betrachte, tragen die Diener verschiedene Süßigkeiten auf. Was vorher dagestanden hatte, bleibt stehen. Der Hausherr geht selbst um den Tisch herum und legt uns Speisen vor. Neben mir steht der jüngste Sohn, mein kleiner Freund Liuntin, und auch er nötigt fortwährend.

„Setz dich!“ — sage ich zu ihm und zeige mit der Hand neben mich.

Er droht mir mit seinen kleinen Fingerchen, lacht, nickt mit dem Kopfe nach seinem Vater und sagt:

„Dtjez, Dtjez! (der Vater, der Vater)“ — er wollte mir anscheinend damit sagen, daß er sich in Gegenwart seines Vaters nicht setzen darf. Ich verjuche eine kandierte Pirsche. Sie schmeckt vorzüglich, genau wie eine frische. Sie hat vollkommen ihr Aroma bewahrt. Auch die andern Früchte sind vorzüglich. Es ist nur schade, daß etwas so Gutes zu Anfang gegeben wird. Wahrscheinlich werden wir mit irgend einer schweren Fleischspeise enden. Ich rücke die besten Kompotbüchsen etwas näher heran.

Wir hatten auch unsern Dolmetscher von der Kommandantur mitgebracht. „Alexander, was gibt es für Fleischgerichte?“ frage ich.

Als chinesischer Offizier saß er auch mit an der Tafel, gar nicht weit von mir.

„Zuerst gibt es Süßigkeiten, dann Schweinefleisch, Fisch, Hammelbraten und Hühner!“ — ruft mir Alexan-

der fröhlich zu. Er ließ sich anscheinend ebenso gern einladen wie Musäus.

Raum waren wir bei dem zweiten Gang, als auch schon der Hausherr und mein kleiner Diutin den Sekt holen und beginnen, ihn in kleine Kannen einzugießen. Lärm, Stimmengewirr und Lachen schallt durch das Zimmer. Eine Platte löst die andere ab. Die Diener servieren auf Theebrettern alles in kleinen Täßchen. Die Chinesen essen sehr zierlich mit den Fingern; uns, als Europäern hat man Löffel, Messer und Gabeln aus Porzellan gegeben. Ewig lange gibt es erst Süßigkeiten; sie wurden zwölfmal serviert. Endlich kommt auch etwas anderes. Zunächst wird in Täßchen, die so groß sind wie ein halber Fingerhut, Bouillon mit einer appetitlichen Beilage gegeben. Ich koste — es schmeckt ausgezeichnet, ähnlich wie Schildkrötenjuppe. Kleine Stücke von Mark sind hineingebrockt. Da ich ziemlich gehungert habe, lange ich tüchtig zu. Doch ich bedenke, daß wir noch viel vor uns haben, und bezwingen mich.

„Alexander, was ist das?“ — frage ich beim nächsten Gang.

„Das sind Riemen vom Haifisch — sehr gut, Sie müssen unbedingt davon nehmen.“ Seinem glänzenden Gesicht sehe ich an, daß er die Delikatesse zu schätzen weiß.

Hierauf serviert man mir eine Tasse mit einer Art weißen Kissel (russischer säuerlicher Mehlbrei).

„Alexander, was ist das?“ — rufe ich über den Tisch.

„Essen Sie, essen Sie. Es ist sehr teuer. Jede Tasse kostet 12 Van. Es ist Mark von Hühnerknochen“, — er ruft dies stolz und ist eifrig beschäftigt, mit einem kostbaren Löffel den Inhalt seiner Tasse zu vertilgen.

„Mein Gott, das ist ja wie Lukullus. Bei dem soll es auch ganze Schüsseln voll Straußenmark gegeben haben. Wieviel Mark mag wohl in mein Täßchen gehen

und wieviel Sühner mögen sie wohl für eine solche Tasse geschlachtet haben?“ Jeder erhielt 12 Tassen.

„Meine Herren, auf das Wohl des Gastgebers!“ — ruft Boklewski. Wir stehen alle auf und stoßen an, unser Wirt trinkt seinen Krug bis auf den letzten Tropfen aus. Während des ganzen Essens wurden unsere Pokale sofort wieder gefüllt, sobald wir sie ausgetrunken hatten. Lautlos, wie Automaten, servierten die Diener immer neue Speisen, ehe wir noch die vorhergehenden berührt hatten. In einer vor mir stehenden Tasse sehe ich etwas, das wie große schwarze Würmer aussieht. Es ist See gras. Auch dies schmeckt ausgezeichnet. Ich bemühe mich, von jeder Speise, wenn auch nur wenig, zu kosten. Ich hatte dabei immer noch 40 Tassen auszulöffeln, da es 40 verschiedene Gerichte gab. Wir essen und essen, und trinken dazu ununterbrochen Sekt. Anderen Wein gab es nicht. Die Damen betrachten uns während der ganzen Zeit — immer mit dem gleichen Interesse — lachen, unterhalten sich und machen anscheinend ihre Bemerkungen über unsere Gesichter. Plötzlich ist unser Wirt verschwunden. Ich suche ihn mit den Augen und sehe ihn im Nebenzimmer auf einer Ruhebank liegen; er steckt sich gerade über einem Lämpchen eine Opiumpfeife an. Er sieht, daß ich ihn beobachte, lacht, streicht sich seinen langen, grauen Bart und zieht dann mit Genuß den Rauch ein. Später kommt er zurück und nötigt uns von neuem, zu essen.

Es ist bereits 5 Uhr und seit 1 Uhr saßen wir bei Tische. Ich bekomme heftige Kopfschmerzen. Dabei ist das Ende des Essens noch nicht abzusehen. Immer wieder erscheinen neue Speisen, eine schmeckt besser, als die andere. Der Tisch steht so voll, daß man sich kaum noch rühren kann. Dabei herrscht so ein Lärm, daß man kaum sein eigenes Wort versteht. Nicht nur der Gastgeber, sondern auch die chinesischen Gäste machen uns

die Honneurs. Ein dicker, stattlicher Chinese kommt mit einer Sektflasche auf mich zu. Sein brauner Seidenrock ist mit Sekt begossen und in seinem schwarzen Barte hängen ihm Speisereste. Er scheint schon manche Flasche entleert zu haben.

„Fudutun, Fudutun!“ — schreit er mir zu — „schnell trinken ist auch gut!“ Er gießt ein, macht eine tiefe Verbeugung und bittet mich, auszutrinken. Ich stoße mit ihm an, aber trinken kann ich nicht mehr. Er gießt seinen Pokal schnell herunter und eilt dann weiter, um mit anderen anzustoßen. Ein Gefäß aus Metall, das mit einem Deckel verschlossen ist, wird hereingebracht. Einige Spiritusflammen brennen darunter. Als der Deckel heruntergenommen wird, steigt eine dicke Dampfwolke zur Decke empor. In dem Gefäß brodeln in einer braunen Sauce Hühner. Die Knochen sind kunstvoll herausgezogen. Das Fleisch ist so durchgekocht, daß es die Chinesen einfach in ihren Tassen herauserschöpfen. Es schmeckte ganz vorzüglich. Dies war der Schluß. Nur ein Chinese war noch dageblieben. Es dunkelte bereits, als wir, von unsern Gastgebern bis an das äußere Tor geleitet, nach Hause fuhren.

### 23. Altertümer und Seltenheiten.

„Herr Oberst, es sind Chinesen da!“ — meldet mir am anderen Morgen mein Zwan.

„Was wollen sie denn?“

„Sie bringen etwas.“

Ich gehe in das Vorzimmer, wo zwei Chinesen stehen. Der eine hat einen unförmigen Kopf, Klokugaugen und geschwollene Lippen. Der andere sieht etwas manierlicher aus. Beide haben abgehackte, hellblaue Kittel an. Unter den Armen tragen sie Bündel.

„Zeigt einmal her, was Ihr da habt.“

„Zwan, rufe den Dolmetscher Alexander.“

Lange schon war mir nichts zum Kauf angeboten worden. Ob sich die Chinesen fürchteten, oder ob sie einen anderen Grund dabei hatten, weiß ich nicht. In den Buden und bei den Händlern fand ich nichts, und erst, als ich die Dolmetscher beauftragt hatte, kamen dann und wann einige Althändler.

„Zur Stelle!“ — meldet sich Alexander bei mir.

„Guten Morgen. Sieh Dir doch einmal an, was die hier gebracht haben.“

Der Chineser mit den Glogaugen wickelt sein Tuch auf und gibt mir eine kleine schwarze Bronzevase, die mit Ornamenten verziert ist, auf einem Untersatz aus Palisanderholz, mit einem Deckel aus Nephrit. Alexander betrachtet die Vase mit Kennermiene, zeigt mit den Fingern auf die Figuren und sagt in einem Tone, der keinen Zweifel aufkommen läßt:

„Sie ist sehr alt! Aus der Mingdynastie — 500 Jahre!“

„Was soll sie kosten?“

„Er verlangt 30 Lan, das sind 33 Rubel.“

Ich handle mit ihm und erhalte sie schließlich für 15 Rubel. Dann holt der Chineser aus seinen Ärmeln, die ihnen oft als Tasche dienen, altes chinesisches Geld heraus, das sie Tschochoff nennen; es hat die Form eines Rasiermessers und ist mit Schriftzeichen geschmückt.

„Ah!“ — ruft Alexander in kindlicher Freude, und schlägt die Hände zusammen — „Gott weiß, wie alt das ist — mindestens 3000 Jahre.“ Er nimmt die Münzen in die Hand.

„Warum schreist du so und lobst ihn? Sie werden dann bloß mehr verlangen.“

Ich erstand die Münzen für 6 Rubel.

Während ich die Vase erhandle, sieht der andere

Chinesen, der bei Seite gestanden hatte, verächtlich auf seinen Kameraden.

„Was ist denn das für Zeug, das du da gebracht hast. Hier, sehen Sie her, das ist etwas!“ — Er wickelt sein blaues Tuch auseinander und stellt ebenfalls auf seinen Teller aus Palisanderholz einen Weihrauchkessel aus dunkler Bronze mit gleichem Deckel. Er ist von oben bis unten mit Ornamenten und Schriftzeichen geschmückt. Sein Besitzer stellt ihn etwas abseits, lächelt und sieht mich prüfend an. Ich hatte ihn noch nicht richtig gesehen, als mein Zwan, ohne vorherige Anmeldung, einen dritten Chinesen, fast noch ein Kind, hereinläßt. Er trägt etwas hohes und großes unter dem Arm, das wohl auch eine Vase sein muß. Ihm folgt eiligen Schrittes mein Freund, Oberstleutnant G.

„Sehen Sie, was ich für ein ehrlicher Mensch bin. Ich sah dies wunderschöne Stück, das Ihnen zum Kauf angeboten werden sollte, im Zimmer des Kommandanten stehen, und habe befohlen, es Ihnen zu bringen!“ — jagt er hastig und außer Atem. „Wenn Sie es nicht kaufen wollen, nehme ich es,“ — fügt er tröstend hinzu.

„Das heißt, Sie wollen den Preis treiben?“

„Nein, absolut nicht! Ich will bloß hören, was Sie dazu sagen!“ Er setzt sich und blickt neugierig auf den Chinesen, der langsam das Tuch abwickelt. Dann stellt er vor uns eine viereckige, schwarz gefärbte Bronzevase, mit Drachen und anderen Ornamenten, und auf jeder Seite mit einer Reihe von 25 Ringen geschmückt.

„Chau! Chau! (Chau heißt auf chinesisches „schön“) — schreit Alexander wie absichtlich, um mich zu ärgern, laut und klatscht vor Vergnügen in die Hände. G. sieht mich prüfend an. Ich sehe, daß er gern jeden Preis, den der Chinesen fordert, für die Vase zahlen will.

„Sehr, sehr alt!“ — lobt Alexander weiter, setzt sich auf den Fußboden und betastet sie.

„Frage ihn, was sie kosten soll.“

„Er verlangt 60 Tan, das sind 65 Rubel!“ — Alexander hatte sich beim Intendanten angewöhnt, das chinesische Geld in die russische Währung zu übertragen.

Wir beginnen zu handeln, und ich erhalte die Base für 50 Rubel, 25 Rubel zahlte ich noch für den Wehrauchkessel, so daß ich an dem Tage im ganzen 96 Rubel ausgegeben hatte. G. war entzückt über meine Einkäufe und bat die Althändler, auch einmal zu ihm zu kommen. Wahrscheinlich war ihnen der Weg nach der Batterie, die außerhalb der Stadt lag, zu weit.

#### 24. Die barmherzige Schwester. — Es brennt. — Dolmetscher Wassilius.

Es ist Abend. Der eiserne Ofen in meinem Zimmer strömt eine unerträgliche Hitze aus. Ich gehe auf den Hof, um frische Luft zu schöpfen. Die Sonne ist untergegangen, auch ihre letzten Strahlen verblaffen am Horizont, und wie um sie abzulösen, flammt ein Stern nach dem andern am wolkenlosen Himmel auf. Es ist schneidend kalt. Am Wachtgebäude steht eine Menge chinesischer Soldaten, teils mit Gewehren, teils mit Säbeln. Es ist die Nachtwache, die sich allabendlich hier zur Kontrolle und zur Empfangnahme ihrer Instruktion zu melden hat. Sie stehen an den 8 Toren Girins Posten. Nach Empfang ihrer Instruktion gehen sie.

Es wird still auf dem Hofe. Von Zeit zu Zeit krachen und klirren die Bretter des Zaunes vor Kälte. Die Pferde wiehern dann und wann und scharren mit den Füßen auf dem hart gefrorenen Boden. Ihr Fell hat sich in lange, struppige Wolle, meist von weißer Farbe, verwandelt. Hier scheint den ganzen Winter über die gleiche Kälte zu herrschen. Seit dem ersten Frost gegen Ende Oktober ist noch kein einziger warmer Tag

mehr gewesen. Da es Nacht ist, sehe ich nirgend einen Chinesen.

Nur in einem entfernten Fenster brennt noch Licht. Am Tische sitzt ein junges, dunkelblondes Mädchen, eine mir bekannte barmherzige Schwester, und ihr gegenüber ein junger, schlanker Offizier. Ihre Gesichter sind vom schwachen Schein der Lampe nur wenig beleuchtet. Die Schwester redet eindringlich auf ihren Cavalier ein. Dieser sieht sie nachdenklich an. Seine schwarzen Locken hängen ihm kraus in die Stirn. Er scheint ihr etwas zu erwidern, und in seinen hübschen, männlichen Zügen liegt eine gewisse Bestimmtheit. Plötzlich erheben sich beide. Der Offizier zieht seinen Paletot an, schnallt den Säbel und die Revolvertasche um, setzt seine hohe schwarze Pelzmütze auf, dann verlassen beide die Fanzé. Ich grüße sie und sehe mir besonders den Offizier an. Die hohen Stiefeln und die sibirische Pelzmütze lassen ihn noch größer erscheinen. Sie steigen in ein kleines, mit einem Pferde bespanntes Wägelchen ein und fahren allein, ohne Bedeckung, in die Nacht hinaus. Doch wie ich den Offizier kenne, brauchen sie auch keinen Schutz; er geht nicht nur allein des Nachts durch Girin, sondern, wenn es sein muß, auch durch die ganze Mandschurei. Auch die barmherzige Schwester kenne ich. Sie hat den Offizier geholt, um sich einen durch einen Säbelhieb verwundeten Chinesen anzusehen und nach dem Schuldigen zu forschen.

Eines Tages nach dem Essen war der vor kurzem aus Charbin angekommene Auditeur bei mir. Ihm war eine Fanzé gegenüber der Kommandantur zugewiesen. Sie war bereits völlig eingerichtet und wurde nur noch gründlich durchheizt. An den Wänden standen Ballen, Kisten und Koffer mit dem Gepäck des Konsuls L. Er

hatte es unter Bedeckung einiger Kosaken von Charbin aus vorausgeschickt. Er selbst wurde in einer Woche erwartet. Die Bedeckungsmannschaften waren provisorisch im Wachtgebäude untergebracht worden. Wir plaudern bis zur Dunkelheit. Plötzlich höre ich auf dem Hofe Alarm, die Stimme des Kommandanten: „Wasser!“ Wasser!“ — dann schreien einzelne Leute: „Feuer! Es brennt“ — ich eile auf den Hof; die Fasanse des Auditeurs steht in hellen Flammen. Soldaten und Kosaken sind beim Löschen. Vereinzelt hört man in den Flammen Patronen explodieren. Die Kosaken, welche die Sachen des Konsuls hierher transportiert haben, haben ihre Patronenkasten in der Fasanse stehen lassen. Es dauerte ziemlich lange, bis sie alle explodiert waren, und bis man an das Löschen des Feuers gehen konnte. In der Stadt erschallt das Alarmsignal. Zu Tausenden strömt das Volk nach unserem Impan. Auf dem Hofe des Sargmagazins, das sich hinter unserer Fasanse befand, brannten ganze Haufen von Brettern und andere leicht brennbare Stoffe. Eine mächtige Feuersäule lodert zum Himmel empor. Die Chinesen stehen und sehen zu, rühren aber keinen Finger, keiner trägt Wasser. Besonders zeichneten sich der Kommandant und der Polizeileutnant aus. Ich sehe sie ohne Mützen bis fast in das Feuer eilen und so unsere Soldaten und einzelne Chinesen mit sich fortreißen. Es gelang, die Kommandantur zu retten.

Ich lag am anderen Morgen noch im Bett, als schon unser Nachbar, der Tischler und Besitzer des Sargmagazins, zu mir kam. Ich kannte ihn kaum wieder. Sonst immer fröhlich, rotwangig und gesprächig, war er bleich, wie ein Tischtuch, und schien um zwanzig Jahre gealtert. Ohne ein Wort zu sagen, wirft er sich mir zu Füßen und schlägt mit der Stirn auf den Boden. Ich lasse den Dolmetscher holen.

„Was will der Mann?“ — frage ich.

„Er bittet Sie, den Soldaten und Kosaken zu verbieten, auf seiner Brandstätte herumzuwühlen. Er hat dort sein Vermögen vergraben und fürchtet, daß sie es ihm nehmen.“

„Wieviel Verlust hat er denn bei dem Brande gehabt?“

„Er hatte Holz und Material für 800 Säрге aufgestapelt. Jeder Sarg kostet etwa 100 Rubel. Das ist ihm alles verbrannt.“

Ich schickte ihn mit einem Zettel zum Kommandanten, der alsbald den betreffenden Befehl erläßt.

Rings um die brennende Fasse war eine Menge Holz, Stroh und andere Vorräte aufgestapelt, und es ist nur den in der Mandchurei üblichen Ziegeldächern zu danken, daß der Brand sich nicht auf die ganze Stadt ausdehnte.

Eines Tages gab mir der Kommandant einen Zettel mit der Bemerkung:

„Ein Dolmetscher Wassilij — nicht unserer von der Kommandantur mit den eingeschlagenen Zähnen, sondern dort der kleine, ist soeben angekommen und sitzt jetzt bei mir im Arrestlokal. Er kommt vom 13. Regiment aus Inguta und muß ein wahrer Künstler in seinem Fache sein!“

Ich lese — ein Offizier von einer Etappe schreibt, daß der Dolmetscher während des Marsches eines Bataillons des 13. Regiments, bei Kasten und Nachtquartieren, im Namen des Bataillonskommandeurs von den Einwohnern Geld, Champagner, Vieh und anderes unentgeltlich forderte. Im anderen Falle, drohte er den Leuten, würde das Dorf verbrannt, die Einwohner aber erschossen werden.

„Nun, was wollen Sie mit ihm machen?“ — frage ich den Kommandanten.

„Kommen Sie mit, ich will ihn mir zum Verhör vorführen lassen.“ Wir gehen in das Arrestlokal. In einer niedrigen, dunklen Hantse saß auf einer Schütte Stroh ein kleiner, schwächlicher Chinese in reichem, seidenem Gewande. Er hatte schwarzes Haar, sein Gesicht ist finster, die Augen klein und schmal.

„Warum haben Sie mich arretiert?“ — fragt er in herausforderndem Tone.

„Das wirst du gleich erfahren!“ — antwortet ihm der Kommandant finster. — „Geh, Unteroffizier, revidiere einmal seine Taschen!“ — Er wird durchsucht, und man findet 380 Rubel Papiergeld bei ihm. Sie werden in ein Kubert gesteckt und den Akten beigelegt. Noch am selben Tage wird er mit einem Bericht an den Tjjan-tschun abgeliefert, und eine Übersetzung des Briefes des Etappenoffiziers beigelegt, mit der Bitte, den Mann zu bestrafen. Zwei Wochen sind seitdem vergangen, und ich hatte den Dolmetscher schon längst wieder vergessen. Ich sitze im Eßzimmer beim Frühstück. Plötzlich kommt mein Freund, der Kommandant, erregt herein:

„Soeben habe ich den Dolmetscher Wassilij in der Stadt gesehen. Er wird in Ketten geführt, und hat sich furchtbar verändert. Er ist abgefallen und sieht fast schwarz aus. Gott mag wissen, was sie mit ihm gemacht haben. Ich habe befohlen, ihn frei zu lassen und hierher zu bringen.“

„Wurde er denn bewacht?“

„Ja, chinesische Soldaten führten ihn und außerdem zwei von uns. Ich habe den Russen befohlen, ihn hierher zu bringen.“ — Kaum hatte er mir dies erzählt, als atemlos der Dolmetscher Alexander hereinstürzte, und meldet, daß russische Soldaten unter Führung eines Offiziers den Arrestanten von der chinesischen Wache abgeholt und weggeschleppt haben. Es stellt sich heraus, daß die chinesische Bedeckung die Person des Komman-

danten nicht kannte und deshalb, als dieser den Russen befahl, Wassilij auf die Kommandantur zu bringen, sofort zum Tsjan-tschun eilten, ihm den Vorfall zu melden. Dieser schickte sofort, um Erkundigungen einzuziehen. Plötzlich hören wir einen großen Tumult . . . Wassilij wird in das Arresthaus gebracht. Ihm folgt auf dem Fuße ein chinesischer Beamter in grünem Rock und schwarzer Kutte. Nach den üblichen Begrüßungsfeierlichkeiten bitten wir ihn, sich zu setzen und ein Glas Thee zu trinken. Dann läßt Boklewski den Arrestanten vorführen. An seinem Halse hängt eine dicke, schwere Kette, auch die Füße sind gefesselt. Er selbst ist so abgemagert und entstellt, daß er kaum zu erkennen ist.

„Sehen Sie doch die Hände!“ — sagt Boklewski. Wassilij zeigt sie vor. Die Handflächen sind schwarz wie Kohle und bildeten eine einzige, große Wunde, aus der Knochen und Knorpel hervorsahen.

„Sie haben ihn so mit den Bambusstöcken geschlagen!“

„Alexander, frage doch einmal den Beamten, ob Wassilius nicht freigelassen werden kann. Er hat genug gelitten!“ — sagt der Kommandant. Alexander überreicht es, und als Wassilius das hört, wirft er sich vor dem Beamten auf die Knie und bricht in Tränen aus.

„Er kann es nicht, Herr Oberst, weil die Strafe vom Tsjan-tschun verhängt ist!“ meldet der Dolmetscher. — Boklewski schreibt daher einen Zettel und erklärt dem Tsjan-tschun, daß Wassilij genug gelitten und seine Strafe reichlich abgebüßt habe, man möge ihn freilassen. — Mit diesem Briefe schickt er den Gefangenen zurück. Ich sehe ihm nach: An Stelle des reichen Kleides von einst ist er in einen schwarzen Mantel gehüllt. Wie einen Kettenhund führen ihn vier chinesische Soldaten an der Halskette. Nur mühsam schleppt er seine Füße weiter.

Am andern Morgen stürzt Alexander in mein

Zimmer und flüstert mir geheimnißvoll mit seiner dünnen, Knabenhaften Stimme zu:

„Heute morgen, in aller Frühe — Waffilius — Kopf ab.“

„Was? Warum denn?“ — frage ich entsetzt.

„Der Tjan-tschun hat es befohlen!“ — und Alexander zuckt die Achseln. So hatte also unsere Fürsprache doch nichts genützt.

Meiner Ansicht nach ist diese drakonische Strenge der chinesischen Gesetze mit daran schuld, daß es in China so viel Chunchusen gibt. Wenn es Waffilius gelungen wäre, zu entkommen, so wäre er auch Chunchuse geworden. Wenn der Sohn dem Vater grob geantwortet hat — so wird er Chunchuse. — Mit einem Worte, man verhängt in China wegen des kleinsten Vergehens die schärfsten Strafen, und wenn jemand etwas begangen hat, wofür er bei uns schlimmsten Falles einen Monat Gefängnis bekommt, so heißt es dort, Kopf ab.

## 25. Aufbruch des Barons Kaulbars zur Expedition.

13. November morgens. — Schwach schimmert die Sonne durch das papierene Doppelfenster. In der Hanse ist eine Hundekälte. Der eiserne Ofen ist schon längst erloschen.

„Geh, Zwan.“

„Herr Oberst?“

„Ist es draußen kalt?“

„Gräßlich, Herr Oberst.“

„Gib mir meine Sachen.“ Es hilft doch nichts, ich muß mit hinausreiten. Heute bricht der Korpskommandeur, Baron Kaulbars, mit einem Detachement auf, um die Chunchusen und die Banden aufriührerischer, chinesischer Truppen zu vernichten. Außer Kaulbars nehmen noch die Generale Kennenkampf und Fock teil. Die

Truppen treten hinter dem achten Tore, etwa fünf Werst entfernt, an. Die Hauptstraße Girins ist mit Holz gepflastert, es liegt nur wenig Schnee, so daß mein Pferd fortwährend ausgleitet. Ich komme aus der Stadt heraus. Längs des mit alten Bäumen bepflanzten Weges stehen unsere Truppen. Wie dunkle Punkte heben sich ihre Gruppen von der weißen Schneedecke ab. Ich reite näher heran und halte. Die Soldaten sind warm in Pelze gehüllt, die Pelzmützen sind weit über die Ohren herabgezogen. Leider haben sie keine Filzstiefeln. Auch wenn ihre Stiefeln alle gut sind, sie können die Filzstiefeln doch nicht ersetzen. Soldaten und Offiziere sehen frisch und fröhlich aus. Viele von ihnen kenne ich. Wie schnell eilt doch dort der Oberst in einer neuen sibirischen Pelzmütze umher! Er ist vor kurzem erst aus Rußland gekommen, hat noch nichts mitgemacht und brennt darauf, sich eine Auszeichnung zu verdienen. Ich reite zu ihm.

„Ich wünsche Ihnen recht viel Glück!“

Lachend dankt er mir und wischt sich die gefrorenen Tropfen aus dem Bart.

Dichter Nebel liegt in der Luft, und nur wie ein feuriger Ball schimmert die Sonne hindurch.

„Abgesehen!“ schallt aus der Ferne ein Kommando. Die Reiter sitzen ab, treten in Gruppen zusammen, unterhalten sich und rauchen. Die Pferde stampfen und schütteln sich. Der Kommandierende ist weiter vorn bei der Avantgarde. Ein großer, wettergebräunter General begegnet mir, sein Bart gleicht einem Eisklumpen. Er sieht aus wie ein Kaukasier, trotzdem er einen deutschen Namen hat. Er hat gerade einem Hauptmann Vorwürfe wegen der schlechten Stiefeln der Mannschaften gemacht und sieht deshalb zornig aus. In seinen Augen lese ich die bange Sorge: „Ist bei mir auch alles in Ordnung, und habe ich nichts vergessen?“

Ich versuche, den Hauptmann zu trösten. Verärgert steht er bei seinen Offizieren und schimpft.

„Bitte, sehen Sie bloß, Herr Oberst! Sind das denn keine guten Stiefeln? Was will er denn eigentlich noch mehr? Für alle Fälle hat jeder im Tornister noch ein Paar Uü (chinesische Fußbekleidung). Aber es paßt ihm ja nie etwas. Wenn er kommt, muß er anfangen zu schreien!“ — erzählt mir der Hauptmann in beleidigtem Tone. Sein Gesicht steckt bis zu den Ohren in einem Baschlik. Doch da kommt ein guter Freund von mir — der Regimentskommandeur. Zwischen uns ist ein breiter Graben, über den er jedoch mit jugendlicher Leichtigkeit hinwegspringt. Wir umarmen und küssen uns.

„Nun, alles Gute für den Weg!“ — wünsche ich ihm.

„Es wäre schön, wenn wir einen Erfolg hätten. Wieviel Feldzüge habe ich nun schon mitgemacht: In der Türkei, im Kaukasus und in Turkestan.“

Ich sehe ihn von der Seite an und freue mich. Er sieht recht stattlich aus: den Schnurrbart aufgedreht, die gerade Nase und das leicht gerötete Gesicht. Dabei ist er fast sechzig Jahre alt.

In leichtem Trabe kommt auf seinem Grauen Augustoff an. Ich friere in meinem schwarzen Paletot, daß mir die Zähne klappern, ihm merkt man jedoch gar nichts an. Er trägt nur eine kleine Pelzmütze, die die Ohren überhaupt nicht bedeckt.

„Der Baron, der Baron kommt!“ — rufen einige Offiziere. Kaulbars reitet vorbei — eine große, ansehnliche Gestalt; er hat regelmäßige Züge, und ich weiß nicht, warum, ich stelle mir so wie ihn den englischen Feldmarschall Lord Roberts vor, trotzdem ich diesen gar nicht gesehen habe. Auch ihm wünsche ich besten Erfolg.

Die Truppen marschieren ab. Dampf knarren die Räder der Geschütze über den hart gefrorenen Boden.

Die Bagagewagen, zweirädrige Karren und Lazarettwagen folgen. Die Soldaten schieben ihre Tornister und Brotbeutel zurecht und bringen die Tragriemen in Ordnung. Einer stampft und stößt mit dem Fuße, setzt sich dann kurz entschlossen in den Schnee und bringt seine Stiefeln in Ordnung. Der Stiefel hat ihn gedrückt und er fürchtete, sich wund zu laufen.

Die Bajonette werden aufgepflanzt, und in langer Kolonne folgt lautlos auf dem schneebedeckten Acker eine Kompagnie der anderen.

Ich reite lange mit dem Detachement mit.

Es wird sehr kalt für sie werden, denn die Nächte sollen um diese Jahreszeit im Innern der Mandschurci bitter kalt sein. Wir haben 20 Grad Kälte. Und wird das ganze Unternehmen überhaupt Erfolg haben? Wie viele Mühen und Entbehrungen! Vielleicht finden sie den Gegner nicht einmal, denn es ist doch kaum anzunehmen, daß es die Chunchusen mit solch überlegenen Kräften aufnehmen werden. Man kann nicht darauf rechnen, den Feind zu überraschen, denn schon jetzt ist die Kunde von unserer Expedition durch die ganze Mandschurei gedrungen. Die Chinesen haben vorzügliche Spione. Mit Windeseile verbreiten sie die Nachrichten, besonders diejenigen von großer Wichtigkeit. Und wenn nur wenigstens die feindlichen Einwohner uns unterstützten. Aber immer mußten unsere Expeditionen Mangel leiden — auch wenn sie ohne jede feindliche Absicht ausgeführt wurden.

Nehmen wir zum Beispiel an, ein Detachement rastet in einem Dorfe. Zuerst beginnt man, überall Brennholz zu suchen. Nirgends jedoch bekommt man auch nur ein Scheit zu kaufen. Unsere Soldaten schlagen alles kurz und klein — Bretter, Stangen, Zaunpfähle, Türen, Viehtröge, alles muß herhalten. Da hilft kein Schreien des Führers — beim Abmarsch des Detachements ist

kaum ein Zaun und eine Hecke mehr heil. Ja, auch die Türen und Pfosten sind herausgerissen.

Ich treffe Augustoff.

„Exzellenz, wir wollen nach Hause reiten, es ist Zeit zu frühstücken. Wahrscheinlich wartet Bollewski schon.“

„Gut, ich komme mit!“ — er ist auch durchgefroren. Augenwimpern und Bart sind weiß bereift. Wir geben unsere Pferde einem Kosaken und fahren im Wagen nach der Kommandantur. Schon vorher male ich mir aus, wie wir uns am eisernen Ofen wärmen und dann beim Frühstück unseren warmen Thee schlürfen.

Ich denke noch einmal an die armen Soldaten.

Ich gebe die Aufzeichnungen des Artillerieleutnants Schtschegoljefff wieder, die dieser während der so äußerst schwierigen und anstrengenden Expedition gemacht hat.

## 26. Erinnerungen des Leutnants Schtschegoljefff.

Die Expedition brach am 13. November unter dem Oberbefehl des kommandierenden Generals des 2. sibirischen Armeekorps, General Kaulbars, von Girin in zwei Kolonnen auf: die erste, unter General Kernenkampff, bestehend aus 2 Bataillonen, 3 Eskadrons, 3 Kosakenotnien und zehn leichten Geschützen, marschierte auf Schuan-ian an der Straße nach Mukden und sollte am 14. November über Jan-tu-schan auf Mopaschan marschieren; die zweite Kolonne unter General Jock, bestehend aus 7 Kompagnien, 4 Sotnien, 4 reitenden Batterien, 4 Feldbatterien und 2 Gebirgsgeschützen marschierte am 13. November von Girin auf dem Wege nach Jan-tu-schan, wo sich beide Kolonnen am 15. November vereinigten. Von hier bis Mopaschan waren 45 Werst. Sicherer Nachricht zufolge war der Gegner von Mopaschan auf Guan-hai, das an der Mündung des Lumyu in den Sungari liegt, zurückgezogen.

Am 16. November marschirten die vereinigten Detachements auf Mopaschan. In der Avantgarde waren 3 Sotnien, ein reitendes Jagdkommando, ein Zug 2. Transbaikalkosaken-Batterie und ein Zug bespannter Gebirgsartillerie. Die Avantgarde stand unter dem Befehl des Generals Kennenkampf. Dieser Eilmarsch von 45 Werst, der durch zahlreiche Bäche, die nur schlecht gefroren waren und deren Eisdecke unter den schweren Geschützen brach, erschwert war, wurde schnell mit einer 1½stündigen Rast auf der Hälfte des Marsches zurückgelegt. Das Gros bivackierte an der Stelle, wo gerastet worden war, die Avantgarde jedoch marschirte weiter, und um 4 Uhr nachmittags ritten die Schwadronen bereits in die Tore Mopaschans, dieses eigentlichen Nestes der Boyer, ein.

Die Stadtverwaltung mochte sich wohl noch wegen ihrer Freveltaten vom 17. Oktober schuldig fühlen und die wohlverdiente Strafe fürchten, sie kam deshalb Kaulbars mit den Versicherungen der Unterwerfung unter den Sieger entgegen und erklärte, daß alle bewaffneten Horden, wie Chan-tjen-ghu, Li und andere, bereits am 13. November nach Süden und Südosten abgezogen seien.

Am 17. November waren in Mopaschan sämtliche Truppen der Expedition — 15 Kompagnien, 20 Geschütze und 10 Eskadrons und Sotnien vereinigt.

Entschlossen, das Tal von Tumyn von den Boyern zu säubern und sie womöglich alle in Guan-hai festzuhalten, setzte der General Kaulbars am 18. November 3 Sotnien, 2 Eskadrons, ein berittenes Jägerkommando und 4 Geschütze unter Führung des Generals Kennenkampf auf Tschao-jan-schen in Marsch, und von dort längs des rechten Ufers des Tumyn auf Guan-hai; die übrigen Truppen brachen am 19. November unter General Jock längs des linken Ufers direkt dahin auf.

In der Nacht vom 17. zum 18. November fiel hoher Schnee, so daß die an sich schon kaum erkennbaren Wege nun völlig verschneit waren. Rennekampf marschierte in 2 Kolonnen aus Mopaschan: die linke, unter Führung des Kommandeurs des Amurkosakenregiments, Oberst Petichonkin, bestehend aus einer Sotnie, 2 Schwadronen, dem Jagdkommando und einem Zuge transbaikalischer Artillerie, marschierte auf dem Wege nach Tschao-jan-schen mit dem Auftrag, den Weg nach Huanhai zu sperren und dem Gegner, der in Tschao-jan-schen stehen sollte, die Verbindung mit seinen Truppen in Huanhai abzuschneiden. Der General selbst führte 2 Sotnien vom Nertschinskregiment, das Jägerkommando und einen Zug Gebirgsartillerie über das Gebirge direkt auf Tschao-jan-schen.

Der tiefe Schnee, die oft zu überschießenden Bäche, die scharfen Steigungen und steilen Abhänge, und der Matsch auf dem hartgefrorenen Acker machten besonders der Artillerie das Vorwärtstommen sehr schwer. Aber wie die Leute, so schienen sich auch die Pferde darauf zu freuen, möglichst bald mit dem Gegner zusammenzutreffen, und leicht trugen sie Reiter und Geschütze auch die steilsten Berge hinauf. Trotzdem wir alle Chinesen, die uns begegneten, sorgfältig ausfragten, ob und wieviel vom Gegner in Tschao-jan-schen ständen, konnten wir doch keine zuverlässigen Nachrichten erhalten. Wie ich schon oben erwähnte, wagten sie nicht, uns auf die Spur zu helfen, aus Furcht vor der Rache der Boyer.

Endlich meldeten unsere Patrouillen, daß eine Stadt und eine Menge Chinesen zu sehen seien. Gerade waren wir auf einem steil abfallenden Berge angekommen. Die Gefühle, die mich in dieser Minute beherrschten, kann ich gar nicht beschreiben. Gewiß freute sich jedermann im ganzen Detachement, daß wir den Gegner endlich hatten,

aber ich mit meinen Leuten ganz besonders, denn seit Beginn des Feldzuges hatten wir noch nie das Glück gehabt, an einer Schlacht teilzunehmen.

Ein Kosakenordonnanzoffizier jagt auf mich zu. Ich sehe sein lachendes Gesicht.

„Also endlich doch!“ — denke ich bei mir.

„Der General befiehlt die Artillerie nach vorn!“ — ruft er mir eilig zu und zeigt mir mit der Hand die Richtung, wohin ich fahren soll.

Ich fahre scharfen Trab; Geschütze und Munitionswagen springen über den hartgefrorenen Acker. Der General ist abgestiegen und sieht durch sein Fernglas. Als ich in seiner Nähe angekommen bin, halte ich plötzlich auf der Höhe eines Berges, zu dessen Füßen eine ziemlich große, mit Wall und Impan (eine Art chinesischer Festung) umgebene Stadt liegt.

In zwei Kolonnen zogen die Boxer nach der Stadt: die eine nach Süden, die andere nach Osten.

„Lassen Sie abproben und warten Sie den Befehl zur Eröffnung des Feuers ab!“ — befahl mir der General.

Er hatte durch das Jagdkommando die Stadt wie mit einer Kette umspannen lassen, die erste Sotnie der Nertschinsk Kosaken zur Umgehung rechts herumgeschickt und beobachtete nun die Stadt. Plötzlich, als die ersten Schüsse fielen, befahl er mir, das Feuer auf den Impan zu eröffnen.

Nach einigen glücklichen Granat- und Schrapnellschüssen schwieg das Feuer des Gegners, anscheinend war die Garnison abgezogen. In diesem Augenblick hatte die erste Sotnie die Umgehung vollendet und stürzte sich in Schwärmattache auf die Chinesen, die nun nach Osten, d. h. auf die Kolonnen des Obersten Petschonkin, zurückfluteten. Jetzt wurde auch von dort her Geschützfeuer hörbar. Die Boxer nutzten die günstigen Geländefalten

und Schluchten aus und wandten sich unbemerkt nach Süden. Als der General dies merkte, entschloß er sich, sie mit der dritten Sotnie und meinen Geschützen so weit als möglich zu verfolgen.

Wir prokten auf, trabten durch die Stadt und verfolgten den Feind über Felder, Gärten und Gräben, aber erst nach 6 Werst konnten wir ihn wieder einholen. Ich bewunderte die Schnelligkeit, mit der die Chinesen laufen konnten; in kürzester Zeit hatten sie die 6 Werst von der Stadt zurückgelegt. 300 Meter vor dem Feinde ließ ich wieder abproken, die dritte Sotnie unter dem Kommando des Leutnants Grefoff, begann den Gegner von links zu umgehen, während die 1. Sotnie zur rechten Zeit ankam, um rechts herumzugreifen. Die Chinesen erwiderten das Feuer auf der ganzen Linie, ohne uns übrigens besonders viel Schaden zuzufügen, da sie meistens schießen, ohne zu zielen. Als sie einen so schwachen Gegner, wie unser Detachement, vor sich sahen, machten die Boyer Front und gingen zum Angriff vor, doch schon der erste Schrapnellschuß brachte sie wieder ins Wanken und allmählich begannen sie wieder zurückzweichen, zumal sie sahen, daß die Kosaken ihre Flanken zu umgehen drohten. Ihr Rückzug verwandelte sich unter dem Anprall der beiden Sotnien in wilde Flucht; die Kosaken verfolgten sie gewandt, und bald bedeckten die Leichen der Boyer das weite Schneefeld. Die letzten Momente des Kampfes spielten sich schon im Mondscheine ab. Der General ließ Appell blasen. Bei 22 Grad Kälte kehrten wir gegen 8 Uhr abends von der Verfolgung in die Stadt zurück. Dem Gegner war es leider gelungen, den Weg nach Guan-hai zu erreichen, seine Rückzugslinie durch weggeworfene Waffen und zurückgelassene Verwundete und Kranke bezeichnend. Seine Verluste bei Tschao-jan-schen werden auf 280 Mann geschätzt. Auf unserer Seite: verwundet Rittmeister Graf

Keller, ein Amurkojak und zwei Dragoner, 5 Pferde verwundet und 5 tot. In der Stadt sollten wir einen Ruhetag haben, damit die Leute und die Pferde sich erholen konnten, besonders letztere bedurften der Ruhe sehr, da sie von 7 Uhr morgens bis 8 Uhr abends ununterbrochen im Marsche gewesen und nicht einen Augenblick aus dem Geschirr gekommen waren. Die Ruhe sollte aber nicht von langer Dauer sein.

Am folgenden Tage, am 19. November, 6 Uhr abends erhielt das Detachement den Befehl, auf der Straße nach Chei-schi-tou weiter zu marschieren. Der Gegner war in dieser Richtung zurückgegangen. Beim Mondschein verließen wir Tschao-jan-schen, machten einen Umweg von 25 Werst und bezogen um 1 Uhr nachts Bivack bei dem Dorfe Chai-su, von wo wir um 7 Uhr morgens bei mehr als 25 Grad Kälte in der Richtung auf Chei-schi-tou, daß noch 30 Werst entfernt lag, aufbrachen.

Hier bemerkte ich, wie weit das Rundschafterwesen bei den Chinesen entwickelt war. Als wir bei Chai-su Bivack bezogen, wurde eine Sotnie vorgeschickt, um in dem 2 Werst vor uns liegenden Dorfe Ortsunterkunft zu beziehen. Plötzlich, als die Sotnie sich dem Dorfe näherte, erhielt sie Feuer aus den Fanjen. Als die Kosaken zur Attacke vorgingen, war niemand mehr im Dorfe; wie sich später herausstellte, waren es bloß Signalgeschüsse von zurückgelassenen Patrouillen gewesen, die die Annäherung der Russen meldeten.

Auf Chei-schi-tou marschierte General Rennenkampf den kürzesten Weg, oder richtiger gesagt, wieder ohne Weg, querfeldein über Berge und Schluchten.

Doch schon auf der ersten Hälfte des Weges wurde der Marsch für die schweren Geschütze der transbaikalischen Artillerie zu schwierig, und der Zug dieser Artillerie mußte zurückbleiben, um sich dem Detachement

des Generals Fock anzuschließen. Wir anderen ließen uns durch keinerlei Geländeschwierigkeiten aufhalten und eilten weiter auf Chei-schi-tou, wo General Kennenkampf bestimmt den Feind zu treffen glaubte. Bei der großen Kälte war der Marsch sehr beschwerlich. Mehrere Male überschritten wir auf dem Eise den gewundenen Tumyn, wobei es besonders schwer war, die hohen und steilen Ufer zu überwinden; beim Übergang über einen Berg, dicht vor Chei-schi-tou, brach die Achse eines Munitionswagens. Die Einwohner dieses Dorfes empfingen uns mit Musik und Beweisen aller Art für ihre Untermüßigkeit; der Gegner war heute morgen bereits nach Huan-hai abgezogen. In Chei-schi-tou vereinigten wir uns wieder mit der Kolonne des Generals Fock; um 3 Uhr waren wir angekommen und schon um 7 Uhr abends wurde befohlen, die Nacht hindurch auf Huan-hai zu marschieren. Die Trains sollten mit dem Detachement des Generals Fock auf dem linken Ufer marschieren, während sich das Detachement Kennenkampf um 7 Uhr abends ohne Trains, nur mit meinen zwei Geschützen, auf dem rechten Ufer in Marsch setzte. So waren beide Kolonnen auf Huan-hai in Bewegung, mit dem Auftrage, den Gegner auf jeden Fall festzuhalten, ihn bei Tagesgrauen plötzlich von zwei Seiten anzugreifen und ihn so einzuschließen, daß an ein Entkommen nicht mehr zu denken war. Wieder mußte unser Detachement ohne Weg und Steg marschieren, steile Berge überschreiten, sich durch dichtes Gestrüpp einen Weg bahnen und auf der Eisdecke des Flusses entlang marschieren, die bei jedem Schritte frachte und einzubrechen drohte. Besonders schwer war es für die Artillerie: Oft mußten wir abspannen und Geschütze und Munitionswagen mit den Händen die steilen Böschungen hinaufschieben, und zwar so schnell als möglich, dann wieder anspannen und der Kavallerie nachgaloppieren. Nimmt man dazu, daß

es bei Nacht und bei starkem Schneegestöber war, dann kann man sich denken, wie beschwerlich dieser Nachtmarsch war, besonders, da wir die 70 Werst von Chai-fu nach Guan-hai in 24 Stunden mit einer nur 4stündigen Rast in Chei-schi-tou zurücklegen mußten. Mehrere Male war es nicht möglich, auf dem Eise zu marschieren, wir erklimmen deshalb die steilen Ufer und näherten uns allmählich auf einem kaum bemerkbaren, gewundenen Pfade wieder dem Flusse; die Abhänge waren zuweilen so steil, daß die Reiter absitzen mußten, meine kleinen Pferde aber die Geschütze nicht hinaufziehen konnten. Jeden Augenblick strauchelten und stürzten sie; die Leute mußten ihnen gütlich zureden und sie einzeln am Zügel führen. In Chei-schi-tou hatten wir kaum Zeit gehabt, eine Tasse Thee und etwas Warmes zu genießen; daher kam auch noch der Hunger zu allen übrigen Beschwerlichkeiten des Marsches hinzu. Vor uns der Feind in Guan-hai und wahrscheinlich ein heißer Kampf; das hieß, vor zwölf Uhr mittags würden wir kaum zur Ruhe kommen.

In der Dunkelheit der Nacht blickten bald hier, bald dort, in der Richtung auf Guan-hai, einzelne Lichter auf, um ebenso schnell wieder zu verlöschen. Anscheinend waren wir nahe bei der Stadt. Wir mußten uns beeilen, damit uns der Feind nicht zum zweiten Male entwischte.

Mit Aufbietung der letzten Kräfte überwand das Detachement auch noch den letzten Berg und wir trabten am Ufer entlang bereits in der Ebene. Es begann zu dämmern. Einige Schüsse fielen, dann war wieder alles still; unsere Vorhut war auf einen Trupp von 30 Chunchusen gestoßen, und hatte sie zer Sprengt. Endlich wurde es ganz hell und wir standen vor Guan-hai auf dem rechten Ufer des Tumyn. Der General schickte den Oberstleutnant Pawloff, um den Weg von Guan-hai nach Osten abzuschneiden und so dem Gegner jede Möglichkeit zu nehmen, zu entkommen. Gleichzeitig ging am linken

Ufer die Kolonne des General Fock vor. Der Gegner ſah ſich plötzlich zwiſchen zwei Feuern und ſtob nach allen Seiten auseinander, doch der größere Theil war, rechtzeitig gewarnt, unbehelligt entkommen und hatte ſich auf den Fluß Katunche in der Richtung auf die Gebirgskette Tſchan-boſchan zurückgezogen. Die Kräfte des Gegners mochten ſich auf 6000 Mann belaufen, unter Führung des Stellvertreters des Chantjengu, Gjuchoſſy, der ebenfalls auf dem Katunche entkommen war, wo er ſeit dem Ausbruch der Unruhen ſein Stabsquartier aufgeſchlagen hatte, um von hier aus ſeine räuberiſchen Streifzüge in die Ebenen des Sungari und Tumyn zu unternehmen. Chantjengu hatte damals ſchon in Girin ſeine Schuld geſtanden und die Waffen niedergelegt.

Den phyſiſch zwar ſehr ermüdeten, aber begeisterten Truppen wurde in Huan-hai eine dreitägige Raſt gewährt. Ich halte es nicht für überflüſſig, hier einige für die Chineſen charakteriſtiſche Züge zu erwähnen, welche beweifen, wie wortbrüchig und hinterliſtig das Volk iſt und wie wenig man ihm trauen kann.

Wie ich ſchon oben erwähnte, war mir bei Chei-ſchitou eine Achſe gebrochen; ich mußte den Munitionswagen im Dorfe zur Reparatur zurücklaſſen. Mit Muſik und Zurufen hatten uns die Einwohner empfangen, doch kaum war das Detachement abmarschirt, als ſie vom anderen Ufer des Fluſſes begannen, auf meine Leute zu ſchießen, ſobald ſie ſich zeigten; den Schmied, auf deſſen Hofe der Munitionswagen ſtand und der bei der Reparatur geholfen hatte, ergriffen die Einwohner auf der Straße und begannen ihn erbarmungslos zu prügeln, bis meine Leute zum Glück dem Alten zu Hilfe eilten und ihn befreiten. Während dreimal 24 Stunden lagen ſie dort, bis wir ihnen aus Huan-hai einen Zug Roſacken ſchickten; ſie waren die ganze Zeit auf ihrer Hut geweſen, ohne das Gewehr aus der Hand zu laſſen.



## Ein zweiter Fall.

Von Tschao-jan-schen marschierte ein Transport Verwundeter, um sich mit dem Detachement zu vereinigen. In Chei-schi-tou wurden sie mit Schüssen empfangen, so daß der Transport, um nicht die Verwundeten zu gefährden, kehrt machen mußte. Überhaupt sind alle diese Städte Tschao-jan-schen, Chei-schi-tou und Guan-hai weiter nichts als Räubernefter; ihre Einwohner sind alle Chundhusen. Aber wie schwer ist es, einen Chundhusen zu erkennen; sobald er sein Gewehr verborgen hat, ist er ein gewöhnlicher Manse; da soll man wissen, weß Geistes Kind er ist: Auf der Stirn steht es ihm nicht geschrieben.

Aus Guan-hai sollten die russischen Truppen nach Girin zurückkehren; jedoch wurden sie, zur endgiltigen Säuberung der Umgegend Girins von den noch übrig gebliebenen Räuberbanden, in zwei Kolonnen auf verschiedenen Wegen abgeschickt. General Fock sollte mit seiner Kolonne durch die Ebene des Sungari stromabwärts marschieren; während General Kaulbars mit der Kolonne Kennenkampf über Tschao-jan-schen auf N-tun-dschou längs der Mukdener Heerstraße marschierte, um die Banden oberhalb des Tumyn zu vertreiben.

Anfang Dezember 1900 waren die Truppen nach 22tägiger Abwesenheit wieder in Girin.

So endete dieser berühmte Feldzug, der bei stets zunehmender Kälte — oft über 25 Grad — und schneidendem Wind ausgeführt wurde.

Physisch waren die Leute allerdings durch die örtlichen und klimatischen Schwierigkeiten sehr mitgenommen. Zu den Anstrengungen während der Märsche und zu der großen Kälte kamen noch die mannigfachen Entbehrungen; oft fehlte es an Brot, wenn unsere eigenen Vorräte verbraucht waren; nicht überall war Mehl zu bekommen, und die Leute mußten mit dem chinesischen Backwerk, das unser Brot bei weitem nicht zu ersetzen

vermag, zufrieden sein. Aber der russische Soldat versteht es, Entbehrungen zu ertragen, ohne zu klagen oder zu murren; er nahm mit dem schlecht schmeckenden, steinharten chinesischen Brot fürlieb, weichte es im Thee auf und war zufrieden und glücklich.

Besonders fühlbar machte sich der Mangel an guter Fußbekleidung. Die Stiefeln waren bei vielen im Laufe der Zeit ganz zerrissen. Zum Schutz gegen die Kälte hatten sie die Füße mit Lappen umwickelt und Uü (eine chinesische Fußbekleidung) angelegt; mit einem Worte, wenn auch äußerlich unsere Soldaten nicht gerade wie Gentlemen aussahen, so hatten sie weder ihren Humor, noch die Spannkraft zu weiteren Unternehmungen und zum Ertragen weiterer Entbehrungen verloren.

Im Bivack — bei nur wenigen Fansen! In der Fanse ist nicht Platz für alle, doch das kümmert sie nicht; ein großer Scheiterhaufen wird angezündet und rings herum Stroh gehäuft, damit sie nicht auf der bloßen Erde liegen; dann legt sich jeder ans Feuer, wie es ihm paßt — der eine mit dem Rücken, der andere mit dem Kopf. Sie klappern vor Kälte. Wie man da schlafen und sich ausruhen kann, weiß jeder. Doch fröhlich tritt er am anderen Morgen zum Aufbruch an, überwindet die größten Schwierigkeiten, ohne zu wissen, was ihn heute noch erwartet: Ein Ruhetag in einer warmen Fanse oder ein kaltes Grab am Wegesrand. . . .

Das ist die Stärke des russischen Soldaten, hier zeigt sich die Unüberwindlichkeit der russischen Armee.

Schtschegoljeff, Leutnant.

## 27. Die Ankunft des Generals Grodeko.

„Haben Sie es schon gehört? Am 17. September kommt Grodeko!“ ruft mir der Kommandant zu und winkt mit einer Depesche, dann kommt er zu mir heran.

„Denken Sie nur, was dies noch für eine Arbeit ist! Ich muß Quartier aussuchen für den Militär-, Munitions- und Lazarettintendanten, drei Generäle, vier Obersten und zwölf Offiziere,“ sagt er beinahe verzweifelt. „Und das alles in zehn Tagen“. Nachdenklich geht er wieder und bald darauf sehe ich ihn in Pelz und Schärpe auf seinem Grauen wegreiten. Ihm folgt Musäus. Sie reiten zum Tsjan-tschun, um ihm Grodekos Ankunft mitzuteilen und ihn um Quartiere zu bitten.

Am anderen Tage sehe ich mir den für den Höchstkommmandierenden und seinen Stab bestimmten Zimpan an.

Der Winter bleibt derselbe; schneidende Kälte ohne Schnee. Nur eine leichte Schneedecke ist gefallen. Die Umgegend ist weiß, aber das ist auch alles. Der Fluß ist zugefroren und nur auf seiner Eisdecke kann man Schlittenfahren, sonst nirgends.

Am 18. Dezember waren General Augustoff, ich, der Kommandant, der Polizeileutnant, Konsul Ljuba, der Direktor der russisch-chinesischen Bank, Cambel, Dombrowski und der Kontrolleur Musatoff drei Berst auf dem Wege nach Mukden hinausgeritten, um Grodeko zu empfangen. Wir erwarteten ihn um 11 Uhr mittags. Es wurde 12, 1 und 2 Uhr, der Kommandierende erschien nicht. Eifrig blickten wir in die weite Ebene hinaus, in der sich nur hie und da einzelne Bäume vom Schnee abheben. Im Sommer muß es hier wunderschön sein. Endlich steigen wir ab und gehen in einen rechts des Weges gelegenen Tempel, um uns etwas zu wärmen. Eine volle Stunde sitzen wir hier. Nach allen Seiten haben wir Beobachtungsposten ausgestellt, die uns melden sollen, wenn etwas kommt. In weiter Ferne zeigt sich ein langer Zug. Doch es ist nicht Grodeko, nirgends ist ein Wagen zu sehen. Wir steigen zu

Pferde und reiten dem Zuge entgegen, der ſchnell herankommt. Es iſt die Mutter des Tſjan-tſchun, eine jaſt hundertjährige Dame, die in einem Tragiſſel getragen wird. 200 Werſt weit hatte ſie gewohnt und kehrt jezt, wo wieder Ruhe im Lande herrſcht, zu ihrem Sohne zurück. Die Träger wußten anſcheinend ſchon von der Ankunft des ruſſiſchen Tſjan-tſchun und beeilten ſich deshalb nach Kräften. Ihnen folgte eine altmodiſche, mit einem Maultierzug beſpannte Kalesche. 20 mit Gewehren bewaffnete Soldaten ſißen darin und ſehen uns feindlich an. Den Schluß bildet eine chineſiſche Infanteriekompagnie. Endlich erſcheint am Horizont auf dem Berge ein langer Zug, einige Koſaken reiten voraus, ihnen folgt ein mit einer Troika vorzüglicher Pferde beſpannter Wagen. Ich kenne die Pferde. Sie gehören dem Kommandeur des 16. Regiments, Oberſt Stoliza. Im Wagen ſißen Grodeko mit dem Adjutanten ſeines Generalſtabſchefs, Oberſt Dranowſki. Dann folgt ein Wagen mit den Herren des Stabes, am Ende eine Sotnie Koſaken von Petchonkins Regiment.

Trotzdem ſie Schritt fuhren und der Weg ganz gut war, kamen die Pferde wegen der Kälte doch nur langſam vorwärts. Wir kommen in das Reichbild der Stadt. Eine Menge Volk hat ſich angeſammelt, um den ruſſiſchen Tſjan-tſchun zu ſehen. Hier liegen die Kaſernen des 16. Regiments. Sie ſind zum Empfange des Oberkommandirenden bunt mit Flaggen geſchmückt. Nur mühsam können wir durch die Menſchenmenge weiterfahren. Hier ſollen ſich auch die Vertreter Chinas und Rußlands begrüßen. Grodekos Wagen biegt in den Hof ein, wir alle folgen ihm. Vom Tor bis zur Hanſe ſtehen die Repräſentanten der Stadt und verſchiedene Beamte Spalier, in ihren bunten, ſeidenen Kleidern und Zäcken, mit ebensolchen mit Quaften und Federn geſchmückten Mützen. Im hellen Sonnenschein war dies

ein sehr hübsches Bild. Am Ende des Spaliers, am Fuße der Treppe stand der Tsjan-tschun selbst in einem Paradepelz aus Zobell. Zuerst entstand eine peinliche Verlegenheit. Der Wagen hält, Grodeko jedoch bleibt sitzen, da er augenscheinlich erwartet, der Tsjan-tschun solle zu ihm kommen. Auch dieser bleibt stehen und wartet auf Grodeko. So verging eine geraume Zeit; vielleicht war es gar nicht so lange, aber in solchen Momenten werden Minuten zu Stunden. Endlich steigt Grodeko aus und geht zum Tsjan-tschun. Sie begrüßen sich sehr freundlich. Sie setzen sich, plaudern eine Viertelstunde, dann fährt der General weiter. Der Tsjan-tschun begleitet ihn nicht. Kaum hatte der Kommandierende den Hof verlassen, da fiel ein Schuß, ein zweiter, dritter, und bald wird ringsum vor Freude geschossen. Noch ehe wir an das Stadttor gekommen sind, haben sich Straßenmusikanten vor den Zug gesetzt. Aus Leibeskräften blasen sie in ihre Trompeten, Hörner und Pfeifen, schlagen die Trommeln und kupferne Becken. Vom 6. Stadttor an, das ebenfalls mit Flaggen geschmückt war, stehen unsere Truppen Spalier.

„Guten Morgen, Kinder!“ ruft Grodeko mit klarer, ruhiger Stimme.

„Heil und Segen Euerer Exzellenz, Hurra, Hurra, Hurra!“ rufen unsere seit dem Morgen durchfrorenen Soldaten. Alle Dörfer sind von einer dichten Menschenmenge besetzt. Der Schmutz, in dem ich vor drei Monaten beinahe ungekommen wäre, ist ebenfalls gefroren und der Weg einigermaßen glatt. Die drei Werst vom 6. Tor bis zu Grodekos Quartier standen unsere Truppen Spalier.

28. Die Chundusengrube. — Das Beil des Henkers.  
Der Drache.

Mit Grodekos Ankunft begannen die Besichtigungen und Paraden, für mich die Wiederholung der letzten Wochen. Er besichtigte alles sehr eingehend. So kommt er in ein Kompagnierevier, wirft einen Blick auf die Decke, die Wände und den Fußboden. — „Ist es hier trocken?“ — Von einer Ruhebank nimmt er Leppich und Decken weg, — „wie ist es damit? Ist es warm und trocken?“ Er geht an das Fenster, sieht unter die Bänke und in die Risten, ja sogar in den Keller, wo die Kartoffeln liegen. Mit einem Worte — es gibt keinen Winkel, wo er nicht gewesen ist. Doch da man dies schon wußte, ist alles gut und nicht bloß für den äußeren Schein hergerichtet.

Grodeko geht in die Küche einer Kompagnie. Es ist eine kleine Kammer, in der ein Ofen steht und zwei Kessel eingemauert sind. Zwei Köche stehen kerzengerade in ihren weißen Jacken.

„Guten Morgen, Leute!“

„Guten Morgen, Eure Excellenz!“

Sie geben dem General einen Teller Kohlsuppe. Er kostet. —

„Gut, sehr gut!“ sagt er, lächelt und sieht die Soldaten durch seine Brille an. — „Nun gib mir einmal Erbsenbrei, ist der ebenso gut?“ — Er flüstert dem Adjutanten zu, er soll dem Koch drei Rubel geben. — So ist es fast in allen Küchen, besonders da, wo es Kohlsuppe gibt; andere Suppe versetzt ihn nicht in das gleiche Entzücken. Kohlsuppe und Erbsenbrei liebt Grodeko sehr, deshalb gibt es dies auch bei allen großen Dinern — und zwar mit Milch. Er hat dies aus dem Feldzuge in Turkestan behalten, wo ihn auch schon zwei Freunde damit einluden:

„Kommen Sie heute zu mir, es gibt Erbsensuppe“.

„Mit Milch?“

„Ja, auch dies.“

„Ich komme, natürlich,“ pflegte dann Grodeko zu antworten.

Nach der Besichtigung der Truppen sah sich Grodeko auch die Sehenswürdigkeiten von Girin an, besonders die Tempel.

Ich ritt einmal hinter ihm und sehe seinen Wagen die Stadt verlassen. Weiter und weiter, schließlich kommen wir auf einen großen Platz und halten. Um eine Art Brunnen in der Mitte des Platzes zieht sich ein kleiner Zaun, der Brunnen ist mit einem Deckel geschlossen. „Was ist denn das?“ denke ich bei mir. Vor uns war ein chinesischer Polizeibeamter gefahren.

Grodeko geht durch eine im Zaun gelassene Lücke und ruft ihm zu:

„Öffne!“ — Jener steht unentschlossen. Endlich tritt er zur Seite und hebt mit den Zeichen des größten Entsetzens und furchtbarer Angst den Deckel auf. Ein furchtbarer Geruch erhebt sich. Wir stehen an der sogenannten „Chunchusengrube“. Jährlich werden hier 2—3000 Chunchusen hingerichtet. Die Körper werden in die Grube geworfen, die Köpfe dagegen innerhalb des umzäunten Raumes mit den Höpfen an den Zaun angebunden oder sie werden den Verwandten zurückgegeben. Gewöhnlich jedoch hängt man sie an dem Zaune auf. Sie werden dazu in eine Maske gesteckt, in der sich oben ein Loch befindet, damit der Bopf durchgezogen werden kann. So hängt dann der Kopf, bis ein Verwandter des Enthaupteten kommt und ihn mitnimmt, oder bis der Kopf abgefault ist.

Ich blicke in die Grube. Sie hat mehrere Meter im Durchmesser und ist ungeheuer tief. Tausende nackter Leichen lagen darin. Kein einziger hat noch ein Klei-

dungsstück oder sonst ein Erkennungsmerkmal. Die Köpfe sind ab und die Hälse sehen wie abgeschnittene Kohlstrünke aus. Ich bin entsetzt und trete zurück, aus Furcht, daß mir schwindeln könnte, und daß ich in dieses entsetzliche Grab hinabstürze. Grodekof sieht hinein, geht rings herum und schlägt nur die Hände zusammen. Etwas anderes konnte man auch gar nicht tun. Und dabei höre ich folgendes von unserem Dolmetscher! Vor kurzer Zeit ist ein chinesischer Arzt in die Grube hinabgestiegen, um sich den Körper eines Hingerichteten zu holen. Dies ist mir unbegreiflich. Allein der Leichengeruch mußte ihn ja augenblicklich ersticken lassen. Vielleicht war der Deckel vorher lange geöffnet gewesen oder die Kälte war stärker. Gewöhnlich scheint in diese schaurige Tiefe der Frost überhaupt nicht hinabzudringen. Rings um die Grube waren auf dem Schnee verspritzt frische Blutstropfen und Blutlachen. Struppige Hunde leckten sie gierig auf. Dicht dabei lag ein Haufen aus Rohr geflochtener Bastischeuhe, die den Toten gehört hatten. Sie waren so schlecht, daß nicht einmal die Henker sie haben wollten.

Bei der Rückkehr von der Besichtigung der Chunchusenegrube traf ich bei mir zu Hause den Polizeileutnant.

„Wladimir Alexandrowitsch! Können Sie mir nicht vielleicht das Richtbeil verschaffen, mit dem die Chunchusen enthauptet werden!“ Es wäre ein interessantes Stück für meine Sammlung!“

„Gut,“ antwortet er, wie gewöhnlich, ernst — „ich werde es dem Dragoman sagen.“ Als ich nach einigen Tagen nach der Kommandantur gehe, reitet der Henker auf einem grauen Pferde in den Hof — er ist klein, breitschultrig, schielt auf einem Auge, und trägt einen roten Mantel und eine gleiche Kopfbedeckung. In den

Händen hält er das Beil, das ich mir gewünscht hatte. Musäus war zu Hause, und mit einer Verbeugung überreichte ihm der Henker das Beil, das der Tjan-tschun schickte. Es war eine Spanne breit und ganz aus Stahl, auch der Griff; sein Gewicht betrug 8 Pfund. Die Schneide zeigte, wahrscheinlich von den Halswirbeln herührend einige Scharten. Ich gebe dem Henker einen Silberrubel. Er grinst mit einem tierischen Gesichtsausdruck, blinzelt listig mit seinen schielenden Augen, wischt sich das Gesicht mit seiner langen, grünen, noch ganz neuen Schürze, die noch nicht vom Blute seiner Landsleute besudelt ist, ab, steigt zu Pferde und reitet fort.

Das chinesische Neujahr ist gekommen. Es fällt etwa mit dem unsrigen zusammen. Tag und Nacht wird in der ganzen Stadt mit Knallbüchsen geknallt und Musik gemacht. Die Chinesen wollen hierdurch den bösen Geist von ihren Häusern vertreiben. Später erzählte mir General Augustoff, daß sich der General Kaulbars mit der Bitte an den Tjan-tschun gewandt hätte, den Leuten doch wenigstens bei Nacht das Schießen zu verbieten, da er nicht schlafen könne. Hierauf entgegnete ihm der Tjan-tschun folgendes: „Wollen Eure Excellenz denn, daß das ganze Volk während des kommenden Jahres Sie und mich verflucht? Wenn irgend einer Unglück haben wird — es brennt bei ihm, oder ein Todesfall in der Familie, oder er hat Verlust im Geschäft — sofort wird alles darauf geschoben, daß sie in der Neujahrsnacht nicht schießen durften und hierdurch den bösen Geist vertreiben.“ —

So konnte Kaulbars nichts dagegen machen . . .

„Herr Oberst! Stehen Sie auf! Die Chinesen zeigen den Drachen. Es ist wunderschön. Der Komman-

dierende und alle Herren Offiziere sind auch da!" ruft mein Zwan. Es ist spät nachts. Schnell springe ich aus dem Bett, ziehe mich an und gehe hinaus. Etwa zehn Chinesen schreiten auf dem Hofe umher, auf den Schultern einen langen, aus feinem, weißen, durchsichtigen Stoff zusammengeklebten Drachen tragend. In seinem Innern brennen einzelne Flammen, auch die Schnauze und der Schwanz sind erleuchtet. Dadurch, daß sie sich bald verneigen, bald wieder aufrichten, stellen die Chinesen sehr natürlich und wirkungsvoll die Bewegungen des Drachens beim Flug durch die Luft dar. Unser ganzer Stab steht an der Tür und freut sich des Anblicks.

„Das würde auch in dem größten Theater Petersburgs Beifall finden!" ruft Grodeko beifällig. Er ist mit der Vorstellung sehr zufrieden und läßt den Darstellern 25 Rubel und eine silberne Uhr überreichen. Wir geben ihnen auch etwas. Die Chinesen sind sehr geschickt in der Vorstellung verschiedener Scherze und Imitationen.

## 29. Rückkehr nach Charbin.

Am 7. Januar verließ Grodeko Girin, um in einer entlegenen Garnison eine Besichtigung abzuhalten. Da er sobald als möglich nach Charbin zurückkehren wollte, bat ich um die Erlaubnis, bei der ersten Gelegenheit dahin zu fahren. Es war bitter kalt. Nie habe ich in Rußland eine ähnliche Kälte erlebt. Wahrscheinlich kam es daher, weil hier kein Schnee lag. Ich hatte drei warme Unterjacken, einen gefütterten Waffenrock, einen dicken, wattierten Paletot mit Persianertragen an, dazu eine dicke Pelzmütze, Wajschlief, Filzstiefel und dicke Fausthandschuhe — trotzdem aber fror ich unterwegs furchtbar. Uns Russen, die wir keinen Winter ohne Schnee

kennen, ist es äußerst unangenehm, bei 30 Grad Kälte im Wagen auf der bloßen Erde zu fahren. Die Pferde straucheln und unter den Hufen und Rädern wirbelt der schneidend kalte Staub auf.

Bis Tolotschou fuhr ich 3 Tage, von wo aus ich die wiederhergestellte Eisenbahn benutzen konnte.

Eine Woche später kam Grodeko in Charbin an. Unser Leben war friedlich und ruhig und es fehlte nicht an frohen Stunden.

---

Es ist 9 Uhr abends. Im Hause von Ignatius, wo die Offiziere des Stabes einquartiert waren, herrschte große Freude. Oberst N., der bei uns allen gleich beliebt war, feiert seine Beförderung zum General. An einem langen, mit Speisen und Getränken besetzten Tische sitzen etwa 15 Offiziere. Der Chef des Stabes, sein Stellvertreter und die Adjutanten. Ich höre der fröhlichen Unterhaltung zu. Der Held des Tages läßt uns freigiebig Sekt eingießen. Besonders vergnügt ist er, der neue General. Ein glückliches Lächeln verschwindet überhaupt nicht von seinem gutmütigen Gesicht. Von Zeit zu Zeit blickt er auf seine Achselstücke, dann auf die roten Streifen an seiner Hose, und streichelt sie mit der Hand. Grodeko hat ihm persönlich die Nachricht überbracht und die Generalskraupen geschenkt. Im übrigen behielt er seine alte Uniform. — Mjo, der General war fertig, da Nadaroff ihm ein Paar Reithosen mit rotem Streifen verschafft hatte.

„Erzellenz, Erzellenz!“ stürmen sie von allen Seiten auf ihn ein.

„Aber, meine Herren, unterbrechen Sie mich doch nicht!“ sagt der neue General, der gerade feierlich von einer Heldentat erzählt, wie er mit seinem Detachement die Stadt B. eroberte.

„Also, zwei Kompagnien nahm ich links, die Artillerie fuhr auf einem Berge auf und eröffnete das Feuer“.

„Erzcellenz, Sie erzählen nur immer von Ihren Truppen. Wo war denn der Feind? Das wissen wir ja noch gar nicht“, unterbrach ich ihn.

„Was du dumm bist, mein Sohn!“ scherzt der General und fährt fort, mich zu duzen als Zeichen seiner Freundschaft. „Ich habe dir doch schon gesagt, daß es regnete. Die Chinesen saßen alle in ihren Fauten.“

„Ach so!“ und alles bricht in helles Lachen aus. „Das muß aber ein tüchtiger Gegner gewesen sein, der sich beim Regen in die Häuser verkroch“.

„Aber, meine Herren, haben Sie schon gehört, wie sich eine Deputation Chinesen aus dem Dorfe Chailar beim General D. meldete?“ ruft ein kleiner, lustiger Generalstabshauptmann. Schon vorher glänzen seine Augen vor Freude.

„Erzählen Sie, bitte!“

„Es wurde ihm gemeldet, daß eine chinesische Deputation da sei. „Sie sollen warten!“ ruft der General ärgerlich. Nach einiger Zeit kommt er aus dem Zelt heraus — sieht sich um, niemand ist zu sehen. — „Da, wo ist denn die Deputation?“ fragte er. „Erzcellenz müsse sich etwas gedulden,“ antworten seine Kosaken kleinlaut. — Wir haben Sie nach Wasser geschickt!“

Alles lachte, und in später Stunde, als schon die meisten nach Hause gegangen waren, entschloß sich auch der General, noch eine Geschichte zu erzählen: Einteilung nach Temperamenten.

### 30. Die Einteilung nach Temperamenten.

„Weit hinten in der Ukraine lebte in einer großen Stadt als Chefarzt eines Lazarett's ein Staatsrat S. — ein Deutscher — der mit großem Eifer wissenschaft-

liche Studien betrieb. Kurz nach seiner Ankunft kam er auf den Gedanken, einmal Untersuchungen über die Temperamente unserer Leute anzustellen. Er bat deshalb den Kommandeur der dort in Garnison stehenden Schützenbrigade, ihm von Zeit zu Zeit etwa 20 Mann zuzuschicken, die mit Rücksicht auf ihr Temperament ausgejucht werden sollten: Also Choleriker, Sanguiniker, Melancholiker und Phlegmatiker. Der Brigadefeldkommandeur versprach dem gelehrten Arzte jegliche Unterstützung bei seinen wissenschaftlichen Experimenten und befahl einem seiner Bataillonskommandeure, die erwähnte Anzahl Leute zu schicken.

Der Bataillonskommandeur hielt eine Versammlung seiner Hauptleute ab, beriet mit ihnen, ließ das Bataillon antreten, konnte aber beim besten Willen keine Einteilung nach Temperamenten zustande bringen. Schließlich rief er unwillig: „Hol der Teufel diesen Doktor! Suchen Sie irgend ein paar Schaafsköpfe heraus und schicken Sie sie ihm zu! Mir ist das ganz egal!“ Doch unter seinen Kompagniechefs befand sich auch ein Baron, ein geborener Preuße, der früher in Deutschland Offizier gewesen war. Im Kriege 1870 war er verwundet worden und hatte das eiserne Kreuz erhalten. Dieser preußische Baron war ein sehr dienstfertiger Herr und faßte die Sache ebenso ernst auf, wie der Brigadefeldkommandeur. Er wollte seinem Landsmann, dem Arzte, unbedingt helfen. Er läßt sich daher sofort seinen Feldwebel kommen. — Dies war ein Mann, der bei keiner Aufgabe versagte. Stets antwortete er: „Zawohl!“ oder „Zu Befehl!“ Zwischen ihm und seinem Hauptmann entspann sich folgendes Gespräch:

„Guten Morgen, Moskalschew!“ — begrüßt ihn der Hauptmann mit dem allen Deutschen eigenen, scharfen Accent.

„Guten Morgen, Herr Hauptmann!“ antwortet der

Feldwebel stramm und spitzt die Ohren, was nun kommen wird. Über seine weiße Drillichjacke hat er das Koppel geschnallt, außerdem trägt er die sogenannten „Tschembary“, Lederhosen.

„Mein Sohn,“ sagt ihm sein Kompagniechef, „wir sollen 40 Leute nach ihrem Temperament aussuchen, verstehst du, und in das Lazarett zum Chefarzt schicken.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich verstehe,“ antwortet jener schnell.

„Gut, du verstehst. Zuerst wirst du also 10 Mann aussuchen, die du für Choleriker hältst. Weißt du, was das ist?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich verstehe.“

Der Herr Baron traut ihm aber nicht recht und hält es doch für angebracht, ihm dies näher zu erläutern.

„Es sind dies verärgerte, zerfahrene, mit nichts zufriedene Menschen. Was für Leute willst du also dahin schicken?“

„Herr Hauptmann, das sind am besten solche, die sich nüchtern immer allein halten. Aber wenn sie betrunken sind, am liebsten jeden hinter die Ohren schlagen.“

„Vortrefflich, sehr gut! Nun kommen die Sanguiniker: Es sind dies lustige, aber geriebene Burschen.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ antwortet der Feldwebel siegesgewiß, dazu nehmen wir vielleicht die Sännger.“

„Ausgezeichnet, das meine ich auch! Nun brauchen wir aber noch 10 Melancholiker!“ sagt der Hauptmann nach einem Augenblick des Nachdenkens.

Der Feldwebel schweigt und erwartet eine nähere Erklärung.

„Nun, das sind stille, nachdenkliche, oft traurige Leute!“

„O, sehr einfach, Herr Hauptmann, wir schicken die Leute, die am häufigsten nach Hause schreiben.“

„Einverstanden!“ — Wieder folgt langes Schweigen. — Der Hauptmann geht in seinem Zimmer auf und ab und spricht von Zeit zu Zeit vor sich hin: „Sehr richtig! So ist es gut!“ Dann bleibt er stehen:

„Nun, mein Lieber, jetzt kommen die letzten: Die Phlegmatiker.“

„Was sind das für Menschen, Herr Hauptmann?“ fragt Moskaleff schüchtern.

„Ja, mein Lieber, genau erklären kann ich dir dies auch nicht. Langweilig, nicht recht lustig — mit einem Worte, Schlafmützen! verstehst du?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, die suchen wir am besten aus dem Strafbuch aus.“

„Wie meinst du das?“ fragt der Baron verwundert.

„Ich meine die Leute, die wegen Unachtsamkeit beim Exerzieren bestraft sind.“

„Ja, da hast du Recht, aber bekommen wir da auch genug zusammen?“

„Sicherlich, Herr Baron, und wenn noch einige fehlen sollten, so nehmen wir die Handwerker dazu.“

---

Ende Februar 1901 kehrte Grodeko mit seinem ganzen Stabe auf der Eisenbahn über Nikolskassurisk nach Chabarowsk zurück. Die ganze Strecke war nach der Zerstörung des vorigen Jahres wieder in Betrieb.

Es ist an einem Abend Ende März. Ich genieße die schöne Aussicht auf den Amur. Die Sonne ist schon untergegangen und vergoldet nur noch mit ihren letzten Strahlen die flimmernde Eisdecke des Stromes. Der Ussuri zur linken ist schon teilweise aufgetaut und seine dunkle Flut hebt sich scharf von dem schneebedeckten Ufer ab. Am Fuße der Berge leuchten in der Rosakenstaniza,

vielleicht 10 Werst entfernt, die ersten Lichter auf. Es ist wunderbares Wetter, kein Lüftchen regt sich.

Doch was sind das dort für zwei dunkle Punkte, die mit Windeiseile über die blinkende Fläche des Amur gleiten! Aha, ich weiß schon. . . . Es sind Golden, die in ihrem Hundeschlitten aus der Stadt zurückkehren, wo sie Zobelfelle verkauft haben. Ich habe sie heute auf dem Bazar getroffen. Leicht fliegen die in langem Zuge angespannten Hunde mit dem Schlitten dahin. Leider hatte ich nie Gelegenheit, mit einem solchen Gefährt zu fahren, doch erzählte mir Grodeko, daß er früher einmal einen Versuch damit gemacht habe. Anfangs ging alles gut. Der Golde brauchte den Hunden nur leise etwas zuzurufen — und sie gehorchten. Plötzlich kommt ihnen ein fremder Hund entgegen. Die ganze Meute stürzte sich auf ihn, wobei der tausende Schlitten beinahe umgeschlagen wäre. — Dann fuhren sie schnell wieder zurück.

Man sagt, daß der Amur schon sehr zeitig, etwa vom 9. April an, eisfrei sei. Die kleine Blusninka, die dicht bei Chabarowsk vorbeifließt, war es schon lange, doch soll sie auch immer einen Monat früher auftauen. Der Tag der Heimreise rückt zu meiner Freude immer näher.

In schwarzem, wattiertem Paletot kommt ein stattlicher Herr mit steifem Filzhut an mir vorbei.

„Was sehen Sie denn auf den Amur hinaus? Beileben Sie sich, daß Sie zur Abreise fertig sind,“ sagt er lächelnd und grüßt mich.

„Warum denn so eilig? Gibt es denn schon Billets?“ — Ein Jahr war es her, daß ich die Heimat verlassen hatte. Noch lange saß ich und blickte auf den Amur hinaus, bis es Zeit war, schlafen zu gehen.

Zwei Monate später war ich wieder in Petersburg.





747271  
/1.